

Fantasy Classics

SIR ARTHUR CONAN DOYLE

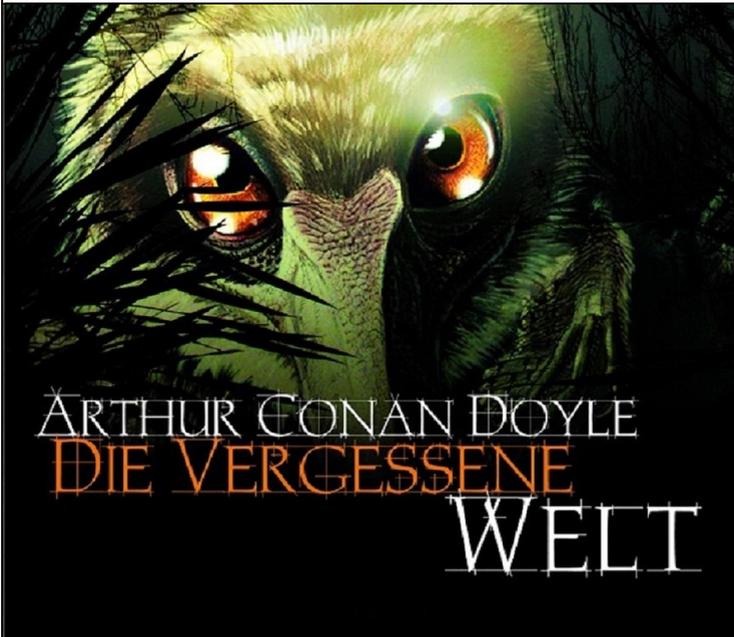
# DIE VERGESSENE WELT

HEYNE-BUCH Nr. 3715

im Wilhelm Heyne Verlag, München

©1979 - ISBN 3-453-30274-5

ebook 2004 by meTro



Dieses eBook ist nicht zum Verkauf bestimmt!

SIR ARTHUR CONAN DOYLE

# DIE VERGESSENE WELT

*Ein klassischer Fantasy-Roman*

*Illustrierte Neuauflage*

WILHELM HEYNE VERLAG

MÜNCHEN

HEYNE-BUCH Nr. 3715  
im Wilhelm Heyne Verlag, München

Titel der englischen Originalausgabe  
THE PROFESSOR CHALLENGER STORIES  
THE LOST WORLD

Deutsche Übersetzung von Elisabeth Simon  
Die Textillustrationen schuf Hubert Schweizer

Die Karten auf den Seiten 91 und 143 zeichnete Erhard Ringer

Redaktion: Wolfgang Jeschke

Copyright © 1912 by Sir Arthur Conan Doyle

Copyright © 1979 der deutschen Übersetzung

by Wilhelm Heyne Verlag, München

Printed in Germany 1979

Umschlagbild: Segrelles/Norma

Umschlaggestaltung: Atelier Heinrichs, München

Gesamtherstellung: Mohndruck Reinhard Mohn GmbH, Gütersloh

ISBN 3-453-30274-5

## *Inhalt*

<i>1 Wir sind von Heldentum umgeben</i>	<i>5</i>
<i>2 Versuchen Sie Ihr Glück bei Professor Challenger</i>	<i>15</i>
<i>3 Ein absolut unmöglicher Mensch</i>	<i>26</i>
<i>4 Einfach die tollste Sache der Welt</i>	<i>38</i>
<i>5 Irrtum</i>	<i>64</i>
<i>6 Damals war ich die strafende Hand Gottes</i>	<i>85</i>
<i>7 Und so werden wir morgen ins Ungewisse aufbrechen</i>	<i>99</i>
<i>8 Der erste Ausblick auf die neue Welt</i>	<i>114</i>
<i>9 Wer hätte das voraussehen können?</i>	<i>134</i>
<i>10 Die wunderbarsten Dinge erlebt</i>	<i>167</i>
<i>11 Der Held des Tages</i>	<i>187</i>
<i>12 Es war grauenvoll</i>	<i>213</i>
<i>13 Ein Anblick, den ich nie vergessen werde</i>	<i>234</i>
<i>14 Das waren die wirklichen Errungenschaften</i>	<i>256</i>
<i>15 Unsere Augen haben große Wunder gesehen</i>	<i>278</i>
<i>16 Der Triumphzug</i>	<i>303</i>

## *Wir sind von Heldentum umgeben*

Mr. Hungerton, ihr Vater, war der taktloseste Mensch unter der Sonne – ein aufgeplusterter, schmutziger Kakadu von einem Mann, überaus gutmütig, aber voll auf sein einfältiges Ich konzentriert. Wenn mich etwas dazu veranlaßt hätte, Gladys aufzugeben, dann der Gedanke an einen solchen Schwiegervater. Ich bin überzeugt davon, daß er sich im Ernst eingebildet hat, ich käme seinetwegen dreimal pro Woche nach Chestnuts und sei an seinem Geschwätz über Metallegierungen interessiert, ein Gebiet, auf dem er sich für eine Kapazität hielt.

An dem bewußten Abend ließ ich sein monotones Geplapper über schlechtes Geld, das gutes vertreibt, über den symbolischen Wert von Silber, über die Abwertung der Rupie und über die wahren Wechselkurse eine geschlagene Stunde über mich ergehen.

»Nehmen wir einmal an«, rief er mit schwachbrüstiger Vehemenz, »daß alle auf der Welt existierenden Schulden gleichzeitig eingetrieben werden sollten. Jetzt frage ich Sie, was würde bei unseren gegebenen Verhältnissen passieren?«

Ich antwortete natürlich, daß ich dann ein ruiniertes

Mann sei, worauf er aus seinem Sessel fuhr, mich einen leichtfertigen Stutzer nannte, mit dem man kein ernsthaftes Thema besprechen könne, aus dem Raum stob und sich für seine Freimaurerloge umzog.

Endlich war ich allein mit Gladys, und der schicksalhafte Augenblick war gekommen. Den ganzen Abend war ich mir wie ein Soldat vorgekommen, der darauf wartet, in die Schlacht geschickt zu werden, und nicht weiß, ob er den Sieg erhoffen darf oder die Niederlage fürchten soll.

Sie saß da, und dieses stolze, feine Profil hob sich vor dem roten Samtvorhang ab. Wie schön sie doch war! Und gleichzeitig wie unnahbar. Wir waren Freunde, recht gute Freunde sogar, aber über eine Kameradschaft, wie ich sie mit meinen Kollegen von der *Gazette* pflegte, ging es einfach nicht hinaus: absolut offen und ehrlich, absolut höflich und nett – und absolut unsexuell. Meine Instinkte wehren sich gegen eine Frau, die sich mir gegenüber kein Blatt vor den Mund nimmt und völlig ungeniert ist. Für einen Mann ist das kein Kompliment. Wo wirklich Gefühl und Sex mitspielen, da kommen automatisch Schüchternheit und Mißtrauen auf, jene Erbgüter aus alten, gottlosen Zeiten, wo Liebe und Leidenschaftlichkeit oft Hand in Hand gingen. Der gebeugte Kopf, der abgewandte Blick, die bebende Stimme, die furchtsam hochgezogenen Schultern – diese und nicht die selbstsichere Miene und die ehrliche Antwort sind die wahren Anzeichen der Leidenschaft. Selbst in meinem kurzen Leben hatte ich das bereits gelernt – oder vielleicht hatte ich es auch durch dieses Rassengedächtnis, das wir Instinkt nennen, ererbt.

Gladys besaß alle weiblichen Vorzüge. Manche hielten sie für kalt und hart, aber das war ungerecht. Diese Haut mit dem bronzefarbenen Schimmer, fast orientalischem Anmutend, dieses rabenschwarze Haar, die großen, feuchten Augen, die vollen und doch äußerst feinen Lippen – alle Anzeichen von Leidenschaft waren vorhanden, doch mir war es bisher zu meinem Leidwesen nicht gelungen, sie hervorzulocken. Aber, komme was da wolle, an jenem Abend wollte ich dem Hangen und Bängen ein Ende machen und die Angelegenheit zur Sprache bringen. Mehr als mir einen Korb geben konnte sie schließlich nicht, und lieber ein abgewiesener Liebhaber als ein akzeptierter Bruder.

Soweit waren meine Überlegungen gediehen. Ich wollte gerade das lange, bedrückende Schweigen brechen, als mich zwei kritische dunkle Augen prüfend musterten und ein entzückender Kopf lächelnd, doch mißbilligend geschüttelt wurde.

»Ich habe das unguete Gefühl, Ned«, sagte Gladys, »daß du um meine Hand anhalten willst. Ich wünsche, daß du es nicht tust. So, wie es ist, finde ich es viel netter.«

Ich zog meinen Stuhl etwas näher. »Woher weißt du denn, daß ich um deine Hand anhalten wollte?« fragte ich erstaunt.

»Frauen wissen doch immer Bescheid, oder nicht? Glaubst du etwa, daß je eine Frau dieser Welt über einen Antrag erstaunt gewesen ist? Aber – ach, Ned, unsere Freundschaft ist so schön und angenehm gewesen. Ein Jammer, sie zerstören zu wollen. Spürst du denn nicht, wie

toll es ist, wenn ein junger Mann und eine junge Frau so offen miteinander reden können, wie wir immer miteinander geredet haben?«

»Ich weiß nicht so recht, Gladys. Siehst du, offen kann ich auch mit ... mit dem Bahnhofsvorstand reden.«

Wie ich ausgerechnet auf einen Bahnhofsvorstand gekommen bin, weiß ich nicht. Er stand plötzlich im Raum, und wir mußten beide herzlich lachen.

»Mich befriedigt das nicht«, fuhr ich schließlich fort. »Ich will dich in den Armen halten, deinen Kopf an meine Brust drücken und ... ach, Gladys, ich will ...«

Bei der Aufzählung meiner Wünsche war sie aus dem Sessel aufgesprungen. »Du machst alles kaputt, Ned«, rief sie. »Alles war so natürlich und schön, und jetzt kommst du mir damit! Es ist wirklich schade! Warum kannst du dich nicht ein bißchen beherrschen?«

»Ich habe es doch nicht erfunden«, flehte ich. »Die Natur will es so. Es ist Liebe.«

»Wenn sich beide lieben, ist das vielleicht etwas anderes, aber ich kenne das Gefühl nicht.«

»Aber du mußt es doch kennen – du, mit deiner Schönheit, deiner Seele. Gladys, du bist für die Liebe geschaffen. Du mußt lieben!«

»Man muß warten, bis sie von alleine kommt.«

»Aber warum kannst du mich denn nicht lieben, Gladys? Liegt es an meinem Äußeren oder woran?«

Sie ging eine Spur aus sich heraus, stand auf, streckte die Hand aus – eine so graziöse und herablassende Geste –, legte sie an meine Stirn und schob meinen Kopf zurück.

Mit einem nachdenklichen Lächeln sah sie mich an.

»Nein, an deinem Äußeren liegt es nicht«, sagte sie schließlich. »Du bist kein von Haus aus selbstgefälliger Mensch, also kann ich es ruhig aussprechen. Daran liegt es nicht. Es liegt tiefer.«

»An meinem Charakter?«

Sie nickte ernst.

»Was kann ich dagegen unternehmen? Bitte, setz dich wieder hin und sag es mir.«

Sie sah mich mißtrauisch an, was für mich noch schlimmer war, als das offenherzige Vertrauen, das sie mir bisher entgegengebracht hatte. Wie primitiv und bestialisch es aussieht, wenn man es zu Papier bringt, aber vielleicht ist es ja auch ein Gefühl, das mir allein eigen ist. Wie dem auch sei, sie setzte sich wieder.

»Bitte sag mir, was es ist.«

»Ich bin in einen anderen verliebt.«

Jetzt war es an *mir*, aufzuspringen.

»Ich spreche nicht von einem bestimmten Mann«, sagte sie und lachte, als sie den Ausdruck auf meinem Gesicht sah.

»Ich spreche von einem Ideal. Dem Mann, den ich meine, bin ich noch nicht begegnet.«

»Erzähl mir von ihm. Wie sieht er aus?«

»Er könnte ungefähr so wie du aussehen.«

»Wie lieb von dir, daß du das sagst. Und was hat er an sich, was mir abgeht? Du brauchst es bloß auszusprechen. Ist er Abstinenzler, Vegetarier, Astronaut, Theosoph, Supermann – ich versuche alles, Gladys, wenn du mir nur sagst, was dir gefällt.«

Sie lachte über die Beweglichkeit meines Charakters.

»Also«, sagte sie, »ich glaube, daß mein Ideal schon einmal nicht so reden würde wie du. Der Mann wäre härter und unbeugsamer und würde sich nicht so schnell den Wünschen einer Frau anpassen wollen. Vor allem muß es ein Mann sein, der tatkräftig sein und handeln kann, der dem Tod furchtlos ins Antlitz blickt, ein Mann großer Taten und herrlicher Abenteuer. Nicht den Mann selbst werde ich lieben, sondern die Siege, die er errungen hat, denn diese werden sich in mir widerspiegeln. Zum Beispiel Richard Burton! Als ich gelesen habe, was seine Frau über ihn schrieb, konnte ich ihre Liebe voll und ganz verstehen. Oder Lady Stanley. Hast du je das letzte Kapitel gelesen, wo sie über ihren Mann schreibt? Solche Männer kann eine Frau aus ganzer Seele anbeten und zu neuen Taten inspirieren, was dann die *ganze* Welt bewundert.«

Sie sah in ihrer Begeisterung so wundervoll aus, daß ich das Gespräch fast um sein Niveau gebracht hätte. Ich riß mich jedoch zusammen und diskutierte weiter.

»Wir können nicht alle Lady Stanleys oder Richard Burtons sein«, sagte ich. »Außerdem fehlen uns die Chancen – ich wenigstens hatte nie solche Chancen. Wenn sie sich mir bieten würden, würde ich natürlich zugreifen.«

»Aber jeder ist doch von Chancen umgeben. Das ist ja gerade das Merkmal des Mannes, von dem ich spreche: er schafft sich seine eigenen Chancen. Man kann ihn nicht davon abhalten. Ich bin ihm nie begegnet, und doch scheine ich ihn so gut zu kennen. Wir sind von Heldentum

umgeben, es muß nur erkannt und durchgeführt werden. Den Männern obliegt es, Heldentaten zu vollbringen, und die Frauen haben die Pflicht, diese Männer mit ihrer Liebe zu belohnen. Denk doch bloß an den jungen Franzosen, der letzte Woche mit dem Ballon aufgestiegen ist. Ein orkanartiger Sturm fegte über das Land, aber er bestand darauf, termingemäß zu starten. Fünfzehnhundert Meilen hat ihn der Sturm in vierundzwanzig Stunden ostwärts getragen, und mitten in Rußland ist er heruntergekommen. Das ist der Typ von Mann, den ich meine. Es gibt bestimmt eine Frau, die ihn liebt und die jetzt von anderen Frauen glühend beneidet wird. Ich möchte, daß es mir einmal genauso geht, daß man mich beneidet, die Frau eines so fabelhaften Mannes zu sein.«

»Um dir zu imponieren, hätte ich mich auch fünfzehnhundert Meilen vom Wind ostwärts tragen lassen.«

»Du sollst aber nichts tun, weil du mir damit imponieren willst, sondern weil du nicht anders kannst, weil du mußt, weil alles in dir nach heldenhaften Taten schreit. Du hast im letzten Monat in der *Daily Gazette* einen Bericht über das Grubenunglück in Wigam geschrieben. Meinst du nicht, es wäre nutzbringender gewesen, wenn du hingefahren wärest und dich an der Rettung der verschütteten Männer beteiligt hättest?«

»Habe ich ja getan.«

»Das hast du mir gar nicht erzählt.«

»Ich fand es nicht angebracht, damit zu prahlen.«

Das Interesse an mir schien in ihr zu wachsen. »Das war aber mutig von dir.«

»Es ist mir nichts anderes übrig geblieben. Wenn du einen Bericht schreiben willst, der unter die Haut geht, dann mußst du hautnah an den Ort des Geschehens heran.«

»Das ist aber ein ganz schön prosaisches Motiv. Von Romantik kann da keine Rede mehr sein. Trotzdem – ich freue mich, daß du unten in dem verschütteten Stollen gewesen bist.« Sie gab mir die Hand, aber mit einer solchen verhaltenen Würde, daß ich mich nur darüber beugen und sie küssen konnte. »Ich bin wahrscheinlich bloß eine törichte Frau, die Backfischideen im Kopf hat«, fuhr sie fort. »Aber die Sache ist mir so am Herzen gelegen, daß ich mich einfach nicht dagegen wehren kann. Falls ich je heirate, dann nur einen berühmten Mann.«

»Warum auch nicht!« rief ich. »Frauen wie du geben den Männern Kraft und Mut. Gib mir eine Chance, und du wirst schon sehen, wie ich sie nütze. Aber du hast recht, ein Mann sollte sich seine eigenen Chancen bauen und nicht warten, bis sie ihm gegeben werden. Wenn du zum Beispiel an Clive denkst – ein einfacher Buchhalter und hat ganz Indien erobert. Aber auch ich werde in dieser Welt noch etwas vollbringen. Verlaß dich drauf.«

Sie lachte über meine plötzliche Begeisterung. »Warum nicht?« sagte sie. »Du besitzt alles, was ein Held braucht – Jugend, Gesundheit, Kondition, Bildung, Energie. Ich war so enttäuscht, daß du dich aussprechen wolltest, aber jetzt bin ich froh, unendlich froh, weil dadurch diese Gedanken in dir wach geworden sind.«

»Und wenn ich dann ...«

Ihre liebliche Hand legte sich wie warmer Samt auf meine

Lippen. »Kein weiteres Wort, Sir! Seit einer halben Stunde solltest du schon in der Redaktion sein. Du scheinst vergessen zu haben, daß du heute Nachtdienst hast, ich habe es bloß nicht übers Herz gebracht, dich daran zu erinnern. Eines Tages, wenn du dir deinen Platz in der Welt geschaffen hast, sprechen wir vielleicht noch einmal darüber.«

Und so kam es, daß ich an jenem nebligen Novemberabend mit glühendem Herzen in der Straßenbahn stand und mir schwor, daß kein weiterer Tag verstreichen würde, ehe ich nicht eine Tat gefunden hatte, mit der ich Gladys imponieren konnte. Aber wer – wer in all dieser großen weiten Welt hätte ahnen können, welche Form diese Tat annehmen und welche seltsamen Schritte ich unternehmen sollte, um sie zu vollbringen?

Der Leser wird sich fragen, was dieses erste Kapitel eigentlich mit meiner Erzählung zu tun hat, aber ohne die Beschreibung der Geschehnisse an diesem Abend hätte es gar keine Geschichte gegeben, die man hätte erzählen können. Nur wenn ein Mann mit dem Gedanken, von Heldentum umgeben zu sein, in die Welt hinauszieht und den Wunsch im Herzen trägt, eine Heldentat zu vollbringen, nur dann bricht er aus dem bisher gekannten Leben aus, wie ich das getan habe, und dringt in das ergötzliche, mystische Zwielficht eines Landes ein, wo es große Abenteuer und große Lorbeeren zu ernten gibt.

Und so fordere ich den geehrten Leser auf, mich in die Redaktion der *Gazette* zu begleiten, wo ich, eine völlig unbedeutende Figur, noch in dieser Nacht der Herausforderung zu begegnen hoffte, die meiner Gladys

würdig war. War es Härte oder Selbstsucht, daß sie mich aufgefordert hatte, zu ihrer eigenen Verherrlichung mein Leben zu riskieren? Solch ein Verdacht mag sich in das Denken eines Mannes mittleren Alters einschleichen, aber nicht in das eines Dreiundzwanzigjährigen, den das Fieber seiner ersten Liebe zu verzehren droht.

## *Versuchen Sie Ihr Glück bei Professor Challenger*

Ich habe den alten, griesgrämigen, rundbackigen, rot-haarigen McArdle, unseren Nachrichtenredakteur, schon immer gemocht und gehofft, daß er auch mich mag. Beaumont war natürlich der eigentliche Boß, aber er lebte in der geläuterten Atmosphäre irgendwelcher Olympischen Höhen, von denen aus er Geringeres als eine internationale Krise oder die Zersplitterung des Kabinetts nicht wahrnehmen konnte. Manchmal sah man ihn einsam und majestätisch durch die Redaktionsräume schreiten, den Blick nach innen und die Gedanken auf den Balkan oder den Persischen Golf gerichtet. Beaumont war über und jenseits von uns. Aber McArdle war sein Oberstleutnant, und ihn kannten wir. Der alte Mann nickte, als ich hereinkam, und schob die Brille auf die Stirn.

»Wie ich höre, Mr. Malone«, sagte er mit seinem stark schottischen Akzent, »machen Sie sich sehr gut.«

Ich machte eine leichte Verbeugung.

»Der Bericht über das Grubenunglück war ausgezeichnet. Und der über den Großbrand in Southwark ebenfalls, Sie schreiben einen spannenden Stil. Und warum wollen Sie mich jetzt sprechen?«

»Weil ich Sie um einen Gefallen bitten will.«

Er sah mich erschreckt an. »Ach, du meine Güte!«

sagte er mit gequälter Stimme. »Was für einen Gefallen denn?«

»Ich wollte Sie bitten, Sir, mir eine Reportage zu übergeben, wo ich persönlichen, taktischen Einsatz bringen muß. Ich verspreche Ihnen, mich durchzuboxen und Ihnen einen entsprechenden Bericht zu liefern.«

»Und woran haben Sie da gedacht, Mr. Malone?«

»An irgend etwas, Sir, das mit Abenteuer und Gefahren verbunden ist. Je schwieriger, desto besser.«

»Sie scheinen mit aller Gewalt Ihr Leben verlieren zu wollen.«

»Nein, Sir, ich möchte es rechtfertigen.«

»Ach, du meine Güte!« rief er mit derselben gequälten Stimme. »Das klingt aber sehr exaltiert. Ich glaube, diese Zeiten sind vorbei. Die Ausgaben für den sogenannten Frontauftrag sind noch nie in einem gesunden Verhältnis zum Resultat gestanden. Außerdem wurden solche Reportagen schon immer an Leute mit Rang und Namen vergeben, und die großen unbekanntenen Lücken in der Landkarte existieren schon lange nicht mehr. Die Romantik des Abenteuerertums ist ausgestorben. Ich würde sagen ...« Er brach ab, und ein Lächeln huschte über sein Gesicht. »Moment!« rief er. »Die großen unbekanntenen Lücken bringen mich auf eine Idee. Wie war's, wenn Sie einen Scharlatan – einen modernen Münchhausen – entlarven und ins Lächerliche ziehen würden? Er muß endlich als der Lügner gebrandmarkt werden, der er tatsächlich ist. Mann, das wäre nicht schlecht. Wie gefällt Ihnen der Vorschlag?«

»Bestens. Ich mache alles und scheue nichts.«

McArdle schwieg und dachte angestrengt nach.

»Vielleicht gelingt es Ihnen«, sagte er nach einer Weile, »das Vertrauen dieses Mannes zu gewinnen oder wenigstens mit ihm ins Gespräch zu kommen. Sie scheinen das Talent zu besitzen, Beziehungen anknüpfen zu können und Sympathie zu erwecken. Ich merke das ja an mir selbst.«

»Sehr liebenswürdig, Sir«, sagte ich.

»Also gut«, sagte McArdle. »Dann versuchen Sie Ihr Glück bei Professor Challenger.«

Ich war von den Socken.

»Professor Challenger?« rief ich. »Meinen Sie den berühmten Zoologen? War er nicht derjenige, der Blundell, dem Reporter vom *Telegraph*, eins über den Schädel gezogen hat?«

Der Nachrichtenredakteur verzog den Mund zu einem schiefen Lächeln. »Na und?« fragte er. »Sie sagen doch, daß Sie Abenteuer suchen.«

»In Verbindung mit meinem Beruf, Sir.«

»Eben. Ich nehme an, daß Challenger nicht immer so gewalttätig ist. Blundell muß ihn in einem falschen Moment angebohrt haben oder auf die falsche Art. Sie haben vielleicht mehr Glück und gehen taktvoller vor. Der Fall Challenger dürfte Ihnen liegen, und man soll seine Leute immer dort einsetzen, wo sie ihre Fähigkeiten unter Beweis stellen können.«

»Wenn ich ganz ehrlich bin, weiß ich nichts über den Mann«, sagte ich. »Ich kenne seinen Namen nur durch den Prozeß nach der Sache mit Blundell.«

»Ich kann Ihnen ein paar Anhaltspunkte geben, Mr.

Malone«, sagte McArdle. »Ich habe nämlich schon seit geraumer Zeit ein Auge auf den Professor.« Er zog einen Zettel aus der Schublade. »Hier eine kurze Zusammenfassung meiner bisherigen Recherchen. Ich lese sie Ihnen vor:

Challenger, George Edward. Geboren achtzehnhundertdreiundsechzig in Largs, in Nordengland. Studium an der Largs Academy und der Universität von Edinburgh. Achtzehnhundertzweiundneunzig Assistent am Britischen Museum, Abteilung Vergleichende Anthropologie. Achtzehnhundertdreiundneunzig Rücktritt wegen Meinungsverschiedenheiten und scharfen Auseinandersetzungen mit Vorgesetzten. Gewinner der Crayston Medaille für zoologische Forschungsarbeiten. Mitglied von ... ach, von einem Haufen von Institutionen im In- und Ausland: Societe Beige, American Academy of Science, La Plata und so weiter und so fort. Expräsident der Paläologischen Gesellschaft, Präsident der British Association für ... alles irgendwelche hochtrabenden Angelegenheiten. Veröffentlichungen: *Beobachtungen anhand von Kalmückenschädeln, Hervorstechende Merkmale der Entwicklung der Vertebraten*. Unzählige Fachartikel, darunter *Der Trugschluß des Weißmanismus*, der hitzige Diskussionen beim Zoologenkongreß in Wien auslöste. In seiner Freizeit macht Challenger ausgedehnte Spaziergänge und klettert auf Bergen herum. Adresse: Eumore Park, Kensington, W.

Den Zettel können Sie mitnehmen, und das wäre dann alles für heute.«

Ich steckte den Zettel ein.

»Eine Frage noch, Sir«, sagte ich, als ich nicht mehr das

rote Gesicht vor mir hatte, sondern eine rosa Glatze, »ich habe immer noch nicht ganz begriffen, warum ich den Mann eigentlich interviewen soll. Was hat er denn gemacht?«

Das Gesicht kam wieder in die Höhe.

»Er ist vor zwei Jahren nach Südamerika auf eine Einmannexpedition gegangen und im vergangenen Jahr zurückgekommen. Daß er in Südamerika war, wird nicht bezweifelt, aber er weigert sich zu sagen, wo er gewesen ist. Er hat von seinen Abenteuern berichtet, aber bloß ganz vage. Als ihn dann jemand genauer ausfragen wollte, hat der Mann jegliche Auskunft verweigert. Etwas Wundervolles soll passiert sein – wenn der Professor nicht das Blaue vom Himmel herunterlügt, was ich annehme. Er hat ein paar Fotos hergezeigt, aber das können Fälschungen gewesen sein. Er reagiert so allergisch auf das Thema Südamerika, daß er auf jeden losgeht, der ihm Fragen stellt. Reporter pflegt er die Treppe hinunterzuwerfen. Meiner Meinung nach leidet er an gewalttätigem Größenwahn und benutzt die Wissenschaft nur als Aufhänger. So sieht die Sache aus, Mr. Malone, und Sie müssen jetzt zusehen, was Sie daraus machen können. Sie sind groß und muskulös und werden sich schon wehren können. Und daß die Redaktion Ihnen in allem den Rücken deckt, das brauche ich ja wohl nicht zu betonen.«

Das grinsende Gesicht senkte sich wieder nach unten, und meinem Blick bot sich erneut die rosa Glatze. Das Gespräch war beendet. Ich schlenderte zum Savage Club, ging aber nicht hinein, sondern stützte mich mit bei-

den Händen auf das Geländer der Adelphi Terrasse und blickte lange und nachdenklich auf den braunen, öligen Fluß hinunter. In der frischen Luft habe ich schon immer am besten und logischsten denken können. Ich habe McArdles Zettel aus der Tasche gezogen und ihn unter der elektrischen Lampe betrachtet. Und plötzlich hatte ich eine Art göttliche Eingebung: als Journalist hatte ich nicht die geringsten Chancen, mit diesem gemeingefährlichen Professor in Kontakt zu kommen. In den spärlichen Angaben zu seiner Person war jedoch von Meinungsverschiedenheiten und scharfen Auseinandersetzungen und hitzigen Diskussionen die Rede, und daraus schloß ich, daß der Mann ein Fanatiker war und ich vielleicht auf dem Umweg über die Wissenschaft an ihn herankommen konnte. Ich mußte es versuchen.

Ich ging in den Club hinein. Es war kurz nach elf, und obwohl der Hauptansturm noch nicht eingesetzt hatte, war es bereits ziemlich voll. In einem Sessel neben dem Kamin saß ein großer hagerer Mann. Als ich einen Stuhl neben ihn zog, drehte er sich zu mir um. Er war genau mein Mann, dieser Tarp Henry, seines Zeichens Bakteriologe und freier Mitarbeiter der Zeitschrift *Nature*. Henry war ein kleiner, ledriger Typ, der für seine Freunde alles tat. Ich fiel rücksichtslos über ihn her. »Was weißt du über einen gewissen Professor Challenger?« fragte ich.

»Challenger?« Er runzelte die Stirn. »Challenger ist der Mann, der irgendwelche Lügenmärchen von einer Südamerika-Expedition erzählt hat.«

»Was für Lügenmärchen?«

»Ach, irgendwelchen kompletten Blödsinn. Angeblich will er seltsame Tiere entdeckt haben. Ich glaube, er hat seine Behauptungen inzwischen widerrufen. Jetzt scheint er die Sache totzuschweigen. Er hat bei seiner Rückkehr ein Interview gegeben, ist dabei aber voll baden gegangen und hat wohl selbst gemerkt, daß es so nicht geht. Eine peinliche Angelegenheit. Es hat ein paar Leute gegeben, die ihn ernst genommen haben, aber die hat er schon nach kurzer Zeit vergrault.«

»Wodurch?«

»Durch seine Grobheiten und sein unmögliches Benehmen. Der arme alte Wadley vom Zoologischen Institut hat ihm ein Glückwunschtelegramm geschickt und ihn zu einem Vortrag eingeladen. Die Antwort, die er bekommen hat, war so ordinär, daß ich sie nicht wiederholen will.«

»Stell dich doch nicht an, Tarp.«

»Na, was wird er schon geantwortet haben? Daß ihn der Chef des Zoologischen Instituts am Abend besuchen soll.«

»Mann!«

»Der alte Wadley war fix und fertig. Mit allem hatte er gerechnet, bloß damit nicht.«

»Und was weißt du noch von Challenger?«

»Du weißt, daß ich Bakteriologe bin. Ich lebe in der Welt des Mikroskops und kann nicht für mich in Anspruch nehmen, Dinge, die ich mit dem bloßen Auge sehe, objektiv beurteilen zu können. Ich bin ein Mensch, der sich am äußersten Rand des Erkennbaren bewegt, und fühle mich

völlig fehl am Platz, wenn ich mein Labor verlasse und auf euch große rauhe Gesellen stoße. In meiner Welt gibt es keine Skandale, ich gebe allerdings zu, daß ich bei wissenschaftlichen Gesprächen von diesem Challenger gehört habe. Er scheint ein Mann zu sein, den man einfach nicht ignorieren kann. Ein gerissener Typ, voll von Vitalität und Energie, aber streitsüchtig, schrullig und skrupellos. Er hat sogar die Stirn besessen, irgendwelche Fotos von seiner Expedition zu fälschen.«

»Schrullig ist er, sagst du? Was hat er denn für Marotten?«

»Unzählige. Sein Hauptsteckenpferd ist August Weißmann, du weißt schon, der deutsche Zoologe, der nachgewiesen hat, daß erworbene Eigenschaften nicht vererbbar sind. Bei einem Kongreß in Wien hat Challenger den Ausdruck Weißmannismus geprägt und irgendwelche Streitereien vom Zaun gebrochen.«

»Kannst du mir sagen, worum es genau gegangen ist?«

»Nicht aus dem Stegreif, aber es existiert ein Protokoll, das sogar übersetzt ist. Wir haben es in unserem Archiv. Interessiert es dich?«

»Allerdings. Ich muß den Knaben nämlich interviewen und brauche einen Aufhänger. Wenn es nicht zu spät ist, könnten wir doch vielleicht gleich in euer Archiv gehen.«

Eine halbe Stunde später saß ich in dem Archiv und hatte die Unterlagen über den Wiener Zoologenkongreß vor mir liegen, wo Challenger einen Vortrag über das Thema

›Weißmann kontra Darwin‹ gehalten hatte. Da meine naturwissenschaftlichen Kenntnisse beschränkt sind, hatte ich Schwierigkeiten, den roten Faden zu verfolgen, aber es entging mir nicht, daß der englische Professor das Thema auf äußerst aggressive Weise behandelt hatte und seinen Kollegen ordentlich auf die Zehen getreten war. Der Vortrag hatte Protest und allgemeines Ärgernis zur Folge gehabt. Für mein ungeschultes Gehirn allerdings klang das Ganze wie Chinesisch.

»Kannst du mir das nicht ins Englische übersetzen?« fragte ich Tarp Henry.

»Aber das ist doch bereits die Übersetzung«, sagte er.

»Dann sollte ich mir vielleicht den Urtext besorgen. Vielleicht kann ich mit dem mehr anfangen.«

»Für einen Laien ist das nicht leicht zu verstehen, das gebe ich zu.«

Ich überlegte. »Wenn ich einfach einen Satz herausnehme ... ja, den da!« Ich deutete darauf. »Den begreife ich sogar ungefähr. Der wird mein Aufhänger.«

»Dann brauchst du mich also nicht mehr?«

»Doch, denn ich will diesem Challenger schreiben. Vielleicht könnte ich den Brief gleich hier abfassen und diese Adresse als Absender angeben. Das macht die Sache gewichtiger.«

»Und Challenger bricht dann hier ein und schlägt alles kurz und klein.«

»Ach wo – du kannst den Brief lesen. Keine Spur von Kritik oder dergleichen. Du kannst dich darauf verlassen.«

»Gut, meinetwegen. Aber ich will den Brief wirklich se-

hen, bevor du ihn abschickst.«

Ich schüttelte ihn nicht gerade aus dem Handgelenk, muß aber sagen, daß ich schließlich richtig stolz darauf gewesen bin. Ich las ihn dem kritischen Bakteriologen vor.

*Sehr verehrter Professor Challenger,  
als bescheidener Student der Naturwissenschaften habe ich Ihre Theorien bezüglich Weißmann und Darwin mit dem größten Interesse verfolgt. Ich hatte neulich die Gelegenheit, mein Gedächtnis durch die erneute Lektüre Ihres Vertrags ›Weißmann kontra Darwin‹ wieder aufzufrischen. Ihre großartigen Spekulationen scheinen das Thema ein für allemal zu klären. Ein Satz jedoch macht mich stutzig. Ich zitiere: ›Ich protestiere entschieden gegen die unmögliche und rein dogmatische Behauptung, daß jedes einzelne Id ein Mikrokosmos sein soll, der von einer eigenen historischen Struktur geprägt ist, die sich durch eine Reihe von Generationen hindurch entwickelt hat.‹ Haben Sie nach den letzten Erkenntnissen der Forschung nicht den Wunsch, diesen Satz abzuschwächen? Glauben Sie nicht, daß er zu drastisch ist? Da mir das Thema sehr am Herzen liegt und ich gewisse Vorschläge machen möchte, die sich nur in einem persönlichen Gespräch erklären lassen, darf ich Sie höflichst um einen Termin bitten. Ihr Einverständnis voraussetzend, erlaube ich mir, Sie am kommenden Mittwoch um elf Uhr aufzusuchen.*

*Hochachtungsvoll  
Edward D. Mahne*

»Na?« fragte ich triumphierend. »Wie findest du meinen Brief?«

»Wenn du es vor deinem Gewissen verantworten kannst – gut.«

»Kann ich.«

»Und was bezweckst du damit?«

»Daß ich den Mann erst einmal zu sehen bekomme. Wenn ich dann dort bin, wird mir schon etwas einfallen. Vielleicht sage ich ihm einfach die Wahrheit. Wenn er ein Gentleman ist, kann ihn das nur für mich einnehmen.«

»Meinst du? Daß du dich bloß nicht täuschst. Aber am Mittwoch um elf wirst du es genau wissen. Der Mann ist gewalttätig, gefährlich, streitsüchtig, von allen gehaßt, die mit ihm zu tun haben, vor allem von seinen Studenten. Vielleicht wäre es das beste, wenn du nie etwas von dem Mann gehört hättest.«

### ***Ein absolut unmöglicher Mensch***

Die Ängste oder auch Hoffnungen meines Freundes sollten sich nicht bestätigen. Als ich mich am Mittwoch bei ihm blicken ließ, wartete ein Brief auf mich. Der Inhalt lautete folgendermaßen:

Sir,

*ich habe Ihren Brief erhalten, in dem Sie sich meiner Meinung zum Thema Weißmann kontra Darwin anschließen. Vorweg gleich eines – ich bin weder von Ihrer Anerkennung noch von der anderer abhängig. Sie erlauben sich, von Spekulationen zu sprechen, und ich mache Sie darauf aufmerksam, daß dieser Ausdruck im Zusammenhang mit diesem Thema eine Unverschämtheit ist. Ich bin allerdings überzeugt davon, daß nicht Bosheit, sondern Ignoranz und Taktlosigkeit der Grund sind, und bin daher bereit, die Angelegenheit auf sich beruhen zu lassen. Sie greifen einen Satz aus meinem Vortrag heraus und zitieren ihn, allem Anschein nach, ohne ihn begriffen zu haben. Man sollte meinen, daß der Sinn dieses Satzes lediglich einem geistig minderbemittelten Menschen entgeht, falls jedoch eine Erläuterung tatsächlich vonnöten sein sollte, bin ich bereit, Sie zu dem von Ihnen genannten Termin zu treffen, obwohl mir Besuche zuwider sind. Zu Ihrem Vorschlag, meine Ausdrucksweise abzuschwächen*

*(was einer Meinungsänderung gleichkommt), möchte ich Ihnen gleich an dieser Stelle sagen, daß ich so etwas nicht zu tun pflege.*

*Den Umschlag dieses Briefes zeigen Sie tunlichst Austin, meinem Faktotum, denn er hat den strengen Befehl, mir lästige Besucher vom Hals zu halten, vor allem die Halunken von der Presse.*

*Hochachtungsvoll*

*George Edward Challenger*

Das waren die Zeilen, die ich Tarp Henry vorlas. Er hatte nichts dazu zu sagen.

Eine Bemerkung konnte er sich allerdings nicht verkneifen.

»Es gibt da so ein neues Zeug«, sagte er. »Cuticura heißt es, glaube ich. Es soll viel besser sein als Arnika.«

Manche Menschen haben einen merkwürdigen Humor.

Um halb elf hatte man mir den Brief gegeben, und um Punkt elf war ich an Ort und Stelle. Das Taxi hielt vor einem eleganten Haus mit Säulen zu beiden Seiten des Eingangs. Die schweren Samtvorhänge hinter den Fenstern ließen darauf schließen, daß der gefürchtete Professor kein armer Mann war. Die Tür wurde mir von einer seltsamen, ausgetrockneten Gestalt unbestimmbaren Alters aufgemacht, die sich später als Chauffeur entpuppte und wohl die Lücke füllen mußte, die eine Reihe von geflüchteten Butlern hinterlassen hatte. Der Mann musterte mich mit seinen wasserblauen Augen.

»Angemeldet?« fragte er.

»Ja«, antwortete ich.

»Herzeigen.«

Ich hielt ihm den Umschlag unter die Nase.

»Stimmt.«

Er schien kein Mensch zu sein, der viel Worte machte. Ich folgte ihm durch die Eingangshalle, als eine zierliche Frau aus einer Tür kam, eine lebhafte Dame mit dunklen Augen. Sie hätte Französin sein können.

»Einen Moment«, sagte sie. »Sie warten hier, Austin, und Sie kommen bitte hier herein, Sir. Darf ich Sie fragen, ob Sie meinen Mann schon kennen? Persönlich, meine ich.«

»Nein, Madam, ich hatte noch nicht die Ehre.«

»Dann muß ich Sie im voraus um Entschuldigung bitten. Mein Mann ist ein absolut unmöglicher Mensch – absolut unmöglich. Wenn Sie vorgewarnt sind, dann machen Sie vielleicht eher ein Zugeständnis.«

»Das ist sehr gütig von Ihnen, Madam.«

»Wenn mein Mann gewalttätig zu werden droht, dann ergreifen Sie auf der Stelle die Flucht! Lassen Sie sich um Gottes willen auf keine Streitereien ein. Das ist vielen schon zum Verhängnis geworden. Anschließend haben wir dann immer den Skandal und müssen alle darunter leiden. Ich hoffe, Sie wollen ihn nicht wegen Südamerika sprechen, oder?«

Eine Dame konnte ich schließlich nicht anlügen.

»Oh je!« rief sie. »Das ist das gefährlichste Thema. Von dem, was er behauptet, werden Sie nicht ein Wort glauben, aber lassen Sie es sich um Gottes willen nicht anmerken,

sonst gerät er in Wut. Tun Sie so, als würden Sie ihm seine Geschichten glauben, dann passiert vielleicht nichts. Sie müssen sich immer vor Augen halten, daß er daran glaubt. Felsenfest. Dabei ist er ein so ehrlicher Mensch. Bleiben Sie nicht länger als nötig, sonst merkt er, daß Sie ihm nicht glauben. Und wenn Sie das Gefühl haben, daß er gefährlich wird, dann klingeln Sie und halten sich ihn vom Leib, bis ich komme. Selbst in den bösesten Situationen schaffe ich es meistens, ihn zurückzuhalten.«

Nach diesen ermutigenden Worten übergab mich die zierliche Dame wieder dem wortkargen Austin, der während des kurzen Interviews wie eine Bronzestatue der personifizierten Diskretion gewartet hatte und mich jetzt durch einen schmalen Gang zum allerhintersten Zimmer führte. Ein Klopfen an der Tür, ein stierhaftes Gebrüll von drinnen, und da stand ich vor dem Professor. Von Angesicht zu Angesicht.

Er saß in einem Drehsessel. Davor ein schwerer, breiter Tisch, auf dem sich Bücher, Landkarten und grafische Darstellungen häuften. Als ich hereinkam, fuhr er mit seinem Sessel herum und sah mich an. Mir hätte es fast den Atem verschlagen. Ich hatte ihn mir irgendwie seltsam vorgestellt, aber gewiß nicht als die überwältigende Persönlichkeit, die er war. Vor allem seine Größe war beeindruckend. Seine Größe und seine ganze Gestalt. Er besaß den größten Kopf, den ich je auf den Schultern eines Menschen gesehen hatte. Ich bin überzeugt davon, daß mir sein Hut – falls er überhaupt einen Hut hatte – über die Ohren gerutscht wäre. Sein Gesicht und der Bart lie-

ßen mich instinktiv an einen Assyrischen Stier denken. Während die Hautfarbe frisch und rosig war, war der Bart so schwarz, daß er bereits bläulich schimmerte. Wie ein Spaten aus gekräuselten Haaren ging er ihm bis auf die Brust. Die Kopfhaare waren flach angeklatscht und in einer Welle über die breite Stirn gezogen. Die Augen unter den struppigen Brauen waren graublau, ihr Blick sehr klar, sehr kritisch und sehr bestimmend. Weiterhin sah ich über der Tischplatte enorm breite Schultern, eine Brust wie ein Faß und zwei riesige Hände mit schwarzen Haaren auf dem Rücken. Dieses Äußere und die Donnerstimme, das waren meine ersten Eindrücke des berüchtigten Professor Challenger.

»Na?« brüllte er mich an. »Und jetzt?«

Ich dachte erst, daß ich keinen Ton herausbringen würde, aber es ging doch.

»Sie waren so gütig«, sagte ich bescheiden, »mir einen Termin zu bewilligen, Sir.«

Ich zog den Briefumschlag aus der Tasche und deutete darauf.

Professor Challenger wühlte auf seinem Tisch, brachte mein Schreiben zum Vorschein und breitete es vor sich aus.

»Ach ja«, sagte er. »Sie sind der junge Mann, der Sprachschwierigkeiten zu haben, meine Theorien aber anzuerkennen scheint.«

»Ja, Sir«, antwortete ich eifrig. »Ich erkenne Ihre Theorien voll an.«

»Da bin ich aber sehr froh. Ihr Alter und Ihr Auftreten



machen die Anerkennung noch gewichtiger. Aber Sie scheinen immer noch besser zu sein als diese Herde von Schweinen in Wien, die im Chor gegen die britische Einzelsau anquieken wollen.« Er sah mich dabei mit entsprechender Miene an.

»Man scheint sich Ihnen gegenüber miserabel betragen zu haben«, sagte ich.

»Ich kann mich selbst verteidigen, das können Sie mir glauben, und brauche Ihr Mitleid nicht. Allein in seinen vier Wänden ist G.E.Ch. der glücklichste Mensch. Deshalb machen wir diese Unterredung kurz. Für Sie kann sie kaum angenehm sein, und für mich ist sie eine Qual. Wenn ich richtig verstanden habe, wollen Sie Änderungsvorschläge bezüglich meiner Thesis machen.«

Seine Art war so direkt, daß es keine Ausflüchte gab. Trotzdem wollte ich noch herumschmarren, bis sich mir ein besserer Einstieg bot. Noch vor ein paar Minuten hatte ich mir alles ganz einfach vorgestellt, aber jetzt schien mich mein irischer Mutterwitz verlassen zu haben. Gerade jetzt, wo ich ihn so dringend brauchte.

Professor Challenger fixierte mich mit Augen aus Stahl.

»Also?« drängte er.

»Ich bin lediglich ein einfacher Student, Sir«, sagte ich und setzte ein einfältiges Lächeln auf. »Eigentlich nur jemand, der ein gewisses ... äh ... Wissen anzusammeln versucht. Beim Studium Ihres Vertrags ist mir eben der Gedanke gekommen, daß Sie mit Weißmann etwas sehr streng verfahren sind. Nach den Versuchsergebnissen der

letzten Jahre scheint seine Position doch wieder fester zu werden, oder nicht?«

»Nach welchen Versuchsergebnissen?« fragte Professor Challenger mit einer Stimme, die bedrohlich ruhig klang.

»Es ist mir schon klar«, sagte ich, »daß diese für Sie keinen endgültigen Beweis darstellen. Ich habe eigentlich nur gemeint, daß die moderne Denkweise und der ... äh ... allgemeine wissenschaftliche Standpunkt eher eine Richtung *pro* Weißmann einschlagen, soweit ich ... äh ...« Ich verstummte.

Professor Challenger lehnte sich mit sehr ernster Miene nach vorn.

»Daß der Schädelindex ein konstanter Faktor ist«, sagte er, »darf ich bei Ihnen doch wohl als bekannt voraussetzen, oder?«

»Selbstverständlich, Sir.«

»Und daß die Telegonie noch *sub judice* ist, ebenfalls?«

»Zweifelsohne.«

»Auch, daß sich das Samenplasma vom parthenogenetischen Ei unterscheidet?«

»Aber gewiß!« rief ich, von meiner eigenen Kühnheit begeistert.

»Aber was beweist das?« fragte er.

»Tja«, murmelte ich. »Was beweist das?«

»Soll ich es Ihnen sagen?«

»Ich bitte darum.«

»Es beweist«, brüllte er in einem plötzlichen Anfall von Wut, »daß Sie der blödeste Eindringling von ganz London

sind – ein schmieriger, kriecherischer Journalist, der von naturwissenschaftlichen Dingen genausowenig Ahnung hat wie von Anstand.«

Er war aus seinem Sessel aufgesprungen. Zorn glühte in seinen Augen. Trotz der angespannten Situation war ich erst einmal baß erstaunt: Professor Challenger, den ich für einen Riesen gehalten hatte, reichte mir knapp bis zu den Schultern. Er war ein Sitzriese, dessen Vitalität sich zumeist in die Breite und ins Gehirn verteilt.

»Einen Schmarrn«, schrie er, »einen hundertprozentigen Schmarrn habe ich Ihnen eben erzählt. Sie glauben wohl, Sie können es mit mir aufnehmen und mich reinlegen? Sie mit Ihrer Nuß von einem Gehirn? Ihr widerwärtigen Schreiberlinge haltet euch für omnipotent. Ein lobendes Wort aus eurer verlogenen Feder, und jemand ist ein gemachter Mann. Ein vernichtendes Wort, und jemand ist ruiniert. Auf dem Bauch sollen wir vor euch kriechen, damit ihr uns wohlgesonnen seid. Ekelhaftes Geschmeiß, die Ohren gehören euch abgeschnitten! Keinen Sinn für Maß und Ziel. Aufgeblasene Kotsäcke! Aber ich bringe euch schon noch Respekt bei. Jawohl – mit G.E.Ch. könnt ihr das nicht machen. Ich bin hier der Herr. Ich habe euch gewarnt, aber wenn ihr mich trotzdem pestet, dann seid ihr selber schuld. Genugtuung, mein guter Mr. Malone, ich verlange Genugtuung. Sie haben ein gefährliches Spiel gespielt und haben es, fürchte ich, verloren.«

»Sir«, sagte ich, ging rückwärts zur Tür und machte sie auf. »Sie können mich beschimpfen und beleidigen, so lange Sie wollen, aber alles hat seine Grenzen. Tätlich

werden Sie mit *mir* nicht.«

»So?« Er war in drohender Haltung hinter mir hergeschnürt, blieb jetzt aber stehen und steckte die großen Hände in die Taschen seiner reichlich kurzen Jacke. »Ich habe schon etliche Ihrer Sorte hinausgeschmissen. Sie sind Nummer fünf oder sechs. Jeder kostet mich drei bis vier Pfund Strafe, das ist zwar viel Geld, aber ich gebe es gern aus. Nein, Sir. Ihnen soll es nicht besser gehen als den anderen. Jetzt sind Sie an der Reihe.« Wie ein Tanzmeister nahm er seinen Schnürschritt wieder auf.

Ich hätte mich durch den Gang in die Halle retten können, aber das wäre zu schmählich gewesen. Außerdem kam langsam eine berechtigte Wut in mir auf. Anfangs war ich im Unrecht gewesen, darüber bestand kein Zweifel, aber die Drohungen dieses Mannes setzten mich ins Recht.

»Sie werden mich nicht anrühren, Sir«, sagte ich. »Ich lasse es nicht zu.«

»Heiliger Florian!« Der schwarze Schnurrbart ging in die Höhe, und ein weißer Reißzahn kam zum Vorschein. »Er läßt es nicht zu!«

»Seien Sie doch nicht so ungeschickt, Professor«, rief ich. »Gegen meine achtzig Kilo sind Sie ein Federgewicht. Alles harte Muskeln. Ich bin Mittelstürmer beim Fußballclub London Irish und bin nicht der Mann ...«

In dem Moment fiel er über mich her. Zum Glück hatte ich die Tür aufgemacht, sonst wären wir beide durchgebrochen. So jedoch wirbelten wir zusammen durch den Gang. In der Eingangshalle kam uns irgendwie ein Stuhl in die Quere, und den nahmen wir auch noch gleich mit

Richtung Straße. Den Mund voll mit Barthaaren, die Arme in die seinen verhakt, unsere Körper aneinandergedreht und die Stuhlbeine dazwischen geklemmt, flogen wir die Stufen vor der Haustür hinunter. Der Stuhl ging in die Brüche, und wir rollten, jeder für sich, in den Rinnstein. Professor Challenger sprang auf die Beine, schwang die Fäuste und keuchte wie ein Asthmatiker.

»Reicht Ihnen das?« rührte er.

»Sie Grobian!« schrie ich und rappelte mich auf.

Ich war wild entschlossen, die Sache durchzufechten, zum Glück rettete mich jedoch ein Polizist aus der unangenehmen Situation. Wie aus dem Boden gewachsen stand er plötzlich neben uns, ein Notizbuch in der Hand.

»Was soll denn das? Schämen Sie sich gar nicht?« fragte der Polizist und wandte sich an mich. »Nun? Was geht hier vor?«

»Dieser Mann hat mich angegriffen«, sagte ich.

»Stimmt das?« fragte der Polizist den Professor.

Dieser keuchte und schwieg.

Der Polizist schüttelte den Kopf. »Erst vor vier Wochen dieselbe Geschichte«, sagte er. »Der Mann hat ein blaues Auge.« Er blickte mich an. »Wollen Sie Klage erheben, Sir?«

Ich kniff.

»Nein«, sagte ich. »Keine Klage.«

»Wie bitte?« fragte der Polizist erstaunt.

»Ich bin selbst daran schuld«, sagte ich. »Ich habe ihn nicht in Ruhe gelassen. Er hatte mich gewarnt.«

Der Polizist klappte sein Notizbuch zu.

»Los, weitergehen!« befahl er einem Metzgerburschen, einem Küchenmädchen und zwei anderen Schaulustigen, die stehengeblieben waren. Er stapfte den Gehsteig entlang und trieb die kleine Herde vor sich her.

Der Professor sah mich mit einem Blick an, in dem der Schalk saß.

»Kommen Sie wieder mit rein«, sagte er. »Ich bin noch nicht fertig mit Ihnen.«

Seine Stimme klang finster, ich folgte ihm aber dennoch ins Haus.

Austin, das Faktotum, schloß die Tür hinter uns.

## *Einfach die tollste Sache der Welt*

Die Tür war kaum zu, als Mrs. Challenger aus dem Eßzimmer geschossen kam. Die zierliche Frau war wütend. Wie eine aufgeplusterte Henne, die sich vor einer Bulldogge aufbaut, stellte sie sich ihrem Mann in den Weg. Offensichtlich hatte sie meinen Abgang miterlebt, aber meine Rückkehr noch nicht bemerkt.

»George, du brutales Stück!« schrie sie. »Du hast diesen netten jungen Mann verprügelt.«

Der Professor deutete mit dem Daumen über die Schulter.

»Da ist er«, sagte er. »Gesund und munter.«

Mrs. Challenger riß erstaunt die Augen auf.

»Oh, Verzeihung«, sagte sie. »Ich habe Sie gar nicht gesehen.«

»Das macht nichts, Madam«, sagte ich.

»Sie haben ja ein blaues Auge«, sagte Mrs. Challenger entsetzt. »Mein Gott, George, daß du auch immer gleich so brutal sein mußt. Von einer Woche zur anderen nichts als Skandale. Alles verachtet mich und macht sich über mich lustig. Ich bin mit meiner Geduld am Ende. Jetzt ist endgültig Schluß!«

»Schmutzige Wäsche«, murmelte Professor Challenger.  
»Vor anderen.«

»Das ist schon längst kein Geheimnis mehr«, zischte seine Frau. »Die ganze Straße weiß es – ganz London sogar – gehen Sie, Austin, wir brauchen Sie jetzt nicht. Glaubst du etwa, man redet nicht über dich? Wo bleibt deine Würde? Einen Lehrstuhl an einer großen Universität könntest du haben mit Hunderten von Studenten, die dich anbeten. Wo bleibt deine Würde, George?«

»Wie steht es denn mit deiner eigenen, meine Liebe?«

»Du hast den Bogen überspannt, George. Ein streitsüchtiger Kerl, ein ganz gewöhnlicher, randalierender Raufbold – das bist du mittlerweile.«

»Jetzt reicht's aber, Jessie.«

»Ein ganz ekelhafter ...«

»Das war genau das Wort zuviel, meine Liebe. Auf den Bußschemel!«

Und damit packte er seine Frau um die Taille, hob sie in die Höhe und setzte sie auf eine große schwarze Marmorsäule, die in einer Ecke der Eingangshalle stand. Ich traute meinen Augen nicht. Die Säule war gut ihre zwei Meter hoch und so wackelig, daß Mrs. Challenger nur mit Mühe das Gleichgewicht halten konnte. Es war ein Bild für Götter: das Gesicht puterrot vor Wut, zappelnde Beine in Seidenstrümpfen und ein Körper, der vor Angst völlig verkrampft war.

»Hol mich sofort wieder hier runter!« zeterte sie.

»Bitte – sagt man.«

»Du sollst mich sofort hier runterholen!«

»Kommen Sie mit in mein Arbeitszimmer, Mr. Malone.«

»Aber, Sir ...« Ich schielte zu Mrs. Challenger hinauf.

»Mr. Malone scheint ein gutes Wort für dich einlegen zu wollen, Jessie. Sag bitte, und du darfst wieder runter.«

»Du widerlicher Kerl! Bitte!«

Wie einen Kanarienvogel hob er sie von der Säule.

»Und jetzt benimm dich«, sagte er. »Mr. Malone ist von der Presse. Morgen steht alles haargenau in der Zeitung, und unsere Nachbarn reißen sich darum. Ein Blick hinter die Kulissen, wird die Schlagzeile lauten. Und als Untertitel: So geht es bei den Intellektuellen zu. Er ist ein Schmierfink, dieser Mr. Malone. Absolut keine Ausnahme – *porcus exgrege diaboli*, ein Schwein aus der Herde des Teufels. Habe ich recht, Mr. Malone?«

»Nein, das haben Sie nicht«, sagte ich aufgebracht. »Ihre Ausdrucksweise ist ...«

Der Rest ging in seinem brüllenden Gelächter unter.

»Hier wird es bald Verbündete geben«, grölte er, blickte von seiner Frau zu mir und blähte den Brustkorb auf. Plötzlich wurde sein Ton anders. »Verzeihen Sie die kleine familiäre Auseinandersetzung, Mr. Malone. Ich habe Sie nicht ins Haus gebeten, um Ihnen eine kleine Eheszene vorzuspielen.« Er legte seiner Frau eine Hand auf die Schulter. »Du hast ja recht, meine kleine Jessie. Und jetzt geh und sei mir nicht böse. Wenn ich deinen Rat befolgen würde, wäre ich bestimmt ein besserer Mensch, aber George Edward Challenger wäre ich dann nicht mehr. Es gibt bessere Menschen wie Sand am Meer, meine Liebe, aber bloß einen G.E.Ch. Versuch, das Beste daraus zu machen.« Er gab ihr einen schallenden Kuß, was mir persönlich peinlicher war

als seine vorherigen Grobheiten.

»So, Mr. Malone«, wandte er sich dann an mich. »Und Sie kommen jetzt mit mir hier herein.«

Und so waren wir einen Moment später wieder in dem Raum, den wir vor zehn Minuten auf so dramatische Weise verlassen hatten. Der Professor schloß die Tür hinter mir, deutete auf einen Sessel und hielt mir eine Kiste Zigarren unter die Nase.

»Echte San Juan Colorado«, sagte er. »Leicht erregbare Menschen wie Sie brauchen Narkotika. Mann! Doch nicht abbeißen. Abschneiden – mit Gefühl und Verstand abschneiden. So, und jetzt lehnen Sie sich bequem zurück und hören mir gut zu. Falls Sie Zwischenbemerkungen machen wollen, mache ich Sie jetzt schon darauf aufmerksam, daß ich das nicht schätze. Heben Sie sich diese gefälligst für den gegebenen Zeitpunkt auf.

Zunächst einmal werde ich Ihnen erklären, warum ich Sie nach dem berechtigten Rausschmiß wieder in mein Haus gebeten habe.« Er strich sich über den Bart und blickte mich herausfordernd an. Offensichtlich wartete er auf Protest, ich jedoch hütete mich, etwas zu sagen. »Die Antwort, die Sie diesem aufdringlichen Polizisten gegeben haben«, fuhr er schließlich fort, »hat mich dazu veranlaßt. In ihr nämlich glaubte ich einen Funken von Anstand zu erkennen – mehr jedenfalls, als ich es bei Leuten Ihres Metiers gewöhnt bin. Die Tatsache, daß Sie zugegeben haben, an dem Zwischenfall schuld zu sein, ließ gewisse Anzeichen von Sachlichkeit und Großzügigkeit erkennen, beides Merkmale, die ich als sehr positiv empfinde. Die Subspezies der menschlichen Rasse

– und Sie gehören zweifelsohne zu der Sorte – waren schon immer unter meinem geistigen Horizont. Ihre Worte dem Polizisten gegenüber haben Sie jedoch in die Sphären meiner persönlichen Wahrnehmung erhoben. Ich habe Sie sozusagen erkannt und Sie wieder ins Haus gebeten, weil ich geneigt bin, Ihre nähere Bekanntschaft zu machen. Ich darf Sie bitten, die Asche gefälligst in dem kleinen japanischen Schälchen abzustreifen, das auf dem Bambustisch zu Ihrer Linken steht.«

All das dröhnte er heraus, als sei er der Dozent und ich ein Hörsaal voll Studenten. Aufgebläht wie ein Ochsenfrosch saß er in seinem Drehsessel, den Kopf zurückgelegt und die Augen hochmütig von Lidern halb verdeckt. Dann drehte er sich plötzlich zur Seite, und ich sah nur noch einen Wust von Haaren und ein rotes Ohr. Er wühlte in den Papieren auf seinem Schreibtisch. Als er sich mir wieder zuwandte, hatte er ein zerfleddertes Zeichenheft oder dergleichen in der Hand.

»Ich erzähle Ihnen jetzt von Südamerika«, sagte er. »Und bitte – keine Kommentare. Vorweg aber noch etwas: Nichts von dem, was Sie jetzt erfahren, darf ohne meine ausdrückliche Erlaubnis veröffentlicht werden. Aller menschlichen Voraussicht nach werden weder Sie noch sonst jemand je diese ausdrückliche Erlaubnis bekommen. Ist das klar?«

»Klar schon, aber hart«, sagte ich. »Ein wohlüberlegter Bericht könnte doch ...«

Er knallte das Heft auf den Schreibtisch.

»Das war's«, sagte er. »Ich wünsche Ihnen einen schönen guten Morgen.«

»Bitte nicht!« rief ich. »Ich beuge mich all Ihren Bedingungen. Es bleibt mir ja offensichtlich keine andere Wahl.«

»Allerdings nicht«, sagte er.

»Also gut. Ich verspreche es.«

»Ehrenwort?«

»Ja, Ehrenwort.«

Er sah mich zweifelnd an. Sein Blick war völlig ungeniert.  
»Und was weiß ich von Ihrer Ehre?« fragte er.

»Also ich muß doch schon sehr bitten!« rief ich verärgert. »Sie nehmen sich etwas sehr viel heraus. Glauben Sie, ich lasse mich fortgesetzt beleidigen?«

Mein Ausbruch schien ihn nicht weiter zu stören, sondern eher zu interessieren.

»Rundschädelig«, murmelte er, »brachycephalisch, grau-äugig, dunkelhaarig, eine Spur negroid. Keltisch, vermute ich.«

»Ich bin Ire, Sir.«

»Ire?«

»Ja, Sir.«

»Das erklärt natürlich alles. Folgendes: Sie haben versprochen, mein Vertrauen zu respektieren. Dieses Vertrauen wird alles andere als komplett sein, sage ich Ihnen. Ich bin allerdings bereit, Ihnen ein paar interessante Hinweise zu geben. Ich nehme an, es ist Ihnen bekannt, daß ich vor zwei Jahren eine Reise nach Südamerika unternommen habe, eine Reise, die höchstwahrscheinlich in die Geschichte der Wissenschaft eingehen wird. Wie dem auch sei, der Grund meiner Reise war folgender: ich wollte Schlußfolgerungen

überprüfen, die Wallace und Bates gezogen hatten, und dies konnte nur geschehen, wenn ich die von ihnen beschriebenen Tatsachen unter denselben Bedingungen beobachten konnte wie sie. Wenn meine Expedition keine weiteren Ergebnisse gebracht hätte, wäre sie es trotzdem wert gewesen, aber als ich an Ort und Stelle war, geschah etwas, das mir eine völlig neue Richtung wies.

Es dürfte Ihnen bekannt sein – aber in unserem halbgebildeten Zeitalter darf man ja eigentlich gar nichts als bekannt voraussetzen –, ich meine, gewisse Landstriche des Amazonasgebiets sind noch völlig unerforscht, und Hunderte von Nebenflüssen, die auf keiner Landkarte verzeichnet sind, münden in den Strom. Ich hatte es mir zur Aufgabe gemacht, diese Landstriche und ihre Fauna zu erforschen, wodurch ich, nebenbei bemerkt, Material für mehrere Kapitel des umfassenden zoologischen Werks sammeln konnte, das mein Leben rechtfertigen wird. Meine Arbeit war getan, ich verbrachte eine Nacht in einem Indianerdorf, das an der Mündung eines dieser nicht verzeichneten Nebenflüsse liegt. Den Namen und die geografische Lage des Nebenflusses behalte ich wohlgemerkt für mich. Die Eingeborenen dieses Dorfes, es sind Cucama-Indianer, sind liebenswürdig, aber degeneriert und geistig kaum höherstehend als der Durchschnittsbürger von London. Auf meiner Reise stromaufwärts hatte ich so manche Krankheit geheilt und die Indianer dadurch sehr beeindruckt. Es war also nicht weiter verwunderlich, daß ich bei meiner Rückkehr schier sehnsüchtig erwartet wurde. Aus ihrer Zeichensprache entnahm ich, daß je-

mand dringend behandelt werden mußte, und so folgte ich dem Häuptling in eine der Hütten. Als ich mich über den Kranken beugte, konnte ich nur noch feststellen, daß er soeben verschieden war. Zu meinem großen Erstaunen war es kein Indianer, sondern ein weißer Mann. Ein ungewöhnlich weißer Mann sogar, mit den Merkmalen eines Albino. Er war in Lumpen gekleidet, bis auf die Knochen abgemagert und total ausgemergelt. Aus den Reden und Gesten der Indianer entnahm ich, daß der Mann ihnen fremd war und sich mit letzter Kraft aus dem Urwald in ihr Dorf geschleppt hatte.

Neben seinem Lager fand ich den Rucksack des Mannes und durchsuchte den Inhalt. Auf der Innenseite der Verschlußklappe stand sein Name und seine Adresse. Der Mann, vor dem ich immer den Hut ziehen werde, hieß Maple White und war in der Lake Avenue in Detroit im Staate Michigan zu Hause. Wenn die Wissenschaft endlich begriffen hat, worum es hier geht, wird sie seinen Namen im selben Atemzug mit meinem nennen.

Aus dem Inhalt des Rucksacks war zu ersehen, daß dieser Mann Künstler und Dichter gewesen ist und auf der Suche nach Motiven war. Es fanden sich Fragmente von Gedichten. Ich bin zwar weiß Gott kein Sohn der schönen Künste, aber selbst mir fiel auf, daß sie äußerst kümmerlich und dürftig waren. Außerdem kamen ein paar recht kitschige Aquarelle zum Vorschein – Fluß mit Urwaldpflanzen im Hintergrund und dergleichen –, ein Farbkasten, eine Schachtel mit bunten Kreiden, ein paar Pinsel, dieser Knochen, der da in meiner Bleistiftschale liegt,

ein Buch von Baxter über Falter und Schmetterlinge, ein billiger Revolver und ein paar Schuß Munitioin. Persönliche Dinge hatte der Mann entweder nicht bei sich gehabt, oder er hatte sie unterwegs verloren. Das also war die ganze Ausrüstung des seltsamen Maple White.

Ich wollte mich gerade wieder von ihm abwenden, als ich etwas in der Tasche seiner zerschlissenen Jacke stecken sah. Es war dieses Zeichenheft, und es war damals schon so zerfleddert wie jetzt. Sie können mir glauben, daß kein Erstdruck eines Shakespeare mit mehr Ehrfurcht behandelt wird als dieses Heftchen von mir. Ich vertraue es Ihnen jetzt an und bitte Sie, Seite für Seite zu betrachten.«

Er nahm sich eine Zigarre, lehnte sich mit kritischem Blick zurück und wartete auf meine Reaktion.

Ich hatte das Heft aufgeschlagen und rechnete eigentlich damit, etwas Tolles darin zu entdecken, hatte aber keinerlei Vorstellung davon, worum es sich handeln könnte. Das erste Blatt war enttäuschend. Lediglich das Bild eines dicken Mannes in einer erbsengrünen Jacke. ›Jimmy Colver auf dem Postboot‹, stand darunter. Die nächsten Blätter waren voll mit Skizzen von Indianern. Indianer beim Essen, Indianer beim Fischfang, Indianer beim Tanz. Dann kam eine Zeichnung, die einen fröhlichen, fettleibigen Priester mit Schlapphut darstellte, der einem dünnen Europäer gegenüber saß. ›Mittagessen mit Bruder Cristofero in Rosario‹, stand darunter. Anschließend Seiten voll von Weibern und Kindern und schließlich eine Reihe von Tierstudien mit entsprechenden Erklärungen. Zum Beispiel ›Seekuh auf Sandbank‹ oder ›Schildkröte mit Eiern‹ oder

›Schwarzes Ajouti unter Miritipalme«. Danach folgte eine Doppelseite von wirklich ekelhaft aussehenden Reptilien mit langgestreckten Schnauzen.

Ich konnte mit den Zeichnungen mit dem besten Willen nichts anfangen und sagte dies dem Professor auch.

»Sollen das Krokodile sein?« fragte ich.

»Aber nein – Alligatoren. In Südamerika gibt es doch keine Krokodile. Der Unterschied zwischen einem Krokodil und einem Alligator ...«

»Ich wollte damit bloß sagen, daß ich nichts Ungewöhnliches entdecken kann«, wagte ich, ihm ins Wort zu fallen.

Der Professor lächelte nachsichtig. »Blättern Sie um und betrachten Sie die nächste Seite.«

Die nächste Seite ließ mich aber immer noch kalt. Die Skizze einer Landschaft, wohl ein spärlicher, in den Farben nur angedeuteter Entwurf für ein späteres Gemälde. Ein blaßgrüner Vordergrund mit gefiederter Vegetation. Dahinter ein Hügel, der zu einer Reihe rostroter Klippen anstieg. Diese waren seltsam gerippt und erinnerten mich an Basaltformationen, die ich irgendwo einmal gesehen hatte. Die Klippen erstreckten sich wie eine Mauer über den ganzen Hintergrund. Nur an einer Stelle ragte ein pyramidenförmiger, von einem Baum gekrönter Felsen über ihren oberen Rand heraus, den ein dünner grüner Streifen, offensichtlich Pflanzenwuchs, einsäumte. Und über allem tropisch blauer Himmel.

»Nun?« fragte Professor Challenger.

»Zweifellos eine merkwürdige Formation«, sagte ich.

»Leider verstehe ich zu wenig von Geologie, um weitere Schlüsse daraus ziehen zu können.«

»Weitere Schlüsse!« wiederholte der Professor. »Da sind keine weiteren Schlüsse nötig. Das ist eine so einmalige Zeichnung, daß niemand auf Erden davon zu träumen gewagt hätte. Und jetzt die nächste Seite.«

Ich blätterte um und schlug auch schon die Hand vor den Mund. Das Abbild der scheußlichsten Kreatur, die ich jemals gesehen hatte, nahm die ganze Seite ein. Der Alptraum eines Opiumrauchers, die Visionen eines Alkoholikers im Delirium konnten nicht schlimmer sein. Der Kopf des Ungeheuers glich dem eines Vogels, der reptilhafte Körper war aufgebläht, der lang nachschleppende Schwanz war mit nach oben gerichteten Stacheln bestückt, und auf dem Rücken befand sich ein gezackter Kamm. Vor dem Untier stand ein lächerlich kleines Männlein, ein Zwerg in Menschengestalt. »Und was sagen Sie jetzt?« rief der Professor und rieb triumphierend die Hände.

»Daß ich die Zeichnung ganz besonders scheußlich finde«, sagte ich trocken.

»Aber was hat Maple White veranlaßt, sie zu Papier zu bringen?«

»Billiger Gin, nehme ich an.«

»Mehr fällt Ihnen dazu nicht ein?«

»Nein, Sir, leider nicht. Was haben Sie denn für eine Erklärung dafür?«

»Die naheliegendste. Nämlich, daß diese Kreatur tatsächlich existiert und die Skizze nach der Natur gezeichnet ist.«



Ich hätte am liebsten laut aufgelacht. Die Erinnerung an unseren gemeinsamen Quickstep durch Gang und Eingangshalle hielt mich davon ab.

»Zweifelsohne«, sagte ich. »Allerdings muß ich gestehen, daß mir das Männlein im Vordergrund ein Rätsel ist. Wenn es andere Züge hätte, könnte man daraus schließen, daß es auch auf dem südamerikanischen Kontinent so etwas ähnliches wie Pygmäen gibt, aber meiner Meinung nach soll das ein Europäer sein. Schon der Hut spricht dafür.«

Der Professor schnaubte wie ein zorniger Stier. »Sie können einen zur Verzweiflung bringen«, grollte er. »So etwas an geistiger Trägheit ist mir noch selten begegnet. Cerebrale Parese. Eindeutig ein Fall von cerebraler Parese.«

Der Mann war so absurd, daß ich beschloß, mich ab jetzt nicht mehr zu ärgern. Entweder man ärgerte sich pausenlos über ihn oder gar nicht. Da ich nichts von Energieverschwendung halte, kam also nur das letztere in Frage.

Ich lächelte verbindlich.

»Ich wollte damit eigentlich nur sagen, daß mir der Mann reichlich klein vorkommt.«

»Ist er auch, ist er auch!« rief der Professor. Er deutete mit einem behaarten Finger auf die Zeichnung. »Sehen Sie die Pflanze da?« fragte er. »Sie haben wahrscheinlich gedacht, daß es ein Löwenzahn oder Rosenkohl ist, was? Eine Elfenbeinpalme ist es – damit Sie es wissen, und diese Palmen werden immerhin bis zu achtzehn Metern hoch. Der Mensch ist mit Absicht dazu gezeichnet, mein lieber Mr. Malone. Das Größenverhältnis soll dadurch

veranschaulicht werden. Ein Durchschnittseuropäer ist ungefähr einsfünfundsiebzig groß, die Palme ist zehnmal so groß wie der Mensch, und wenn Sie genau hinschauen, werden Sie sehen, daß es stimmt.«

»Großer Gott!« rief ich. »Sie wollen damit doch nicht etwa sagen, daß dieses Monster – das paßt ja nicht einmal in eine Bahnhofshalle.«

»Dort hat es auch nichts zu suchen«, entgegnete der Professor mit zwingender Logik.

»Aber man kann doch nicht alles menschliche Wissen über die Natur einfach beiseite schieben, weil plötzlich eine Zeichnung mit einem Fabelwesen auftaucht.« Ich hatte umgeblättert und festgestellt, daß nur noch leere Seiten folgten. »Noch dazu«, fuhr ich fort, »wo es sich um die Zeichnung eines Wandervogels mit künstlerischen Ambitionen handelt. Vielleicht hat er das Untier im Drogenrausch erfunden. Oder in Fieberträumen. Sie als Naturwissenschaftler können doch so etwas nicht als Beweismaterial anerkennen.«

Professor Challenger stand auf und holte ein Buch aus einem Regal.

»Das hier«, sagte er und deutete auf den Band, »ist eine fabelhafte Monografie von meinem begabten Freund Ray Lankester. Ich zeige Ihnen jetzt eine Illustration ... ja, da ist sie. Wahrscheinliches Lebensbild des Dinosauriers *Stegosaurus* aus dem Jurazeitalter, steht darunter. Allein die Hinterbeine sind doppelt so hoch wie ein ausgewachsener Mensch. So, und was sagen Sie jetzt dazu?«

Er reichte mir das aufgeschlagene Buch. Ich betrachtete

die Illustration genau. Die Rekonstruktion des Tieres aus einer längst toten Welt hatte erstaunlich viel Ähnlichkeit mit der Zeichnung des unbekanntes Künstlers.

»Das ist natürlich bemerkenswert«, sagte ich.

»Aber kein schlagender Beweis?« fragte der Professor.

»Ich würde eher sagen, ein unglaublicher Zufall. Vielleicht hat dieser Amerikaner ja auch irgendein ähnliches Bild gesehen, ich meine, so eine Rekonstruktion, und im Delirium ist es dann wieder aus seinem Gedächtnis aufgetaucht.«

»Aha«, sagte Professor Challenger. »Dann lassen wir das erst einmal. Ich fordere Sie nun auf, sich diesen Knochen anzusehen.«

Er drückte mir den Knochen in die Hand, den er im Rucksack des Amerikaners gefunden hatte. Er war ungefähr fünfzehn Zentimeter lang und etwas dicker als mein Daumen. An einem Ende Spuren vertrockneter Knorpelmasse.

»Zu welcher uns bekannten Kreatur gehört dieser Knochen?« fragte der Professor.

Ich drehte und wendete ihn und versuchte, mein verschüttetes Schulwissen an die Oberfläche meines Gedächtnisses zu befördern.

»Ist das vielleicht ein reichlich dickes Schlüsselbein?« fragte ich. »Von einem Menschen?«

Professor Challenger sandte einen flehentlichen Blick zur Decke. »Das menschliche Schlüsselbein ist geschwungen«, erklärte er in schulmeisterlichem Ton. »Dieser Knochen ist gerade. Die Einkerbung an der Oberfläche

beweist, daß hier eine Sehne entlanggelaufen ist. An einem Schlüsselbein laufen keine Sehnen entlang.«

»Dann weiß ich beim besten Willen nicht, was das für ein Knochen sein soll.«

»Sie brauchen sich wegen Ihrer Unwissenheit nicht zu schämen, Mr. Malone. Diesen Knochen identifiziert nicht einmal ein Fachmann auf Anhieb.« Er zog ein Pillendöschen aus der Tasche und nahm einen Knochen von der Form und Größe einer Kaffeebohne heraus. »Sehen Sie«, fuhr er fort, »dieses Knöchelchen, es stammt von einem menschlichen Skelett, entspricht anatomisch dem Knochen, den Sie in der Hand halten. Jetzt können Sie sich vielleicht vorstellen, wie groß die Kreatur ist, um die es geht. An der Knorpelmasse können Sie sehen, daß es sich nicht um ein fossiles, sondern um ein noch frisches Exemplar handelt. Und was sagen Sie jetzt?«

»Daß der Knochen vielleicht von einem Elefanten ...«

Der Professor schlug die Hände über dem Kopf zusammen.

»Ich flehe Sie an!« rief er. »In Südamerika gibt es doch keine Elefanten. Selbst bei unserem gegenwärtigen und höchst bedauerlichen Zustand des Schulwesens ...«

»Dann eben irgendein großes Tier, das in Südamerika vorkommt«, fiel ich ihm ins Wort. »Ein Tapir, zum Beispiel.«

»Sie dürfen voraussetzen, junger Mann, daß ich in den Grundlagen meines Faches durchaus versiert bin. Dieser Knochen stammt weder vom Skelett eines Tapirs noch vom Skelett eines anderen uns bekannten Tieres. Er

stammt vom Skelett einer sehr großen, sehr starken und höchstwahrscheinlich sehr bestialischen Kreatur, die auf der Erde lebt, der Wissenschaft aber bisher entgangen ist. Sind Sie immer noch nicht überzeugt?«

»Nein, aber ich finde die Sache hochinteressant.«

»Dann sind Sie wenigstens kein hoffnungsloser Fall. Tief in Ihrem Innern scheint sich ein Anflug von Vernunft zu verbergen, und wir wollen uns jetzt geduldig an ihn herantasten.

Vergessen wir vorerst einmal den toten Amerikaner, damit ich mit meinem Bericht weiterkomme. Sie können sich vorstellen, daß ich mich nicht auf die Heimreise machen konnte, ohne den Fall genauer untersucht zu haben. Bezüglich der Richtung, aus welcher der Fremde in das Dorf gekommen war, gab es gewisse Anhaltspunkte. Aber allein schon die Legenden der Indianer hätten genügt, mir den Weg zu weisen. Sie müssen nämlich wissen, daß im ganzen von mir bereisten Gebiet Gerüchte über ein unheimliches Land herumgingen. Curupuri ist Ihnen ein Begriff, oder?«

»Leider nicht.«

»Macht nichts. Also – Curupuri ist der Geist des Urwalds, ein grausames, böswilliges Wesen, dem man besser aus dem Weg geht. Niemand kann das Aussehen des Curupuri beschreiben, aber das Wort allein bedeutet Angst und Schrecken. Alle Stämme, denen ich begegnet bin, stimmen aber bezüglich der Richtung überein, in der das Wesen leben soll. Und genau aus dieser Richtung war der Fremde ins Dorf gekommen. Aus einer Richtung, die

zu etwas Schrecklichem führte, und meine Aufgabe war es, es zu entlarven.«

»Und?« drängte ich, von plötzlicher Spannung ergriffen.  
»Was haben Sie unternommen?«

»Ich habe erst einmal die extreme Scheu der Eingeborenen gebrochen. Sie geht so weit, daß sie nicht einmal über das Thema sprechen wollen. Ich habe auf sie eingeredet, habe sie mit Geschenken bestochen und habe, das gebe ich offen und ehrlich zu, so lange irgendwelche wilden Drohungen von mir gegeben, bis ich zwei Männer so weit hatte, daß sie mich als Führer begleiteten. Nach vielen Abenteuern, die ich hier nicht beschreiben will, und nach einem Marsch, dessen Kilometerzahl ich nicht preisgebe, kamen wir schließlich in ein Gebiet, das geografisch noch nie erfaßt worden war. Außer mir und meinem unseligen Vorgänger hatte noch kein Mensch einen Fuß auf dieses Stückchen Land gesetzt. Hier – schauen Sie sich das an.«

Er gab mir eine Fotografie.

»Der bedauerliche Zustand der Aufnahme rührt daher«, fuhr er fort, »daß bei der Rückreise unser Boot kenterte und die Kiste mit den unentwickelten Filmen ins Wasser fiel. Fast meine ganzen Aufnahmen waren ruiniert. Diese hier ist eine der wenigen, die ich retten konnte. Man hat mir vorgeworfen, die Fotos gefälscht zu haben. Daß ich mich über diesen Punkt nicht weiter auslasse, werden Sie verstehen. Ich lehne es ab, auch nur ein Wort darüber zu verlieren.«

Die Aufnahme war tatsächlich in einem miserablen Zustand. Eine verschwommene Landschaft, alles Grau

in Grau. Nach einiger Konzentration gelang es mir jedoch, Einzelheiten zu erkennen. Im Vordergrund eine sanft ansteigende, von Bäumen bewachsene Ebene, im Hintergrund eine Klippenwand, die ich anfangs für einen Wasserfall gehalten hatte.

»Das sieht ähnlich aus wie die Landschaft in dem Zeichenheft«, sagte ich.

»Es ist dieselbe Landschaft«, sagte der Professor. »Ich habe sogar Spuren von Maple White gefunden. Und jetzt schauen Sie sich diese Aufnahme an.«

Sie war noch schlechter als die erste, trotzdem konnte ich darauf den pyramidenförmigen Felsen erkennen.

»Das scheint eindeutig zu sein«, sagte ich.

»Aha, wir machen Fortschritte«, sagte Professor Challenger zufrieden. »Jetzt betrachten Sie bitte die Spitze des Felsens. Was sehen Sie?«

»Einen riesigen Baum.«

»Und auf dem Baum?«

»Einen großen Vogel.«

Er gab mir eine Lupe.

»Ja«, sagte ich, während ich hindurchsah. »Auf dem Baum hockt ein großer Vogel. Dem Schnabel nach könnte es ein Pelikan sein.«

»Mit Ihrer Sehschärfe können Sie aber nicht viel Staat machen, mein Bester«, sagte der Professor. »Das ist kein Pelikan. Es ist überhaupt kein Vogel. Es dürfte Sie interessieren, daß es mir gelungen ist, das Tier abzuschießen, womit ich einen absolut stichhaltigen Beweis meines Unternehmens hatte.«

»Sie haben das Tier mit zurückgebracht?« fragte ich.

»Leider nein«, antwortete der Professor. »Das Prachtexemplar ging bei dem Bootsunfall mit über Bord. Ich griff danach, als es gerade von einem Strudel erfaßt wurde, und hatte einen Flügel in der Hand, weiter nichts. Der Rest wurde in die Tiefe gezogen. Den Flügel lege ich Ihnen jetzt vor.«

Er zog eine Schublade auf und brachte etwas zum Vorschein, was in meinen Augen wie der Teil eines Fledermausflügels aussah: ein gebogener Knochen von ungefähr sechzig Zentimetern Länge, an dem ein pergamentartiger Hautlappen hing.

»Eine Riesenfledermaus«, sagte ich.

»So ein Unsinn!« rief der Professor. »Wenn man wie ich in einer Welt der Wissenschaft lebt, möchte man es nicht für möglich halten, daß die einfachsten Grundbegriffe der Zoologie fehlen. Haben Sie denn keine Ahnung von vergleichender Anatomie, junger Mann? Sehen Sie, der Flügel eines Vogels entspricht einem Unterarm, während der Flügel einer Fledermaus aus drei verlängerten Fingern besteht, zwischen denen sich Häute spannen. In unserem Fall hier entspricht dieser Knochen ganz bestimmt keinem Unterarm, und Sie sehen ja selbst, daß hier ein einziger Hautlappen an einem einzigen Knochen hängt, also kann der Flügel nicht von einer Fledermaus stammen. Wenn weder Vogel noch Fledermaus – was dann, frage ich Sie?«

Ich war am Ende meiner spärlichen Biologiekenntnisse.

»Keine Ahnung«, sagte ich.

Professor Challenger griff wieder nach dem Buch seines Freundes Lankester und schlug es auf.

»Hier«, sagte er und deutete mit seinem dicken, behaarten Zeigefinger auf eine Illustration, die ein fliegendes Monster darstellte. »Eine fabelhafte Reproduktion des *Dimorphodon* oder auch *Pterodactylus* genannt. Es handelt sich dabei um ein fliegendes Reptil aus der Jurazeit. Auf der nächsten Seite sehen Sie eine grafische Darstellung. Sie erklärt den Mechanismus des Flügels. Und jetzt vergleichen Sie das einmal mit dem Fragment in Ihrer Hand.«

Ich tat es und war im selben Moment überzeugt. Man konnte diesen Tatsachen nicht länger ausweichen: Die Zeichnungen des Amerikaners, die Aufnahmen, der Bericht des Professors und zu guter Letzt dieses echte Beweisstück – nur ein Blinder hätte weiterhin gezweifelt. Man hatte Professor Challenger unrecht getan. Er war kein Scharlatan.

»Das ist die tollste Sache der Welt!« sagte ich, wobei meine Begeisterung eher journalistischer als wissenschaftlicher Natur war. »Das ist kolossal. Sie haben eine vergessene Welt entdeckt. Wie habe ich auch nur einen Moment an Ihrer Glaubwürdigkeit zweifeln können? Verzeihen Sie mir. Ihre Beweise sind schlagend und sollten jedem genügen.«

Der Professor schnurrte vor Zufriedenheit.

»Und dann, Sir?« fragte ich. »Was haben Sie dann getan?«

»Die Regenzeit hatte begonnen, Mr. Malone, und meine Vorräte gingen zur Neige. Ich erforschte einen Teil dieser gewaltigen Felswände, konnte sie jedoch nicht

ersteigen. Der pyramidenförmige Felsblock, auf dem ich den *Pterodactylus* gesehen und geschossen hatte, erwies sich als etwas leichter zugänglich. Da ich ein relativ guter Bergsteiger bin, schaffte ich es hier bis auf halbe Höhe. Von da oben hatte ich eine gute Sicht über das Plateau über der Felswand. So weit das Auge reicht, erstreckt sich das bewachsene Land, das eigentlich eine Art Felsdach ist. Darum herum und tiefer gelegen Sumpf und Dschungel voll Schlangen, Insekten und Fieber, also eine Art natürlicher Schutzwall für dieses einzigartige Fleckchen Erde.«

»Haben Sie Spuren von irgendwelchen Lebewesen gefunden?«

»Nein. Wir hatten unser Lager am Fuße der Felswand aufgeschlagen und haben eine ganze Woche dort zugebracht. Gesehen haben wir während der Zeit nichts, aber seltsame Geräusche haben wir gehört. Sie kamen von oben, vom Plateau über den Klippen.«

»Aber wie erklären Sie sich dann die Zeichnung des Amerikaners?« fragte ich. »Ich meine die mit dem Monster.«

»Ich kann nur vermuten, daß er irgendwie hinaufgekommen ist und es dort gesehen hat. Es muß einen Weg da hinauf geben. Er muß allerdings so steil und schwierig sein, daß diese Kreaturen nicht herunterklettern können, sonst wäre die Ebene längst verwüstet.«

»Und wie sind die Kreaturen hinaufgekommen?« fragte ich.

»Dafür gibt es eine ganz simple Erklärung«, antwortete der Professor. »Der südamerikanische Kontinent

ist ein Kontinent aus Granit, wie Sie vielleicht wissen. Irgendwann in grauer Vorzeit hat es an der Stelle, von der ich spreche, einen plötzlichen vulkanischen Ausbruch gegeben. Die Klippen sind aus Basalt – das habe ich, glaube ich, noch nicht erwähnt – und somit plutonischen Ursprungs. Ein Gebiet von der Größe der Grafschaft Sussex wurde en bloc und mit allem, was krecht und fleucht, in die Höhe gestoßen und von dem umliegenden Land abgeschnitten. Was war das Ergebnis? Die allgemein herrschenden Gesetze der Natur waren aufgehoben. Verhaltensweisen, die der Existenzkampf bisher gefordert hatte, wurden unwirksam und damit sinnlos. Arten, die normalerweise längst ausgestorben wären, überlebten. Der Pterodactylus und der Stegosaurus sind Tiere aus dem Jurazeitalter und somit entwicklungsgeschichtlich ungeheuer alt. Durch diese seltsamen, zufällig entstandenen Bedingungen ihres Lebensbereiches sind sie künstlich erhalten geblieben.«

»Aber Ihre Beweise sind eindeutig«, sagte ich. »Sie brauchen sie doch lediglich den zuständigen Gremien vorzulegen.«

»Das hatte ich in meiner Naivität auch gedacht«, sagte der Professor verbittert. »Alles lief ganz anders, als ich es mir vorgestellt hatte. Wo ich mich auch hinwandte, stieß ich auf Unglauben. Einen Unglauben, der eine Mischung aus Dummheit und Neid war. Wenn man an meinem Wort zweifelt, dann bin ich nicht der Mensch, der kriecht oder Beweismaterial wie saures Bier anbietet. Nach den ersten mißglückten Versuchen habe ich mich nicht mehr dazu

herabgelassen, mein Beweismaterial überhaupt vorzulegen. Ich wurde mit der Zeit so allergisch gegen das Thema Südamerika-Expedition, daß ich nicht mehr darüber sprechen mochte. Und als dann obendrein noch Leute wie Sie an meiner Tür standen, Menschen, die in meinen Augen die stupide Neugier der Massen verkörpern, war ich nicht einmal mehr in der Lage, sie mit hochmütiger Zurückhaltung abzuwimmeln. Ich bin von Haus aus leicht jähzornig, das gebe ich zu, und wenn man mich provoziert, tendiere ich zur Gewalttätigkeit. Sie werden das bestätigen können, Mr. Malone.«

Ich lächelte und schwieg.

»Meine Frau hat mir deshalb oft Vorwürfe gemacht, aber ich finde, daß ein Ehrenmann nicht anders handeln kann. Trotzdem erkläre ich mich bereit, heute abend meine Gefühle zu beherrschen und über mich hinauszuwachsen. Ich lade Sie hiermit zu der Demonstration ein.« Er nahm eine Karte von seinem Schreibtisch und gab sie mir. »Wie Sie hier sehen«, fuhr er fort, »wird Mr. Percival Waldron, ein sehr bekannter und beliebter Naturwissenschaftler, um zwanzig Uhr dreißig im Zoologischen Institut eine Vorlesung halten. Er spricht über die ›Zeugnisse der Zeitalter dieser Erde‹. Man hat mich ausdrücklich gebeten, anwesend zu sein und nach der Vorlesung ein kurzes Dankeswort zu sprechen. Mit großem Takt und großer Raffinesse werde ich dieses Dankeswort dazu benutzen, ein paar Bemerkungen über meine Sache fallen zu lassen. Vielleicht kann ich dadurch das Interesse der Zuhörerschaft gewinnen. Es wäre doch denkbar, daß sich der eine oder andere eingehender

mit meiner Sache befaßt, oder? Ich werde natürlich nicht in Einzelheiten gehen, sondern lediglich andeuten, daß es noch Gebiete gibt, in die hineinzuknien es sich lohnt. Ich werde ein Meisterstückchen an Selbstbeherrschung liefern, und dann wird sich schon zeigen, ob man damit bessere Resultate erzielt.«

»Und ich soll hinkommen, sagen Sie?«

»Natürlich kommen Sie«, sagte der Professor.

Er war in seiner Freundlichkeit genauso überwältigend wie in seiner Grobheit. Sein wohlwollendes Lächeln, bei dem die Backen wie zwei rote Apfel anschwellen, tat mir richtig gut.

»Sie müssen sogar kommen«, fuhr er fort. »Die Gewißheit, wenigstens einen Verbündeten im Saal zu haben – und wenn er noch so unmaßgeblich ist und von der Sache keine Ahnung hat, wird für mich eine enorme Stütze sein. Ich nehme an, daß der Hörsaal gesteckt voll sein wird, denn dieser Waldron, in meinen Augen ein aufgeblasener Dummkopf, erfreut sich größter Beliebtheit.

So, Mr. Malone, jetzt habe ich Ihnen mehr von meiner Zeit gewidmet als ursprünglich beabsichtigt. Ein einzelner Mensch darf nicht beanspruchen, was der ganzen Welt gehört. Ich würde mich freuen, Sie heute abend im Hörsaal zu sehen. Und in der Zwischenzeit vergessen Sie gefälligst nicht, daß nichts von dem veröffentlicht werden darf, was ich Ihnen erzählt habe.«

»Aber Mr. Mc Ardle, mein Chef, wird wissen wollen ...«

»Erfinden Sie etwas«, fiel mir der Professor ins Wort. »Sie

können ihm ja sagen, daß ich ihn mit der Reitpeitsche vertrimme, wenn er mir noch einmal jemanden auf den Hals hetzt. Aber Sie allein mache ich dafür verantwortlich, daß nichts von diesen Dingen gedruckt wird. Also dann, um acht Uhr dreißig im Zoologischen Institut.«

Damit hatte er mich endgültig hinauskomplimentiert.

## *Irrtum*

Durch meinen ersten Zusammenprall mit dem Professor physisch und durch das folgende Gespräch geistig geschockt, stand ich wieder auf der Straße und überlegte. Vom Standpunkt des Journalisten aus konnte ich meine Unterredung mit Professor Challenger nicht als Erfolgserlebnis verbuchen. Ohne seine Einwilligung zur Veröffentlichung war die Information, die ich bekommen hatte, nicht das geringste wert.

An der Ecke stand ein Taxi. Ich stieg ein und fuhr in die Redaktion. McArdle war wie immer auf dem Posten.

»Na?« fragte er erwartungsvoll. »Was ist dabei herausgekommen? Offensichtlich ein blaues Auge. Sagen Sie bloß, das haben Sie von Challenger.«

»Wir hatten anfangs eine kleine Meinungsverschiedenheit.«

»Das sieht ihm ähnlich. Und dann?«

»Dann ist er zugänglicher geworden, und wir haben uns recht angeregt unterhalten. Aber ich habe nichts aus ihm herausgebracht. Zumindest nichts, was man veröffentlichten könnte.«

»Da bin ich mir nicht so sicher. Allein das blaue Auge läßt sich schon in die Zeitung bringen. Diese Art Terrorismethoden gegen Journalisten müssen unterbunden

werden, Mr. Malone. Der Mann wird in seine Schranken verwiesen, darauf bestehe ich. Morgen erscheint ein Leitartikel über ihn, der sich gewaschen hat. Sie brauchen mir nur das Material zu liefern, und ich mache den Kerl ein für allemal unmöglich. Professor Münchhausen – wie macht sich das als Untertitel? Sir John Mandeville – wieder zum Leben erweckt, oder Cagliostro, das Lügenmaul, schlägt wieder mal zu. Ich werde unseren Lesern beweisen, was dieser Challenger für ein Betrüger ist.«

»Das würde ich an Ihrer Stelle nicht tun, Sir.«

»Ja – warum denn nicht?«

»Weil er absolut kein Betrüger ist.«

»Was?« brüllte McArdle. »Sagen Sie bloß, Sie nehmen ihm seine Mammutkreaturen, seine Warzenmonster und Seeungeheuer ab?«

»Von den genannten Tieren war nicht die Rede, aber von einem anderen, völlig neuen Phänomen, das er entdeckt hat.«

»Mann, dann schreiben Sie darüber!«

»Nichts lieber als das«, sagte ich, »aber alles, was ich erfahren habe, habe ich unter der Bedingung erfahren, daß ich *nicht* darüber schreibe. Ich habe ihm mein Ehrenwort gegeben.«

Ich faßte den Bericht des Professors in ein paar knappen Worten zusammen.

»Und so stehen die Dinge«, sagte ich abschließend.

McArdle machte ein sehr ungläubiges Gesicht.

»Gut, Mr. Malone«, sagte er schließlich. »Aber diese Vorlesung heute abend, die wird ja wohl nicht auch der

Geheimhaltung unterliegen. Ich vermute, daß sich keine Zeitung dafür interessiert, weil über diesen Waldon schon Dutzende von Artikeln erschienen sind und niemand weiß, daß Challenger hinter das Rednerpult treten wird. Wenn wir Glück haben, kann das für uns ein Knüller werden. Sie sind ja sowieso dort, also schreiben Sie einen schönen, runden Bericht für die *Gazette*. Ich halte Ihnen bis Mitternacht ein paar Spalten frei.«

Ich kam den ganzen Tag kaum zum Verschnaufen. Am frühen Abend traf ich mich mit Tarp Henry im Savage Club zum Essen und erzählte ihm in groben Zügen von meinen Erlebnissen. Mit einem skeptischen Lächeln auf dem Gesicht hörte er mir zu. Als ich gestand, daß mich der Professor überzeugt hatte, brüllte er vor Lachen. »Mein lieber Malone«, sagte er, als er sich wieder einigermaßen gefangen hatte, »derlei Dinge passieren nicht im Leben. Man macht nicht zufällig eine umwälzende Entdeckung und verliert dann nicht – zufällig – das nötige Beweismaterial. Dieser Bursche hat die tollsten Tricks auf Lager. Geschwätz ist das, weiter nichts.«

»Und der Amerikaner?«

»Hat nie existiert.«

»Ich habe aber sein Zeichenheft gesehen.«

»Challengers Zeichenheft hast du gesehen.«

»Glaubst du, daß er das Monster gezeichnet hat?«

»Klar. Wer denn sonst?«

»Meinetwegen. Und die Fotos?«

»Auf denen ist doch nichts drauf. Du hast selbst zuge-

geben, daß du bloß einen Vogel gesehen hast.«

»Einen *Pterodactylus*.«

»Das behauptet er. Er hat dir diesen *Pterodactylus* in den Kopf gesetzt.«

»Bitte schön. Und wie steht es dann mit dem Knochen?«

»Der erste stammt aus einem Irish Stew, der zweite ist selbst gebastelt. Wenn du schlau bist und dich in deinem Metier auskennst, dann kannst du Knochen genauso fälschen wie Fotos.«

Mir wurde langsam unbehaglich. Sollte ich mich doch haben bluffen lassen? Doch dann kam mir der rettende Gedanke.

»Komm mit in die Vorlesung«, schlug ich Tarp Henry vor.

Er machte ein nachdenkliches Gesicht.

»Dein genialer Professor Challenger ist kein sonderlich beliebter Mensch«, entgegnete er schließlich. »So mancher würde gern ein Hühnchen mit ihm rupfen. Ich würde sagen, er ist der meistgehaßte Mann in London. Wenn die Studenten Rabatz machen – und man könnte es ihnen nicht verdenken –, dann ist die Saalschlacht im Gange, und ich muß dir ehrlich sagen, ich habe keine Lust, in ein Handgemenge um einen Quatsch verwickelt zu werden, mit dem ich nichts zu tun habe.«

»Trotzdem könntest du dir wenigstens anhören, was er zu seiner Sache zu sagen hat.«

»Das ist richtig. Zumindest wäre es fair. Gut, ich komme mit.«

Ich hatte es nicht geglaubt, aber der Hörsaal war tatsächlich brechend voll. Vor dem Zoologischen Institut eine Droschke nach der anderen. Weißbärtige Professoren stiegen gewichtig aus und schoben sich durch die Massen, die zum Eingang drängten. Die Zuhörerschaft, das stand draußen schon fest, war ein Gemisch aus Neugierigen, Sensationslustigen, jungen Leuten und Männern vom Fach. In den hinteren Reihen des Hörsaals brodelte es. Alles Studenten, die im Moment noch gut gelaunt und fröhlich waren, was sich jedoch schnell ändern konnte. Immer wieder stimmte eine Gruppe einen Schlager an, der im Moment Mode war, und andere stimmten in den Singsang ein. Ich fand diesen Auftakt zu einem wissenschaftlichen Vortrag eher merkwürdig.

Als der ehrwürdige alte Mr. Meldrum mit seinem stadtbekanntem, zerbeulten Zylinder auf dem Podium auftauchte, fragte jemand lauthals, wo er denn den Deckel herhabe. Der alte Herr nahm ihn hastig vom Kopf und versteckte ihn unter seinem Stuhl, was natürlich eine Lachsalve auslöste.

Als nächster humpelte der dicke Professor Wadley zu seinem Platz. Sofort wurden leutselige Fragen nach dem Befinden seines großen Zehs laut, der ihm allem Anschein nach Kummer bereitete.

Beim Auftauchen meines neuen Freundes, Professor Challenger, waren die Hörer nicht mehr zu halten. Als sein schwarzer Bart im Türrahmen erschien, brach ein unbeschreibliches Freudengeheul aus, und ich hatte schon Angst, daß Tarp Henry recht behalten sollte, um so mehr,

als das Publikum, oder wenigstens ein Großteil davon, nicht wegen der Vorlesung gekommen zu sein schien, sondern weil es sich herumgesprachen haben mußte, daß der berühmte Professor anwesend sein würde.

Unter den gutgekleideten Herrschaften der ersten Reihen wurde pathetisches Gelächter laut. Das Gegröle der Studenten schien ihm gerade recht zu sein. Wenn auch ein aggressiver Unterton mitschwang, so war es doch hauptsächlich Freudengeheul. Jemand, der gehaßt und verabscheut wurde, wäre jedenfalls nie so empfangen worden.

Challenger, der langsam den Gang entlang geschritten war und am äußersten Ende der Stuhlreihe auf dem Podium Platz genommen hatte, lächelte nachsichtig, blähte den Brustkorb, strich sich liebevoll über den Bart und betrachtete mit hochmütigem Blick unter halb gesenkten Lidern hervor den überfüllten Saal.

Der Lärm hatte sich noch nicht gelegt, als Professor Ronald Murray, der Dekan der Fakultät, und Mr. Waldron, der Vortragende, nach vorn kamen und die Veranstaltung begann.

Professor Murray wird mir, hoffe ich, nicht gram sein, wenn ich sage, daß er die weit verbreitete, typisch englische Angewohnheit hat, so zu sprechen, daß man nur mit Mühe etwas versteht. Für mich wird es immer unverständlich bleiben, warum Leute, die etwas zu sagen haben, es nicht so sagen, daß man es auch versteht. Sie verhalten sich wie jemand, der eine kostbare Flüssigkeit durch ein verstopftes Rohr leiten will, das mit einem Handgriff freigemacht werden könnte.

Wie dem auch sei, Professor Murray richtete einige tiefsinnige Worte an seine weißen Manschetten und die Wasserkaraffe auf dem Pult vor sich. Dem Silberleuchter neben der Karaffe widmete er eine spaßige Bemerkung, bevor er sich wieder setzte und Mr. Waldron sich unter Beifall erhob und zum Pult kam.

Der populäre Wissenschaftler war ein steifer, hagerer Mann mit rasselnder Stimme und aggressivem Auftreten, der das Talent besaß, sich die Ideen anderer anzueignen und sie in verständlicher und durchaus interessanter Form an ein Publikum von Laien weiterzugeben. Selbst den unwahrscheinlichsten Themen konnte er eine witzige Seite abgewinnen. Der Verlauf der Äquinoktien oder die Entwicklungsgeschichte der Säugetiere nahmen sich äußerst humorig aus, wenn er darüber referierte.

An jenem Abend eröffnete Mr. Waldron seinen Hörern in klarer, oft bildreicher Sprache eine Vogelperspektive der Schöpfungsgeschichte nach neuesten Erkenntnissen der Wissenschaft. Er ließ nichts aus: die Erdkugel, ursprünglich eine Masse glühender Gase im All, dann die Abkühlung, die Verfestigung, die Schrumpfung, wodurch Berge und Täler entstanden, die Kondensation von Dampf zu Wasser, das langsame Entstehen einer Bühne, auf der sich das unerklärliche Drama des Lebens abspielen sollte. Über die Entstehung des Lebens hatte er nur ein paar vage, zurückhaltende Sätze zu sagen. Daß eventuelles Leben die Höllenglut der Entstehungsgeschichte überstanden haben könnte, meinte er, sei mit Sicherheit auszuschließen. Also mußte es später entstanden sein. Hatte es sich aus den ab-

gekühlten anorganischen Elementen der Erde entwickelt? Wahrscheinlich. War es aus dem All gekommen? Kaum vorstellbar. Selbst der weiseste Mann tue gut daran, sich in dem Punkt nicht festzulegen. Organisches Leben aus anorganischen Elementen zu erzeugen, sei bisher in den Laboratorien noch nicht gelungen. Die Schlucht zwischen Unbelebtem und Leben könne von der Chemie nicht überbrückt werden. Aber in der Natur gäbe es eine höhere und feinere Chemie, die mit großen Kräften und über lange Epochen hinweg arbeite und durchaus Resultate erzielen könne, die für uns Menschen unerreichbar seien. Dabei müsse man es eben bewenden lassen.

Damit kam der Vortragende zu der nie enden wollen den Leiter tierischen Lebens. Er fing ganz unten bei den Mollusken und den winzigen Seetieren an und arbeitete sich Sprosse für Sprosse nach oben. Primitive Reptilien, Fische und Schalentiere und schließlich eine Känguruhratte, die als erstes Geschöpf lebende Junge zur Welt gebracht hatte und damit der direkte Vorfahre aller Säugetiere und wohl auch aller Anwesenden im Saal sei.

»Aber nicht von mir!« rief ein vorlauter Student aus einer der hinteren Reihen.

»Aha, nicht von Ihnen«, ging Waldron sofort auf den Zwischenruf ein. »Dann sind der junge Herr wohl persönlich aus dem Ei geschlüpft, und ich darf ihn bitten, nach der Vorlesung bei mir vorstellig zu werden, denn ein solches Kuriosum mit eigenen Augen zu sehen, möchte ich mir wahrhaft nicht entgehen lassen.«

Großes Gelächter.

»Der Gedanke«, fuhr Waldron fort, als es sich wieder gelegt hatte, »daß der Höhepunkt des viele Jahrtausende dauernden Prozesses der Entwicklungsgeschichte das Ausschlüpfen des jungen Mannes da hinten gewesen sein soll, wirkt befremdend auf mich. Ist damit der Prozeß beendet? Soll der junge Mann da hinten das Endprodukt sein? Ich möchte dem jungen Mann, der im Privatleben gewiß seine Tugenden haben mag, nicht zu nahe treten, aber wenn die Entwicklungsvorgänge des Universums mit seiner Entstehung abgeschlossen sein sollen, dann wage ich zu behaupten, daß sich weder Zeit- noch Kraftaufwand gelohnt haben. Nein, ich bin überzeugt davon, daß der Prozeß noch nicht abgeschlossen ist und wir größere Ergebnisse erwarten dürfen.«

Nachdem der Redner unter Beifall und Gelächter den Zwischenrufer fertiggemacht hatte, kam er wieder zum eigentlichen Thema. Er sprach von der Austrocknung der Meere, dem Auftauchen von Sandbänken, dem schleimigen Leben, das an ihren Rändern klebte, von Lagunen und dem Trieb der Meeresbewohner, auf Schlammablagerungen Zuflucht zu suchen, von der Überfülle von Nahrung, die vorhanden war und ihr schnelles Wachstum begünstigte.

»Und so, meine Damen und Herren«, fügte er hinzu, »entstand jene furchterregende Gattung von Sauriern, die uns heute noch Schrecken einjagt, wenn wir sie im Wealdener oder Solnhofener Schiefer sehen, die jedoch glücklicherweise vor dem ersten Erscheinen der Menschheit auf diesem Planeten ausgestorben ist.«

»Irrtum!« dröhnte eine Stimme vom Podium.

Mr. Waldron war ein Mann von strenger Disziplin und – wie am Beispiel des jungen Zwischenrufers bewiesen – beißendem Spott. Ihn zu unterbrechen, war gefährlich. Diese Unterbrechung jedoch, dieser Zwischenruf war für ihn so absurd, daß er völlig perplex war. Es hatte ihm buchstäblich die Rede verschlagen. Nach einem Moment jedoch hatte er sich wieder gefangen.

»Welche jedoch vor dem ersten Erscheinen der Menschheit ausgestorben sind«, wiederholte er mit erhobener Stimme.

»Irrtum!« dröhnte die Stimme erneut.

Verwundert sah Waldron an der Reihe von Professoren auf dem Podium entlang, bis sein Blick auf Challenger geheftet war, der mit geschlossenen Augen und einem amüsierten Lächeln auf seinem Stuhl lehnte.

»Ach so«, sagte Waldron und zuckte die Achseln. »Mein besonderer Freund, Professor Challenger.«

Alles lachte.

Als sei damit alles erklärt, fuhr der Referent in seinem Vortrag fort.

Aber damit war die Angelegenheit noch lange nicht erledigt. Welchen Pfad Waldron auch wählte, um sich durch das Labyrinth der Vergangenheit zu schlängeln, er kam unweigerlich immer wieder zu einem Punkt, wo er eine Bemerkung über ausgestorbenes, prähistorisches Leben machte und prompt dröhnenden Protest von Seiten des Professors erntete. Die Hörer warteten schon darauf und brüllten jedesmal vor Lachen. Es kam so weit, daß die Studenten im Chor ›Irrtum‹ schrien, wenn Challenger

bloß den Mund aufmachte. Sein Zwischenruf wurde von Hunderten von Kehlen übertönt, was ihn allerdings nicht weiter zu stören schien.

Obwohl Waldron ein erfahrener, hartgesottener Redner war, geriet er mit der Zeit völlig aus dem Konzept. Er wurde unsicher, stotterte, wiederholte sich, verhedderte sich grammatikalisch und ging schließlich auf den Störenfried los.

»Das geht nun wirklich zu weit!« rief er. »Ich muß Sie bitten, Professor Challenger, Ihre unpassenden und ungezogenen Bemerkungen für sich zu behalten.«

Im Saal wurde es mäuschenstill. Die Studenten waren starr vor Begeisterung. Die unnahbaren Götter des Olymp keiften sich gegenseitig an, und das war ein einmaliges Schauspiel.

Challenger quälte sich langsam in die Höhe.

»Und ich muß Sie bitten, Mr. Waldron«, sagte er, »Behauptungen für sich zu behalten, die im krassen Gegensatz zu wissenschaftlichen Tatsachen stehen.«

Jetzt war die Hölle los.

»Unerhört ... rausschmeißen ... Ruhe ... runter vom Podium ... hört, hört!«

Alles schrie und lachte durcheinander.

Der Dekan der Fakultät sprang von seinem Stuhl auf, fuchtelte mit den Armen in der Luft herum und bat um Ruhe und Ordnung. Als er sich endlich Gehör hatte verschaffen können, forderte er Professor Challenger auf, persönliche Ansichten nach der Vorlesung anzubringen, aber nicht jetzt.

Professor Challenger verbeugte sich, lächelte, strich sich

über den Bart und nahm wieder Platz.

Waldron fuhr in seinem Vortrag fort. Wenn ihm eine kritische Behauptung entschlüpfte, bedachte er Challenger sofort mit einem ängstlichen Blick, doch dieser saß lächelnd und schweigend auf seinem Stuhl und schien zu schlafen.

Schließlich erreichte der Vortrag seinen, wie ich meine, etwas verfrühten Abschluß. Der letzte Teil seiner Rede war jedenfalls hastig und zusammenhanglos in den Saal geworfen. Jetzt warteten die Hörer darauf, daß etwas passierte. Waldron nahm Platz, der Dekan sprach ein paar Worte, und schließlich erhob sich Professor Challenger und trat hinter das Rednerpult. Im Interesse meiner Zeitung hielt ich seine Rede wörtlich fest.

Hier die Abschrift meines Protokolls:

»Meine Damen und Herren ...«

Unruhe und Lärm in den hinteren Reihen.

»Meine Damen, meine Herren – liebe Kinder, verzeihen Sie, daß ich eben nicht die gesamte Zuhörerschaft begrüßt habe.«

Gelächter. Der Professor nickt freundlich und hebt die Hand, als wolle er dem Saal den päpstlichen Segen erteilen.

»Ich wurde dazu auserkoren, Mr. Waldron ein Wort des Dankes für den phantasievollen und bildhaften Vortrag auszusprechen, den wir eben hören durften. Es gibt Punkte, in denen ich mit Mr. Waldron nicht konform gehe, und ich habe es für meine Pflicht gehalten, jeweils meine Bedenken anzumelden. Mr. Waldron hat seine Aufgabe

aber dessen ungeachtet gut gelöst – vorausgesetzt, daß diese Aufgabe darin bestand, einen einfachen, interessanten Bericht davon zu geben, was er für die Geschichte, die Entwicklungsgeschichte unseres Planeten hält. Populärwissenschaftliche Vorlesungen strengen weder den Redner noch den Zuhörer an, aber Mr. Waldron wird mir verzeihen ...« – ein Lächeln –, »wenn ich sage, daß sie deshalb nicht oberflächlich sein und auf ein niedriges Niveau gebracht werden müssen.«

Spöttischer Beifall.

»Menschen, die populärwissenschaftliche Vorträge halten, sind von Haus aus Parasiten.«

Gesten des Protests von Waldron.

»Sie bedienen sich der hart erarbeiteten Forschungsergebnisse ihrer Kollegen, um sich finanziell zu bereichern oder zu Ruhm und Ehre zu kommen. Eine winzig kleine Erkenntnis, im Labor gewonnen, ein Baustein, in den Tempel der Wissenschaft gemauert, sind viel mehr wert als irgendein Vortrag aus zweiter Hand, der allenfalls die Zeit vertreibt, dessen Ergebnis jedoch gleich Null ist. Ich sage das nicht etwa, weil ich Mr. Waldron runtermachen will, sondern weil ich es für nötig halte, Sie darauf aufmerksam zu machen, daß richtige Maßstäbe angesetzt werden müssen, wenn man nicht den Meßdiener mit dem Hohepriester verwechseln will.«

Mr. Waldron flüstert dem Dekan der Fakultät etwas zu, dieser steht auf und richtet einige tadelnde Worte an die Karaffe.

»Aber genug davon.«

Lauter, anhaltender Beifall.

»Kommen wir zu einem Thema, das interessanter sein dürfte. Welche spezielle Aussage hat mich, den gewissenhaften Forscher, dazu veranlaßt, die Glaubwürdigkeit beziehungsweise das Wissen unseres Redners in Frage zu stellen? Die Aussage, daß gewisse Arten tierischen Lebens auf diesem Planeten ausgestorben seien. Ich bin, was den Fortbestand gewisser Tierarten anbelangt, beileibe kein Amateur, noch bin ich einer dieser Populärwissenschaftler, der seine Hörer fesseln will. Ich bin ein Mensch, dessen wissenschaftlicher Ethos ihn dazu veranlaßt, sich strikt an die Tatsachen zu halten, und behaupte, daß Mr. Waldron im Irrtum ist, wenn er meint, es könne keine sogenannten prähistorischen Tiere mehr geben. Die Tatsache, daß er noch nie eines gesehen hat, ist kein Beweis. Diese Tiere sind tatsächlich – das hat Mr. Waldron richtig erkannt – unsere Vorfahren, aber ich möchte sagen, sie sind zeitgenössische Vorfahren, die mit all ihren abscheulichen und furchterregenden Charakteristiken auch heute noch zu finden sind – wenn man die Energie aufbringt und nicht die Anstrengung scheut, ihre Schlupfwinkel aufzusuchen. Man schrieb diese Kreaturen allgemein dem Jurazeitalter zu und hielt sie durch Jahrhunderte hindurch für völlig ausgestorben, doch sie existieren.«

Protestrufe: Quatsch, erst einmal beweisen, woher wollen Sie das wissen, infame Lüge!

»Woher ich das wissen will?« Kunstpause und schweifender Blick über die Köpfe der Hörer hinweg. »Ich weiß es, weil ich ihre geheimen Schlupfwinkel aufgesucht habe.«

Beifall.

»Lügner!« Eine Stimme aus dem Publikum.

»Hat mich da gerade jemand einen Lügner genannt?« Erstaunter Blick. »Würde derjenige, der mich einen Lügner genannt hat, gefälligst aufstehen und sich zu erkennen geben?«

»Hier ist er, Sir!«

Tumult in einer der letzten Reihen. Ein schwächlicher junger Mann mit Brille wird von einer Gruppe von Studenten in die Höhe gehoben. Zappelt und wehrt sich.

»Sie haben es gewagt, mich einen Lügner zu nennen?« Donnerstimme.

»Nein, Sir!« Der Student verschwindet wieder nach unten.

Challenger bläht den Brustkorb. »Wenn jemand hier in diesem Hörsaal es wagen sollte, an der Glaubwürdigkeit meiner Worte zu zweifeln, würde ich nach Abschluß der Veranstaltung gern ein Wörtchen mit dem Betreffenden reden.«

»Lügner!«

Wieder wird der schwächliche Student mit Brille hochgehoben.

»Ich komme gleich zu euch rauf!« Challenger droht mit der Faust.

Im Chor: »Komm, Süßer, komm!«

Unterbrechung. Dekan steht auf und fuchtelte mit den Armen. Wirkt wie der Dirigent eines Orchesters.

Der Professor, roter Kopf, geblähte Nüstern und kampflustig vorgereckter Bart, verschafft sich wieder Gehör.

»Jeder große Entdecker wurde bisher mit Ungläubigkeit

konfrontiert. Sie scheint das Merkmal einer Generation von Idioten zu sein. Große wissenschaftliche Tatsachen bleiben unerkannt, wenn es an Intuition und Vorstellungskraft mangelt. Die werten Hörer im Saal können Männer, die für die Erschließung neuer wissenschaftlicher Gebiete das Leben riskiert haben, offensichtlich mit Schmutz bewerfen. Aber Propheten sind schon immer verfolgt worden: Galilei, Darwin und ich ...«

Anhaltender Beifall und wieder Unterbrechung.

Soweit die Abschrift meines Protokolls, das nur einen unvollkommenen Eindruck von dem Chaos geben kann, zu dem sich die Veranstaltung ausgeweitet hatte. Das Durcheinander und der Lärm hatten solche Ausmaße angenommen, daß mehrere Damen bereits fluchtartig den Saal verlassen hatten. Die allgemeine Erregung schien ansteckend zu sein. Nicht nur die Studenten waren davon befallen, sondern sie hatte auch auf die ehrwürdigen alten Herren übergegriffen. Einige von ihnen waren aufgesprungen und drohten dem hartnäckigen Professor mit den Fäusten. Der Hörsaal hatte sich in einen brodelnden Kessel verwandelt.

Der Professor trat schließlich einen Schritt nach vorn und hob beide Hände in die Höhe. Der Mann hatte etwas so Großartiges und Fesselndes an sich, daß sich der Lärm sofort legte. Challenger ließ einen herrischen Blick über die Menge schweifen. Er schien eine entscheidende Aussage machen zu wollen, und alles lauschte gespannt.

Und hiermit nehme ich die Abschrift meines Protokolls wieder auf:

»Ich will Sie nicht weiter aufhalten, meine Damen und Herren. Es ist die Sache nicht wert. Was wahr ist, bleibt wahr, und das Geschrei von einem Haufen dummer Studenten und – das muß ich leider hinzufügen – genauso dummer Senioren kann dem keinen Abbruch tun. Ich behaupte, der Wissenschaft ein neues Forschungsgebiet erschlossen zu haben. Sie bestreiten das, also werde ich den Beweis antreten.«

Stürmischer Beifall.

»Ich fordere Sie auf, aus Ihrer Mitte einen oder mehrere Vertreter zu ernennen, die sich auf eine Expedition begeben und in Ihrem Auftrag meine Behauptungen überprüfen.«

Mr. Summerlee, Professor für Vergleichende Anatomie, steht aus einer der ersten Reihen auf. Er ist groß, hager, wirkt verbittert und knöchern wie ein Theologe.

Summerlee: »Ich möchte Sie fragen, Professor Challenger, ob die Entdeckungen, von denen Sie eben sprachen, im Verlauf Ihrer Expedition durch das Amazonasgebiet gemacht wurden. Wenn ich mich nicht irre, waren Sie vor zwei Jahren dort.«

Professor Challenger: »Sie irren sich nicht, und es ist der Fall.«

Professor Summerlee: »Gut. Und dann würde ich gern noch wissen, wieso es möglich sein konnte, daß Wallace, Bates und andere Forscher von internationalem Ruf die Phänomene, die Sie entdeckt haben wollen, übersehen haben.«

Professor Challenger: »Verehrter Kollege, Sie scheinen den Amazonas mit der Themse zu verwechseln. Der

erstere ist in Wirklichkeit etwas größer. Vielleicht interessiert es Sie, wenn ich Ihnen sage, daß er zusammen mit dem Orinoko ein Flußsystem von fünfzigtausend Meilen Länge darstellt. In einem so ungeheuer großen Gebiet ist es durchaus möglich, daß eine einzelne Person etwas findet, was andere nicht gefunden haben.«

Mr. Summerlee (saures Lächeln): »Der Unterschied zwischen dem Amazonas und der Themse ist mir sehr wohl klar. Um so mehr, als letzterer Fluß von der Quelle bis zur Mündung überprüfbar ist, was beim ersteren nicht der Fall ist. Ich wäre Ihnen zu großem Dank verpflichtet, werter Kollege, wenn Sie mir die genaue Lage nennen könnten, wo Sie die prähistorischen Tiere angetroffen haben wollen.«

Professor Challenger: »Ich habe meine guten Gründe, diese Information für mich zu behalten, bin aber bereit, sie an ein Komitee weiterzugeben, das hier von den Anwesenden aufgestellt wird. Würden Sie sich, Professor Summerlee, bereit erklären, selbst diesem Komitee anzugehören und persönlich meine Angaben zu überprüfen?«

Mr. Summerlee: »Ich erkläre mich bereit dazu.«

Stürmischer Beifall.

Professor Challenger: »Dann verspreche ich Ihnen, dem Komitee alles erforderliche Material zu übergeben. Sie werden das Gebiet aufsuchen, in dem die Tiere leben, und sie mit eigenen Augen sehen. Wenn Sie jedoch meine Angaben überprüfen, dann finde ich es nicht mehr als recht und billig, wenn Sie von einer oder zwei Personen begleitet werden, die wiederum in meinem Interesse Ihre

Angaben überprüfen. Ich will Ihnen nicht verhehlen, daß es eine schwierige und gefährliche Angelegenheit werden wird. Professor Summerlee sollte daher von jüngeren Männern begleitet werden. Möchte sich jemand freiwillig melden?«

Und so kann es geschehen, daß ein Mensch plötzlich vor dem entscheidenden Wendepunkt seines Lebens steht. Hatte ich bei Betreten des Saals ahnen können, daß ich mich hier zu einem Abenteuer verpflichten würde, das mir nicht einmal im Traum eingefallen wäre? Aber Gladys – war das nicht die Chance, die sie gemeint hatte? Gladys würde mir geraten haben, mich zu melden. Und so stand ich auch schon und redete, ohne mir die Worte vorher überlegt zu haben.

Tarp Henry, mein Begleiter, zupfte und zog pausenlos an meinem Ärmel.

»Mensch, Malone«, zischte er. »Hast du den Verstand verloren? Mach dich doch nicht in aller Öffentlichkeit zur Tulpe.«

Ich hörte nicht auf ihn, stellte aber fest, daß ein paar Plätze von mir entfernt ein großer, schlanker Mann mit flachsblonden Haaren ebenfalls aufgestanden war und mich mit ablehnendem und wütendem Blick musterte. Aber das war mir egal.

»Ich möchte mitkommen, verehrte Herren«, sagte ich mindestens zehnmal.

»Name!« schrie jemand aus dem Publikum. »Namen nennen!«

»Ich heiße Edward Dünn Malone und bin Reporter

von der *Daily Gazette*. Ich behaupte, ein absolut unvoreingenommener Zeuge zu sein.«

»Und Sie, Sir?« fragte der Dekan der Fakultät den großen, schlanken Mann, der offensichtlich mein Rivale war.

»Ich bin Lord John Roxton«, antwortete er. »Ich bin schon den Amazonas hinaufgefahren, kenne das Gebiet und halte mich daher für diese Expedition für besonders geeignet.«

»Lord John Roxtons Ruf als Sportler und Weltreisender ist weltweit und unumstritten«, sagte der Dekan. »Auf der anderen Seite wäre es zu begrüßen, wenn ein Mitglied der Presse an der Forschungsreise teilnehmen würde.«

»Dann würde ich doch vorschlagen«, schaltete sich Professor Challenger ein, »daß beide gewählt werden, als Vertreter der hier Anwesenden Professor Summerlee nach Südamerika zu begleiten und mit ihm zusammen die Richtigkeit meiner Angaben an Ort und Stelle zu überprüfen.«

Und so war unter Beifallsrufen und Applaus unser Schicksal besiegelt, und ich wurde von einem Menschenstrom zum Ausgang gedrängt. Ich war völlig benommen und begriff nur halb, welches ungeheure Geschehen sich da plötzlich für mich entwickelt hatte.

Als ich auf der Straße stand, stob eine Gruppe lärmender Studenten an mir vorbei. Einer der jungen Männer hatte einen Schirm aufgespannt und fuchtelte wie ein Wilder damit in der Luft herum. Ich sah, wie Professor Challenger von Schmäh- und Hochrufen verfolgt in eine Droschke stieg, und war plötzlich allein unter den silbrig schim-

mernden Lichtern der Regent Street und dachte an Gladys und meine ungewisse Zukunft.

Plötzlich berührte mich jemand am Ellbogen. Ich drehte den Kopf und sah in die lustigen, etwas hochmütigen Augen des großen, schlanken Mannes, der mein Reisebegleiter sein sollte.

»Mr. Malone«, sagte er. »Wir sitzen bald im selben Boot. Ich wohne gleich da drüben, im *Albany*. Hätten Sie vielleicht eine halbe Stunde für mich Zeit? Ich möchte nämlich ein paar Dinge mit Ihnen besprechen.«

## *Damals war ich die strafende Hand Gottes*

Lord John Roxton und ich gingen die Vigo Street hinter und dann durch das düstere Portal des berühmten aristokratischen Wohnblocks Albany. Am Ende eines langen, schlecht beleuchteten Korridors stieß meine neue Bekanntschaft eine Tür auf und drehte einen Lichtschalter um. Eine Reihe von Lampen mit farbigen Schirmen verlieh dem Raum vor uns rötliches Licht. Eine Atmosphäre außergewöhnlicher Eleganz und betonter Männlichkeit schlug mir entgegen. Eine Mischung aus Luxus, Wohlstand, Geschmack und der für einen Junggesellen typischen Unordnung. Dicke Teppiche und Brücken aus arabischen Ländern, Gemälde und Stiche, deren Wert sicher unschätzbar war, Trophäen, die von Lord Roxtons Siegen als Sportsmann und Athlet zeugten, und eine ganze Reihe ausgestopfter Tierköpfe aus allen Teilen der Welt, darunter der Kopf eines weißen Nashorns aus der Lado Enklave mit hochmütig herunterhängender Unterlippe.

In der Mitte des Raumes ein schwarzgoldenes Louis-Quinze-Tischchen, eine prachtvolle Antiquität, die durch Glasränder und Brandflecken durch abgelegte Zigarren böse zerschunden war. Darauf ein silbernes Tablett mit Rauchwaren und Spirituosen. Mein Gastgeber goß in zwei hohe Gläser eine ordentliche Ladung Whisky, die er

jeweils mit einem Spritzer Sodawasser aus einem Syphon verdünnte. Er bot mir in einem Sessel Platz an, stellte ein Glas neben mich und setzte sich schließlich, um mich mit unverhohlenem Blick zu mustern. Seine Augen hatten etwas Rücksichtsloses, fast Unverschämtes an sich und waren von der Farbe eines Gletschersees.

Ich zündete die Zigarre an, die er mir angeboten hatte, und betrachtete durch den blauen Dunst das Gesicht, das ich schon oft auf Fotos gesehen hatte. Eine stark gebogene Nase, ausgemergelte Backen, flachsblonde Haare, ein etwas stacheliger Schnurrbart, ein Grübchen an dem energisch vorgereckten Kinn. Lord Roxton war eine Mischung aus Napoleon, Don Quichotte und Landedelmann, der mit Pferden und Hunden umzugehen weiß. Sonne und Wind hatten seine Haut gegerbt, seine Brauen waren buschig und etwas überhängend, was seinen an sich schon kalten Augen etwas Wildes verlieh. Von der Statur her war er übermäßig schlank, aber kräftig gebaut. Kaum einer, das war bekannt, konnte sich mit ihm an Ausdauer und Zähigkeit messen. Er war gut einsachtzig groß, wirkte jedoch wegen der runden Schultern kleiner. Das war also der berühmte Lord Roxton, der mir nun gegenüber saß, auf seiner Zigarre herumkaute und mich schweigend musterte.

»So«, sagte er schließlich. »Darauf haben wir uns jetzt eingelassen, Sie und ich. Ich nehme an, daß Sie nicht damit gerechnet haben, ich meine, als Sie da hingegangen sind.«

»Allerdings nicht.«

»Dasselbe gilt für mich. An so etwas hätte ich im Leben

nicht gedacht. Und siehe da – plötzlich steckt man mitten drin. Ich bin erst vor drei Wochen aus Uganda zurückgekommen, habe mir in Schottland etwas angeschafft und alle Formalitäten erledigt. Schöne Geschichte, was? Wie sind Sie denn auf die Idee gekommen, sich dafür zu melden?«

»Bei mir ist das reines Berufsinteresse«, sagte ich. »Ich bin Journalist bei der *Gazette*.«

»Natürlich – das haben Sie ja gesagt. Übrigens, ich wollte Sie um einen kleinen Gefallen bitten. Ich brauche Ihre Hilfe.«

»Gern.«

»Macht es Ihnen auch nichts aus, wenn es mit einem Risiko verbunden ist?«

»Was für ein Risiko?«

»Das Risiko heißt Ballinger. Er ist Ihnen doch ein Begriff, oder?«

»Nein.«

»Aber, aber, junger Mann, wo leben Sie denn? Sir John Ballinger ist der beste Herrenreiter von ganz Nordengland. Auf ebener Straße nehme ich es leicht mit ihm auf, aber im Hindernisrennen ist er mir glatt überlegen. Jeder weiß, daß er säuft wie ein Loch, wenn er nicht im Training ist. Er nennt es Ausgleichssport. Seit Dienstag ist er im Delirium und tobt, daß die Wände wackeln. Er wohnt genau über mir. Die Ärzte sagen, daß er auf der Strecke bleibt, wenn ihm nicht jemand was zu Essen reinzwängt. Das ist nun insofern ein Problem, als er im Bett liegt und einen Revolver unter dem Kopfkissen hat. Wenn sich ihm jemand nähert,

hat er gedroht, ballert er ihm die volle Ladung in den Wanst. Daß daraufhin das Personal in Streik getreten ist, kann man verstehen.

Wenn mein Freund John schießt, dann trifft er, das können Sie mir glauben. Er ist ein sturer Hund, das gebe ich zu, aber man kann ihn doch nicht einfach krepieren lassen. Noch dazu, wo er der langjährige Sieger des Grand National ist.«

»Und was wollen Sie jetzt unternehmen?« fragte ich.

»Ich hatte mir gedacht, daß Sie und ich, daß wir ihn zusammen überrumpeln könnten. Vielleicht döst er gerade, und dann kriegt schlimmstenfalls einer von uns beiden einen auf den Pelz gebrannt, und der andere nimmt ihm dann den Revolver ab. Anschließend binden wir ihm die Arme auf den Rücken, lassen einen Schlauch kommen und verpassen ihm eine richtig dicke, fette Suppe.«

Als ob mein Tag nicht schon vollgepackt genug gewesen wäre! Jetzt auch noch diese verfahrenere Angelegenheit. Ich bin kein sonderlich tapferer Mensch. Meine irische Phantasie trägt maßgeblich dazu bei, daß mir unbekannte und unversuchte Dinge meist schlimmer vorkommen, als sie es in Wirklichkeit sind. Andererseits hat man mir Abscheu vor der Feigheit anerkennen lassen, und ich lebe in der ständigen Angst, für feige angesehen zu werden. Würde an meinem Mut gezweifelt, so wäre ich glatt in der Lage, mich wie jener Hunne, von dem in allen Geschichtsbüchern die Rede ist, in einen Abgrund zu stürzen, aber nicht etwa aus Mut, sondern aus Stolz und Angst. Beim Gedanken an das Schnapsfaß einen Stock höher sträubte sich in mir zwar

alles, aber ich erklärte mich möglichst gleichgültig zu dem Unternehmen bereit. Als mich Lord Roxton noch einmal auf dessen Gefahr hinweisen wollte, wehrte ich verärgert ab.

»Vom Reden wird es nicht besser«, sagte ich. »Los, bringen wir die Sache hinter uns.«

Ich stand von meinem Sessel auf und er von seinem. Er lachte vertraulich, boxte mich ein paarmal gegen die Brust und stieß mich schließlich in den Sessel zurück. »In Ordnung, junger Mann«, sagte er. »Sie sind aus dem richtigen Holz geschnitzt.«

Jetzt begriff ich überhaupt nichts mehr.

»Ich habe mich heute morgen schon selber um Ballinger gekümmert«, erklärte der Lord. »Zum Glück war seine Hand so zittrig, daß er mir bloß ein Loch in meinen Morgenmantel geschossen hat. Einen Moment später war er gefesselt und zwei Minuten später gefüttert. In einer Woche ist er wieder auf dem Damm. Ich hoffe, Sie nehmen mir den Trick nicht übel, junger Mann. Unter uns gesagt halte ich diese Südamerikareise nämlich für sehr gefährlich und will wissen, ob ich jemanden dabei habe, auf den Verlaß ist. Das ist der Grund, warum ich Ihnen auf den Zahn gefühlt habe. Gratuliere, junger Mann, Sie haben gut dabei abgeschnitten. So wie ich die Dinge sehe, werden wir völlig auf uns selbst angewiesen sein, denn der alte Summerlee braucht unter Garantie von Anfang an ein Kindermädchen. Übrigens, sind Sie zufällig der Malone, der für die Iren als Mittelstürmer spielt?«

»Ja.«

»Dachte ich es mir doch! Ihr Gesicht ist mir nämlich gleich bekannt vorgekommen. Ich habe das Spiel gegen Richmond gesehen – toll, einfach toll! Sie haben Gold in den Waden, Mann! Von den guten Fußballspielen lasse ich keines aus, und das gegen Richmond war das beste seit Jahren. Aber ich habe Sie nicht zu mir gebeten, um über Fußball zu reden. Wir müssen uns über die Vorbereitungen zu unserem Ausflug absprechen. Hier habe ich ein Verzeichnis der Schiffsverbindungen. Macht sich immer bezahlt, so etwas im Haus zu haben. Am übernächsten Mittwoch läuft ein Dampfer nach Para aus. Wenn Sie und der Professor es bis dahin schaffen, sollten wir unsere Passagen buchen.«

»Einverstanden.«

»Gut. Mit dem Professor spreche ich dann noch. Und wie steht es mit Ihrer Ausrüstung?«

»Darum kümmert sich meine Zeitung.«

»Können Sie schießen?«

»Nicht besser und nicht schlechter als jeder, der seinen Militärdienst gemacht hat.«

»Großer Gott – so schlecht? Daß ihr jungen Typen kein Interesse daran habt, das Wichtigste zu lernen! Wie wollt ihr euch denn wehren, wenn es einmal wirklich darauf ankommt? In Südamerika müssen Sie mit einem Gewehr umgehen können, junger Mann. Wenn dieser Professor Challenger nicht spinnt oder ein gemeiner Lügner ist, können wir uns auf etwas gefaßt machen. Was haben Sie denn für ein Gewehr?«

Ohne auf meine Antwort zu warten, ging er zu einem

Eichenschrank, machte ihn auf und deutete auf eine Reihe von blanken Gewehrläufen, die wie Orgelpfeifen nebeneinander in Halterungen klemmten.

»Mal sehen, ob in meinem Arsenal etwas Passendes für Sie ist.«

Nacheinander nahm er eine Anzahl prachtvoller Gewehre aus dem Schrank, knickte den Lauf ab, brachte ihn mit einem metallischen Klicken in die ursprüngliche Lage und steckte das Gewehr wieder in seine Halterung.

»Das ist eine Bland 577 mit Speziallauf«, sagte er. »Damit habe ich den Burschen da erlegt.« Er deutete auf den Kopf des weißen Nashorns. »Um Haaresbreite hätte es mich erwischt, und dann würde *ich* jetzt in seiner Trophäensammlung hängen. ›An diesem spitzigen Geschosß hängt seine einzige Chance«, hat Gordon einmal gesagt. ›Es ist der gebührende Vorteil des Schwachen.‹ Gordon kennen Sie doch hoffentlich, oder? Er ist der Dichter, der eine geschickte Hand mit Waffen und mit Pferden hat. So – hier hätten wir eine brauchbare Büchse mit Zielfernrohr und Doppelauswerfer. Schießt auf dreihundertfünfzig Meter einer Fliege das Auge aus. Mit ihr habe ich vor drei Jahren in Peru die Sklaventreiber verjagt. Damals war ich die strafende Hand Gottes, das können Sie mir ruhig glauben, junger Mann. Es gibt nämlich Zeiten, wo jeder die Menschenrechte verteidigen muß, auch wenn es dabei Blutvergießen gibt.

Wenn ich nicht diesen kleinen Privatkrieg angezettelt hätte, ich müßte mich mein Leben lang schämen. Ich habe ihn selber erklärt, selber ausgefochten und selber

wieder beendet. Jede von diesen Kerben steht für einen Sklavenmörder. Eine ganz hübsche Strecke, was? Ich erwischte sie alle. Die dicke da ist für Pedro Lopez, ihren Anführer. Ihm habe ich am Ufer eines Nebenflusses des Putomayo das Handwerk gelegt ... So, und hier haben wir genau das Richtige für Sie.« Er hob ein Prachtexemplar von einem Gewehr aus dem Schrank. »Kolben schön der Schulter angepaßt, genaues Visier und fünf Schuß Munitioin. Dem Schießseisen können Sie Ihr Leben anvertrauen.«

Er gab es mir und machte seinen Gewehrschrank zu.

»Übrigens«, sagte er, als er sich wieder setzte, »was wissen Sie eigentlich über diesen Challenger?«

»Ich habe ihn heute zum erstenmal gesehen.«

»Ich auch. Es ist schon komisch, daß wir für einen Mann in den Dschungel gehen, den wir gar nicht kennen. Ein halsstarriger alter Vogel ist das und bei seinen Kollegen offensichtlich nicht allzu beliebt. Wie kam es denn überhaupt dazu, daß Sie sich für die Sache interessierten?«

Ich erzählte ihm kurz von den Begebenheiten des Vormittags, und er hörte mir aufmerksam zu. Dann holte er eine Karte von Südamerika aus seiner Schublade und breitete sie auf dem Tisch aus.

»Ich glaube, daß jedes einzelne Wort stimmt, was er sagt«, erklärte er mit ernstem Gesicht. »Ich liebe Südamerika. Einen großartigeren und reicheren Kontinent gibt es auf diesem Planeten nicht. Ich habe ihn von Norden bis Süden bereist und habe während meines Kampfes gegen die Sklavenhändler klimatische Verhältnisse am eigenen Leibe erfahren, die man sich hierzulande nicht vorstellen kann.

Ich bin natürlich auch mit Indianerstämmen in Berührung gekommen und habe ihre Legenden und Gerüchte gehört. So unwahrscheinlich es klingen mag, was sie einem alles erzählen, es steckt immer ein Körnchen Wahrheit hinter den Dingen, die von Generation zu Generation weitergegeben werden. Je besser man dieses Land kennt, desto mehr begreift man, daß dort alles möglich ist. Wirklich alles. Den Menschen stehen bloß ein paar schmale Flußläufe zur Verfügung, wenn sie sich von einem Ort zum anderen begeben wollen, alles andere ist undurchdringlicher Urwald. Und hier im Mato Grosso ...« – er fuhr mit seiner Zigarre über einen Teil der Karte – »oder hier oben, wo die Länder zusammenstoßen, würde mich nichts überraschen. Wie dieser Professor heute abend schon sagte, gibt es hier fünfzigtausend Meilen Wasserwege durch einen Urwald von einer Ausdehnung größer als Europa. Die wenigen Pfade mit Lichtungen, die der Mensch in den Dschungel geschlagen hat, kann man vergessen. Hinzu kommt, daß die Flüsse oft Hochwasser bis zu fünfzehn Metern führen und das Land zu beiden Ufern tiefer Morast ist, durch den es kein Durchkommen gibt. Warum sollte es in einem solchen Gebiet nicht etwas Neues, Unvortellbares geben? Und warum sollten wir nicht die Männer sein, die es entdecken? Außerdem ...« – die Augen in dem hageren Gesicht leuchteten vor Freude – »muß man sich dort jede Meile hart erkämpfen. Ich bin wie ein alter Golfball – die weiße Farbe hat sich längst abgestoßen. Das Leben kann mich meinetwegen beuteln, das macht mir nichts mehr aus. Etwas zu riskieren, das hält jung. Dann lohnt sich das

Leben wenigstens. Wir tendieren nämlich alle dazu, es uns zu bequem zu machen und zu verweichlichen. Ich verlange nichts als große, weite Gebiete, eine Waffe in der Faust und Jagd auf etwas, was die Beute wert ist. Krieg, Hetzjagd, Pferderennen, sogar Fliegen – alles habe ich hinter mir. Diese Reise in das Unbekannte, wo Tiere hausen sollen, die einem nicht einmal in einem Alptraum erscheinen, das, junger Mann, reizt mich.«

Vielleicht habe ich zu langatmig von Lord Roxton erzählt, aber ich werde ja nun für geraume Zeit mit ihm zusammen sein, und das hat mich dazu veranlaßt, ihn so zu schildern, wie ich ihn an jenem Abend sah. Allein der Zwang, meinen Bericht über die Vorlesung im Zoologischen Institut vor Mitternacht abgeben zu müssen, veranlaßte mich schließlich, aufzubrechen.

Als ich Lord Roxton verließ, saß er in dem rötlichen Licht seines Zimmers, ölte das Schloß seines Lieblingsgewehrs und lächelte in sich hinein. Er war in Gedanken bei den Abenteuern, die uns erwarteten, und mir war klar, daß ich mir für die bevorstehenden Strapazen keinen kühleren Kopf und keinen mutigeren Mann hätte wünschen können.

Müde, wie ich war, saß ich nach den wundersamen Ereignissen des Tages noch lange bei McArdle, dem Nachrichtenredakteur, und erklärte ihm den gegenwärtigen Stand der Dinge, die er für wichtig genug erachtete, um am Tag darauf Sir George Beaumont, den Chef, darüber zu unterrichten. Wir kamen überein, daß ich nach-

einander ausführliche Berichte über die Ereignisse und den Fortgang der Expedition in Briefform nach Hause schicken würde und diese veröffentlicht werden sollten, wenn Professor Challenger uns sein Einverständnis erteilt hatte. Bisher wußten wir ja noch nicht einmal, in welchen Teil des Landes wir verschlagen werden und welche Bedingungen sich an die Bekanntgabe der geografischen Lage knüpfen würden. Eine diesbezügliche telefonische Anfrage brachte uns lediglich eine wütende Schmährede über die Presse im allgemeinen und die Gazette im besonderen ein. Wir bekamen allerdings mitgeteilt, daß wir die nötigen Informationen bei Abreise ausgehändigt bekämen – falls wir die Höflichkeit besäßen, Tag und Stunde bekanntzugeben. Bei einem zweiten Anruf bekamen wir nur die jammernde Mrs. Challenger an den Apparat. Sie flehte uns an, ihren schlecht gelaunten Mann doch um alles in der Welt in Ruhe zu lassen, sie müsse schließlich seine Wutanfälle über sich ergehen lassen. Ein dritter Versuch begann und endete gleichzeitig mit einem fürchterlichen Geräusch und der Mitteilung des Fernmeldeamts, daß Professor Challengers Anschluß außer Betrieb sei. Danach unternahmen wir keine weiteren Versuche, mit ihm in Verbindung zu treten.

Und nun, geduldiger Leser, kann ich mich nicht mehr direkt an Sie wenden. Von jetzt an wird dies nur noch – wenn überhaupt – durch die Zeitung geschehen, die ich vertrete. Den Bericht über die Ereignisse, die zu einer der bemerkenswertesten Expeditionen aller Zeiten führten, übergebe ich meinem Vorgesetzten, Mr. McArdle. Falls

ich je nach England zurückkehren werde, liegt dann wenigstens eine Aufzeichnung darüber vor, wie alles zustande kam. Ich schreibe diese letzten Zeilen an Bord des Überseedampfers *Francisca*. Bevor ich sie beendet habe und sie dem Lotsen anvertraue, der sie Mr. McArdle überbringen wird, lassen Sie mich ein letztes Bild, eine letzte Erinnerung an das Land skizzieren, das ich mit mir nehmen werde.

Es ist ein feuchter, nebeliger Morgen im Spätfrühling. Kalter Nieselregen fällt träge auf das Pflaster. Drei Gestalten in Regenmänteln mit hochgeschlagenen Kragen gehen den Kai entlang zur Gangway des großen Dampfers, der die Abfahrtsflagge gehißt hat. Vor ihnen schiebt ein Gepäckträger einen Karren her, der mit Kisten, Zeltplanen und Gewehrkästen beladen ist. Professor Summerlee, eine lange, melancholische Gestalt, läßt den Kopf hängen. Sein Schritt ist schleppend; er bedauert offensichtlich jetzt schon seine Entscheidung. Lord John Roxton schreitet munter aus, das Gesicht unter der Jagdkappe mit den Ohrenschützern erwartungsvoll gespannt. Und was mich anbelangt, so bin ich froh, die mühsamen Tage der Vorbereitungen und des Abschiednehmens hinter mir zu haben, was man mir zweifelsohne ansieht.

Und plötzlich, wir sind gerade an der Gangway angekommen, ein Brüllen hinter uns. Es ist Professor Challenger, der uns versprochen hat, uns Lebewohl zu sagen. Er rennt hinter uns her – keuchend, mit rotem Gesicht und cholerisch wie immer.

»Nein, danke«, sagte er, ohne dazu aufgefordert zu sein,

»ich komme nicht mit an Bord. Bloß ein paar Worte, und das läßt sich auch sehr gut hier erledigen. Glauben Sie bloß nicht, daß ich mich Ihnen gegenüber zu Dank verpflichtet fühle, weil Sie diese Reise unternehmen. Mich läßt es völlig kalt, womit Sie sich die Zeit vertreiben, und ich lehne jede Art von Verantwortung ab. Wahr bleibt, was wahr ist, und Sie können berichten, was Sie wollen, das ändert daran absolut gar nichts. Sie erreichen höchstens, daß ein Haufen sensationsgieriger Menschen auf seine Kosten kommt. Meine Anweisungen an Sie befinden sich in diesem verschlossenen und versiegelten Umschlag. Sie werden ihn erst öffnen, wenn Sie das Städtchen Manaos an den Ufern des Amazonas erreicht haben und ...« – er deutete mit einem dicken behaarten Finger darauf – »wenn Tag und Stunde gekommen sind. Diese Zeitangaben sind absolut bindend, ist das klar? Ich verlasse mich auf Ihr Ehrenwort.« Der Finger deutete auf mich. »Und Sie, Mr. Malone, haben freie Hand. Ich will Ihnen bezüglich Ihrer Berichterstattung keinerlei Beschränkung auferlegen. Schließlich reisen Sie ja mit, um wegen der Sache viel Wind zu machen. Ich verlange allerdings, daß Sie die genaue Lage des Reiseziels nicht bekanntgeben und vor Ihrer Rückkehr nichts veröffentlicht werden darf.

Und nun wünsche ich Ihnen eine gute Reise, meine Herren. Leben Sie wohl, Mr. Malone. Sie haben es immerhin geschafft, meinen Haß gegen Ihr Metier etwas zu mindern. Auf Wiedersehen, Lord John. Soweit ich informiert bin, ist die Wissenschaft zwar ein Buch mit sieben Siegeln für Sie, aber Sie können sich zu dem Jagdrevier, das Sie

erwartet, gratulieren. Sie werden nach Ihrer Rückkehr in der Waldeslust, oder wie Ihr Fachblatt auch heißen mag, berichten können, wie Sie das röhrende Dimorphodon erlegt haben. Auch Ihnen alles Gute, Professor Summerlee. Falls Sie überhaupt noch besserungsfähig sind, woran ich, ehrlich gesagt, zweifle, werden Sie garantiert als klügerer Mann nach London zurückkommen.«

Damit macht er auf dem Absatz kehrt, und einen Moment später sehe ich von Deck aus, wie seine kleine, untersetzte Gestalt in der Ferne verschwindet.

So, und jetzt sind wir schon im Ärmelkanal. Die Glocke für die letzte Post läutet, und der Lotse geht von Bord. Wir begeben uns auf Hohe See. Gott segne alle unsere Lieben daheim und schenke uns eine glückliche Wiederkehr.

***Und so werden wir morgen ins Ungewisse auf-  
brechen***

Ich möchte diejenigen, die diesen Brief lesen, nicht mit einem Bericht von unserer luxuriösen Überfahrt auf dem Dampfer langweilen und will auch nichts über unseren siebentägigen Aufenthalt in Para erzählen. Einzig möchte ich an dieser Stelle der Pinta-Gesellschaft für ihre wertvolle Hilfe bei der Beschaffung unserer Expeditionsausrüstung danken. Auch unsere Reise stromaufwärts will ich nur ganz kurz erwähnen. Wir fuhren den großen, träge fließenden, lehmfarbenen Strom hinauf mit einem Schiff, das unserem Ozeandampfer an Größe nur wenig nachstand. Fahrplanmäßig passierten wir die Enge von Obidos und erreichten die Stadt Manaus. Hier wurden wir aus dem wenig attraktiven einzigen Gasthof von Mr. Shortman, dem Agenten der Britisch-Brasilianischen Handelsgesellschaft, erlöst. Auf seiner gastlichen Fazenda warteten wir den Tag ab, an dem wir ermächtigt waren, Professor Challengers Instruktionsbrief zu öffnen. Bevor ich zu den überraschenden Ereignissen dieses Termins komme, möchte ich noch gern von meinen Reisegefährten und unseren in Südamerika angeheuerten Hilfskräften erzählen. Ich spreche ganz offen und möchte Ihnen, Mr. McArdle, die Entscheidung überlassen, wie

weit mein Material verwendet beziehungsweise veröffentlicht werden soll.

Die wissenschaftlichen Verdienste Professor Summerlees sind so allgemein bekannt, daß ich mich nicht mit ihrer Aufzählung aufzuhalten brauche. Summerlee ist übrigens für eine derartige anstrengende Expedition besser geeignet, als man auf den ersten Blick glauben möchte. Sein langer, hagerer, sehniger Körper ist anscheinend gegen Erschöpfung immun, und seine trockene, sarkastische und zuweilen auch unsympathische Art wird von keinem Wechsel seiner Umgebung beeinflusst. Obwohl er schon fünfundsechzig Jahre alt ist, habe ich ihn noch nie über Strapazen der Reise stöhnen hören. Anfangs hatte ich seine Teilnahme an der Expedition als Behinderung angesehen; inzwischen bin ich jedoch überzeugt, daß er mir an Ausdauer um nichts nachsteht. Von Anfang an hat er keinen Hehl daraus gemacht, daß er Professor Challenger für einen Erzbetrüger und die Expedition für einen ausgemachten Blödsinn hält. Er prophezeite, daß wir in Südamerika nichts als Enttäuschung und in England entsprechenden Spott ernten würden. Mit diesen Ansichten lag er uns während der ganzen Reise von Southampton bis Manaos in den Ohren. Sie wurden mit vielen leidenschaftlichen Grimassen seines hageren Gesichts und erregtem Wackeln seines Ziegenbartes vorgebracht. Seit wir hier sind, hat er in der Schönheit und Vielfalt der Insekten- und Vogelwelt ringsum etwas Trost gefunden – er ist mit Leib und Seele der Wissenschaft verschrieben. Tagsüber saust er mit Schrotflinte und Schmetterlingsnetz durch

die Gegend, und abends ordnet er seine zahlreichen erbeuteten Exemplare. Zu seinen Eigentümlichkeiten gehört es, daß er sich nachlässig kleidet, nicht gerade reinlich ist und Pfeife raucht. In seiner Jugend hat er an mehreren wissenschaftlichen Expeditionen teilgenommen – er war mit Robertson in Papua –, das Leben im Zelt und Kanu ist ihm nichts Neues.

Lord John Roxton hat einige Punkte mit Professor Summerlee gemeinsam, sonst jedoch unterscheiden sie sich wie Tag und Nacht. Der Lord ist zwanzig Jahre jünger, hat aber annähernd den gleichen mageren, knochigen Körperbau. Sein Aussehen habe ich schon in dem in London verbliebenen Teil meiner Aufzeichnungen beschrieben. Er benimmt sich äußerst aristokratisch und zurückhaltend, kleidet sich stets sorgfältig mit weißen Drillichanzügen und hohen braunen Stiefeln und rasiert sich mindestens einmal täglich. Wie die meisten Tatmenschen macht er nicht viele Worte und bleibt gern mit seinen Gedanken allein, ist aber jederzeit bereit, auf eine Frage zu antworten oder sich in ein Gespräch einzuschalten, wobei er dann in einer seltsam abgehackten, halb scherzhaften Manier redet. Seine geographischen Kenntnisse von Südamerika sind erstaunlich. Er glaubt fest an den Erfolg unserer Reise und läßt sich durch Professor Summerlees abfällige Bemerkungen nicht beeinflussen. Seine Stimme ist sanft, sein Betragen gemessen, aber seine blitzblanken blauen Augen verraten, daß er durchaus zu Zornesausbrüchen und Sturheit fähig ist. Und die können um so gefährlicher sein, als sie für gewöhnlich im Zaum gehalten werden.

Er redete nur wenig über seine Erlebnisse in Brasilien und Peru. Die Begeisterung jedoch, die sein Erscheinen bei den Eingeborenen längs des Flusses auslöste, war beeindruckend. Sie betrachteten ihn als ihren Helden und Beschützer. Die Ruhmestaten des Roten Häuptlings, wie sie ihn nennen, sind bei ihnen schon zur Legende geworden, was nicht verwunderlich ist.

Vor einigen Jahren war Lord John in jenes Niemandsland gekommen, das zwischen den nicht exakt festgelegten Grenzen von Peru, Brasilien und Kolumbien liegt. In diesem Bezirk wächst der wilde Gummibaum: für die Eingeborenen ein Fluch, der – wie am Kongo – nur noch mit der Zwangsarbeit in den alten Silberminen von Darien unter spanischem Joch vergleichbar ist. Eine Handvoll Mestizen beherrschte das Land. Sie bewaffneten einige Indianer, die ihnen willfährig waren, und versklavten den Rest. Mit den unmenschlichsten Methoden terrorisierten sie die Eingeborenen, um sie zum Sammeln des Gummisafts zu zwingen, die dann auf dem Fluß nach Para gebracht wurden. Lord John Roxton machte sich zum Fürsprecher der elenden Geschöpfe und erntete nichts als Drohungen und Beschimpfungen. Darauf erklärte er Pedro Lopez, dem Anführer der Sklavenhalter, in aller Form den Krieg. Er stellte eine Truppe aus entlaufenen Sklaven auf und begann einen Feldzug, den er erst beendete, nachdem er den berüchtigten Mestizen eigenhändig getötet und das System, dessen Hauptvertreter dieser gewesen war, zerstört hatte.

So war es also kein Wunder, daß der Mann mit den

flachsblonden Haaren und der weichen Stimme und dem freien, unerschrockenen Betragen an den Ufern des großen südamerikanischen Flusses beträchtliches Aufsehen erregte. Die Dankbarkeit der Eingeborenen wurde aber zum Teil aufgewogen vom Haß der Mestizen, die ihre Ausbeutung gern fortgesetzt hätten. Eine nützliche Folge seines früheren Aufenthaltes ist es, daß er die *Lingoa Geral*, den eigentümlichen Mischmasch aus einem Drittel Portugiesisch und zwei Dritteln Indianerdialekten, der in ganz Brasilien verbreitet ist, fließend spricht.

Ich habe bereits erwähnt, daß Lord John Roxton von Südamerika geradezu besessen ist. Er spricht mit Begeisterung von diesem Land, und diese Begeisterung ist ansteckend. Sie zieht sogar *mich* – trotz meiner unzureichenden Sachkenntnis – in ihren Bann und erregt meine Wißbegier. Ich wollte, ich könnte den Zauber seiner Vorträge wiedergeben, diese einmalige Mischung aus exaktem Wissen und unverbildeter Phantasie, die den Zuhörer so fasziniert, daß selbst der Professor sein zynisches und skeptisches Lächeln manchmal vergißt. Roxton erzählte uns zum Beispiel die Geschichte dieses mächtigen, so rasch erforschten Stroms. Einige der ersten Konquistadoren hatten auf seinen Wassern den gesamten Kontinent durchquert. Aber das, was hinter seinen ständig wechselnden Ufern lag, war unbekannt geblieben.

»Was liegt dort?« rief der Lord im Verlauf seines Berichtes und deutete nach Norden. »Wälder, Moor und undurchdringlicher Dschungel. Wer weiß, was sich dort verborgen hält? Und im Süden? Eine Wildnis aus sumpfigen Wäldern,

die noch kein Weißer betreten hat. Von allen Seiten umgibt uns das Unbekannte. Kennt jemand das Land dort jenseits der engen Flußläufe? Wer will sagen, was dort möglich ist und was nicht? Warum sollte der gute alte Challenger nicht recht haben?«

Bei so direkten Herausforderungen pflegt dann das verbohrt, verächtliche Lächeln wieder auf Professor Summerlees Gesicht zu erscheinen. Er sitzt dann schweigend da, schüttelt mißbilligend den Kopf und hüllt sich in die Wolken, die seiner Pfeife entsteigen.

Soviel über meine beiden weißen Gefährten, deren Vorzüge und Schwächen im weiteren Verlauf dieser Erzählung noch deutlicher zutage treten werden. Wir haben aber auch schon eine Anzahl von Hilfskräften angeheuert, die für die weitere Entwicklung nicht ohne Bedeutung sein werden. Der erste ist ein hünenhafter Neger namens Zambo, ein schwarzer Herkules, willig wie ein Pferd und wohl auch von entsprechender Intelligenz. Wir haben ihn in Para eingestellt, auf Empfehlung der Schiffahrtsgesellschaft, auf deren Dampfern er auch sein holperiges Englisch gelernt hat.

Ebenfalls in Para traten Gomez und Manuel in unsere Dienste, zwei Mestizen, die weiter stromaufwärts leben und gerade mit einer Ladung Mahagoni heruntergekommen waren. Sie sind dunkelhäutige Burschen, bärtig und wild, vital und geschmeidig wie Panther. Beide haben ihr ganzes Leben am oberen Lauf des Amazonas verbracht, also genau in dem Gebiet, das wir erforschen wollen. Dieser Umstand hat Lord John bewogen, sie anzustellen. Der eine von ih-

nen, Gomez, spricht ausgezeichnet englisch. Die Männer erklärten sich bereit, uns gegen einen Monatslohn von fünfzehn Dollar dienlich zu sein, für uns zu kochen, zu rudern und sich anderweitig nützlich zu machen. Ferner haben wir drei Mojo-Indianer aus Bolivien angeworben, die unter allen am Fluß lebenden Stämmen die geschicktesten Fischer und Bootsbauer sein sollen. Ihren Anführer nennen wir Mojo, nach seinem Stamm, und die anderen hören auf die Namen Jose und Fernando.

Drei Weiße also, zwei Mischlinge, ein Neger und drei Indianer bilden die Mannschaft der kleinen Expedition, auf die jetzt in Manaos Instruktionen warten, um endlich aufbrechen zu können.

Nach einer Woche mühseligen Wartens waren endlich Tag und Stunde gekommen. Versuchen Sie, sich den kühlen Wohnraum der Fazenda St. Ingatio vorzustellen, zwei Meilen landeinwärts von Manaos. Draußen das gleißende Licht einer gnadenlosen Sonne. Die Schatten der Palmen ebenso schwarz wie die Bäume selbst. Kein Lüftchen regt sich, und über allem das ewige Summen der zahllosen Insekten. An die Veranda schließt sich ein kleiner, von Kakteen gesäumter Garten an. Die dichten, von Blüten übersäten Sträucher sind von Schmetterlingen umschwärmt, Kolibris schweben zitternd in der Luft, die langen Schnäbel in Blütenkelche getaucht.

Wir saßen um den Bambustisch herum, auf dem der versiegelte Umschlag lag. *Instruktionen an Lord John Roxton und seine Begleiter*, stand in Challengers eckiger

Handschrift darauf. *Zu öffnen am 15. Juli 12 Uhr mittags in Manaos.*

Lord John hatte seine Uhr vor sich auf den Tisch gelegt.

»Noch sieben Minuten«, sagte er. »Der alte Querkopf soll seinen Willen haben.«

Mit einem säuerlichen Lächeln nahm Professor Summerlee den Umschlag vom Tisch.

»Jetzt oder in sieben Minuten«, sagte er, »das wird doch bitteschön nichts ausmachen, oder? Die Zwänge, die man uns da auferlegen will, gehören doch bloß zu dem System aus Betrug und Schwindel, wofür Professor Challenger nun einmal berühmt und berüchtigt ist.«

»Ich bin dafür, daß wir uns an die Spielregeln halten«, meinte Lord John. »Wie ich eben schon sagte, lassen wir ihm doch seinen Willen. Ohne ihn säßen wir nicht hier, und für mein Dafürhalten wäre es verdammt ungehörig, wenn wir seine Instruktionen mißachten würden.«

»Da haben wir uns auf etwas eingelassen«, maulte der Professor. »Schon in London ist mir die Angelegenheit nicht geheuer vorgekommen, und jetzt, das muß ich schon sagen, kommt sie mir erst recht nicht geheuer vor. Wenn in diesem Umschlag nicht ganz genaue Angaben stecken, nehme ich den nächsten Dampfer nach Para, um die *Bolivia* noch zu erwischen, und fahre nach Hause.

Ich habe schließlich Wichtigeres zu tun, als in der Weltgeschichte herumzuirren und die hirnrissigen Behauptungen eines Wahnsinnigen zu widerlegen. Also, wie steht es, Roxton?«

»Es ist soweit«, sagte Lord John. »Einen Tusch, bitte.«

Er schnitt den Umschlag mit seinem Taschenmesser auf, zog ein zusammengefaltetes Blatt Papier heraus, glättete es vorsichtig und legte es auf den Tisch.

Das Blatt war leer.

Lord John drehte es um. Auch auf der Rückseite nicht ein Wort.

Wir sahen uns schweigend an, bis Professor Summerlee laut herauslachte.

»Das ist allerdings ein offenes Geständnis«, sagte er grimmig, als er sich wieder gefangen hatte. »Reicht Ihnen das als Beweis, daß der Kerl ein Schwindler ist? Wir sind einem hundsgemeinen Betrüger auf den Leim gegangen und können uns jetzt zum Gespött machen lassen.«

»Vielleicht hat er mit unsichtbarer Tinte geschrieben«, sagte ich.

»Das glaube ich nicht«, sagte Lord John und hielt das Blatt gegen das Licht. »Es hat keinen Sinn, sich etwas vormachen zu wollen, junger Mann. Auf diesem Blatt Papier – dafür lege ich die Hand ins Feuer – ist nie ein Wort geschrieben worden.«

Und genau in dem Moment dröhnte eine Stimme von der Veranda zu uns herein.

»Haben Sie etwas dagegen, wenn ich mich zu Ihnen setze?«

Wir fuhren herum und trauten unseren Augen nicht, aber da stand er im Türrahmen, einen Strohhut mit buntem Band auf dem Kopf, die Hände in die Taschen vergraben und die Füße in spitzigen Segeltuchschuhen. Er warf

den Kopf in den Nacken, reckte den Bart nach vorn und blickte uns unter halb gesenkten Lidern hervor mit un-  
duldsamen Augen an.

»Ich fürchte«, sagte Professor Challenger und zog die Uhr aus der Tasche, »daß ich ein paar Minuten zu spät gekommen bin. Ich hatte nämlich von Anfang an beabsichtigt, vor dem angegebenen Termin bei Ihnen zu sein. Daß Sie den Umschlag nun doch selbst geöffnet haben, ist ein bedauerliches Mißgeschick, an dem ein Stümper von einem Steuermann und eine Sandbank schuld sind. Ich nehme an, daß mein verehrter Kollege, Professor Summerlee, die Gelegenheit bereits genutzt und seine Meinung über mich zum besten gegeben hat – womit bewiesen wäre, daß alles auch sein Gutes hat.«

»Ihr unerwartetes Auftauchen, Sir«, sagte Lord John steif, »empfinde ich zwar als Erleichterung, da dadurch unsere Mission doch nicht verfrüht zu Ende zu sein scheint, aber ich finde Ihre Methoden reichlich ungewöhnlich, um nicht zu sagen lächerlich.«

Professor Challenger ersparte sich eine Antwort, kam herein und schüttelte uns der Reihe nach die Hand. Professor Summerlee bedachte er sogar mit einer leichten Verbeugung, bevor er sich in einen Korbsessel fallen ließ, der unter dem beachtlichen Gewicht ächzte und stöhnte.

»Ist alles vorbereitet?« fragte er.

»Wir können morgen aufbrechen.«

»Perfekt- dann werden Sie morgen aufbrechen. Einen Marschplan brauchen Sie mittlerweile nicht mehr, weil Sie in den Genuß meiner persönlichen Führung kommen

werden. Es dürfte Sie eigentlich nicht erstaunen, wenn ich Ihnen sage, daß ich gleich zu Anfang beschlossen habe, die Expedition persönlich zu leiten. Selbst ein Marschplan, in den jeder Busch und Strauch eingezeichnet gewesen wären, würde nur ein jämmerlicher Ersatz für meine intelligente, wohlbedachte Führung sein. Und was diesen kleinen Trick mit dem Umschlag anbelangt, so sah ich mich aus dem Grund dazu gezwungen, als ich es unter allen Umständen vermeiden wollte, die Reise mit Ihnen zusammen über mich ergehen lassen zu müssen. Sie hätten ja doch versucht, mich dazu zu überreden, mit Ihnen in See zu stechen.«

»Irrtum!« rief Professor Summerlee prompt. »Ich für meine Person hätte nichts dergleichen versucht.«

Professor Challenger lächelte nachsichtig. »Sie werden verstehen, daß es für mich angenehmer war, mich während der Reise nicht mit anderen abgeben zu müssen. Ich hielt es für ausreichend, erst dann auf der Bildfläche zu erscheinen, wenn der entscheidende Augenblick gekommen war. Und dieser Augenblick ist nun gekommen, und Sie sind in sicherer Hand. Jetzt können Sie Ihr Ziel nicht mehr verfehlen. Ab sofort übernehme ich das Kommando. Ich muß Sie bitten, alle noch ausstehenden Vorbereitungen bis zum Einbruch der Dunkelheit erledigt zu haben, denn wir brechen morgen zu sehr früher Stunde auf. Meine Zeit ist kostbar. In geringerem Maße mag das auch auf Ihre Zeit zutreffen, das müssen Sie jedoch selbst entscheiden. Ich schlage jedenfalls vor, daß wir die Angelegenheit möglichst schnell hinter uns bringen. Es dürfte schließlich auch in

Ihrem Interesse liegen, das Phänomen mit eigenen Augen zu sehen, das Sie hierhergelockt hat.«

Lord John Roxton hatte die Esmeralda, ein großes Dampfboot, gemietet, das uns stromaufwärts tragen sollte. Was das Klima anbetrifft, so war es wesentlich, welche Jahreszeit wir für unsere Expedition wählten. Die Temperatur bewegt sich im Sommer wie im Winter zwischen fünf- und vierzig und sechzig Grad, ohne wahrnehmbaren Unterschied in der Hitze. Mit der Feuchtigkeit verhält es sich allerdings anders. Die Regenzeit dauert von Dezember bis Mai, und während dieser Zeit steigt der Fluß langsam bis fünfzehn Meter über den Niedrigwasserstand. Er überflutet die Ufer, dehnt sich in großen Lagunen über ungeheure Landflächen aus und bildet einen riesigen, Gapo genannten Bezirk, der größtenteils für eine Durchquerung zu Fuß zu sumpfig und für Bootsfahrten zu seicht ist. Etwa im Juni beginnt das Wasser zu fallen und erreicht seinen tiefsten Stand im Oktober oder November. So fiel also unsere Expedition in den Beginn der Trockenheit, als der große Strom und seine Nebenflüsse mehr oder weniger normal mittleres Wasser führten.

Die Strömung des Flusses ist nur gering, da das Gefälle nicht mehr als acht Zoll pro Meile beträgt. Kein Strom könnte für die Schifffahrt besser geeignet sein, denn der vorherrschende Wind bläst von Südost, so daß Segelboote ohne Unterbrechung bis zur peruanischen Küste fahren und sich dann von der Strömung zurücktreiben lassen können.

Das träge Dahinfließen des Stromes war für die ausgezeichneten Maschinen der *Esmeralda* kein merkliches Hindernis. Wir kamen schnell voran. Drei Tage lang fuhren wir nordwestwärts einen Strom hinauf, der, tausend Meilen von seiner Mündung entfernt, noch so breit war, daß von der Mitte aus beide Ufer nur als Schatten am Horizont wahrnehmbar waren. Am vierten Tag nach unserer Abreise aus Manaos bogen wir in einen Nebenfluß ein, der an seiner Mündung nur wenig schmaler ist als der Amazonas, sich jedoch rasch verengt.

Nach einer Fahrt von weiteren zwei Tagen kamen wir zu einem Indianerdorf. Professor Challenger bestand darauf, an Land zu gehen und die *Esmeralda* nach Manaos zurückzuschicken. Wir würden nun bald an Stromschnellen kommen, erklärte er, die eine weitere Benutzung des Schiffes unmöglich machten. Leise fügte er noch hinzu, daß wir uns jetzt dem Zugang zum unbekanntem Lande näherten. Je weniger Menschen wir ins Vertrauen zögen, desto besser sei es. Er ließ sich auch von jedem von uns das Ehrenwort geben, daß wir nichts sagen oder schreiben würden, was irgendeinen konkreten Anhaltspunkt für unsere Reiseroute geben könnte.

Das ist der Grund, weswegen ich in meinen Aufzeichnungen jegliche klare Ortsangabe vermeiden muß. Ich möchte meine Leser schon jetzt darauf vorbereiten, daß ich in allen Kartenskizzen oder Diagrammen die Lage der einzelnen Punkte zwar im richtigen Verhältnis einzeichnen, die Himmelsrichtungen jedoch vorsätzlich durcheinanderbringen werde, so daß sie auf keinen Fall als Weg-

weiser zu diesem Land brauchbar sind. Professor Challengers Verlangen nach Geheimhaltung mag begründet sein oder nicht, uns bleibt jedenfalls keine andere Wahl, als es bedingungslos zu akzeptieren. Er wäre eher imstande, die Expedition aufzugeben, als die Bedingungen auch nur um Haaresbreite zu ändern.

Am 2. August haben wir somit unser letztes Band zur Außenwelt gelöst, der *Esmeralda* Lebewohl gesagt. Seitdem sind zwei Tage vergangen. Von Indianern haben wir zwei große Kanus gemietet. Sie sind aus leichtem Material, Häute über einem Bambusgerüst. Wir können sie mühelos um jedes Hindernis herumtragen. Darin haben wir unsere Sachen verladen. Zwei weitere Indianer wurden angeheuert, um uns bei der Navigation zu helfen. Wie ich höre, handelt es sich um die gleichen – Ataea und Ipetu heißen sie –, die Professor Challenger auf seiner ersten Reise begleitet haben. Die Aussicht, noch einmal mitgehen zu müssen, schien sie sehr zu erschrecken, aber in diesen Gegenden übt der Häuptling patriarchalische Gewalt aus. Wenn er einen Handel für gut findet, wird der Stammesangehörige nicht lange nach seiner Meinung gefragt.

Und so werden wir morgen ins Ungewisse aufbrechen. Diesen Bericht gebe ich einem stromabwärts fahrenden Kanu mit. Er ist vielleicht für diejenigen, die an unserem Schicksal Anteil nehmen, ein letztes Lebenszeichen. Entsprechend unserer Vereinbarung habe ich ihn wieder an Sie adressiert, lieber Mr. McArdle, und ich überlasse es ganz Ihrem Urteil, Streichungen, Änderungen oder was

Ihnen sonst angebracht erscheinen mag, daran vorzunehmen.

Durch Professor Challengers zuversichtliche Art – und aller Skepsis Professor Summerlees zum Trotz – bin ich felsenfest davon überzeugt, daß unser Expeditionsleiter seine Behauptungen beweisen wird und daß wir tatsächlich am Vorabend bedeutsamer Erlebnisse stehen.

## *Der erste Ausblick auf die neue Welt*

Unsere Freunde daheim dürfen sich mit uns freuen, denn wir sind am Ziel und haben wenigstens bis zu einem gewissen Grade feststellen können, daß Professor Challengers Behauptungen beweisbar sind. Zwar haben wir bisher das Plateau noch nicht zu ersteigen vermocht, aber es liegt vor uns, und sogar Professor Summerlee ist inzwischen etwas kleinlauter geworden. Das bedeutet nicht etwa, daß er auch nur für einen Augenblick zugäbe, sein Rivale könne im Recht sein, aber er ist immerhin weniger beharrlich in seinen ewigen Einwänden und bewahrt größtenteils ein nachdenkliches Schweigen.

Ich will jedoch der Reihe nach berichten und meine Aufzeichnungen dort fortsetzen, wo ich sie abgebrochen habe. Wir schicken einen unserer hiesigen Indianer, der sich verletzt hat, zurück, und ich vertraue ihm diesen Brief an, wenn auch mit erheblichen Zweifeln, ob er jemals seinen Bestimmungsort erreichen wird.

Als ich das letztmal schrieb, waren wir im Begriff, das Indianerdorf, bei dem die *Esmeralda* uns abgesetzt hatte, zu verlassen. Ich muß diese Fortsetzung mit einer schlechten Nachricht beginnen: Die erste schwere persönliche Auseinandersetzung – wenn man von den ständigen Reibereien zwischen den beiden Professoren absieht

– hat sich an diesem Abend ereignet und hätte leicht ein schlimmes Ende nehmen können. Ich habe von unserem englisch sprechenden Halbblut, Gomez, berichtet, einem tüchtigen Arbeiter und willigen Burschen, der aber, wie fast alle diese Leute, äußerst neugierig zu sein scheint. An jenem Abend hatte er sich in der Nähe der Hütte, in der wir unsere Beratungen abhielten, versteckt. Er wurde dabei von Zambo, unserem treuen Neger, erwischt, hervorgezerrt und zu uns geschleppt. Gomez riß das Messer aus dem Gürtel, aber der kräftige Zambo entwaffnete ihn, bevor er zustechen konnte. Die Angelegenheit ist mit Verwarnungen einstweilen beigelegt worden, die beiden wurden gezwungen, sich die Hand zu reichen, und somit besteht Hoffnung, daß sich alles wieder einrenkt.

Was die Fehden der beiden Gelehrten betrifft, so lassen sie an Ausdauer und Bitterkeit nichts zu wünschen übrig. Man muß zugeben, daß Challenger sich in höchstem Maße herausfordernd benimmt, auf der anderen Seite aber hat Summerlee eine überaus spitze Zunge und macht damit alles noch viel schlimmer.

Am vergangenen Abend sagte Challenger zum Beispiel, er gehe deshalb so ungerne am Ufer der Themse spazieren, weil er keine Lust habe, seine letzte Ruhestätte vor Augen zu haben. Gemeint hat er damit Westminster Abbey, die Kirche, in der viele bedeutende Engländer beigesetzt werden.

»Ich denke, das Millbank-Gefängnis ist schon längst abgerissen«, hatte Professor Summerlee prompt mit einem giftigen Lächeln entgegnet.

Challengers Selbstbewußtsein ist durch nichts zu erschüttern, also hat ihn die Antwort auch nicht geärgert.

»So, so – abgerissen«, sagte er, und das in einem Ton, als habe er ein etwas störrisches Kind vor sich.

Sie sind beide Kinder – der eine ist verknöchert und zänkisch, der andere furchteinflößend und tyrannisch. Dabei haben beide ein Gehirn, das allen Wissenschaftlern Europas größten Respekt einflößt. Verstand, Charakter und Seele – wie unterschiedlich diese drei entwickelt sein können, lernt man erst im Laufe seines Lebens.

Der nächste Tag brachte den eigentlichen Start zu unserer Expedition. Wir stellten fest, daß alles Gepäck bequem in den beiden Kanus Platz hatte, und teilten uns in zwei Besatzungen von je sechs Mann auf. Im Interesse des allgemeinen Friedens setzten wir in jedes Boot einen Professor. Ich selber fuhr mit Challenger, der gut aufgelegt war und vor Wohlwollen strahlte. Da ich ihn aber schon in anderer Stimmung erlebt habe, bin ich selten überrascht, wenn ein Gewitter aus heiterem Himmel kommt. In seiner Gegenwart fühlt man sich nie ganz unbefangen, weil man ständig damit rechnet, daß seine Laune umschlägt.

Zwei Tage lang fuhren wir einen mittelgroßen, einige hundert Meter breiten Fluß hinauf, dessen Wasser dunkel und doch klar war. Meistens konnte man bis auf den Grund sehen. Das ist bei vielen Zuflüssen des Amazonas der Fall. Andere wiederum sind gelblich und trübe. Dieser Unterschied rührt von der verschiedenen Bodenbeschaffenheit ihrer Ursprungsgebiete her. Die dunklen Gewässer zeugen von vermoderter Vegetation, die anderen verdan-

ken ihre Färbung lehmigem Boden. Zweimal kamen wir an Stromschnellen, die wir in beiden Fällen durch einen Transport über Land von über einer halben Meile Marsch umgehen mußten. Die Wälder auf beiden Seiten sind urzeitlich und leichter zu passieren als jüngere Baumbestände. Wir hatten keine großen Schwierigkeiten, mit unseren Kanus hindurchzukommen.

Wie könnte ich jemals das feierliche, rätselvolle Schweigen vergessen? Die Höhe der Bäume und der Durchmesser ihrer Stämme übertrafen alles, was ich Stadtmensch mir hätte vorstellen können. Wie prachtvolle Säulen ragten sie hinauf. Hoch über unseren Köpfen konnten wir undeutlich erkennen, wie die Äste in beinahe gotischen Bögen ausschlangen und sich zu einem einzigen, dichtverstreuten Laubdach vereinigten. Nur hie und da vermochte ein goldener Sonnenstrahl durchzudrängen, um als blendender Lichtpfeil das majestätische Halbdunkel zu erhellen. Als wir geräuschlos über den dicken, weichen Teppich aus vermodertem Pflanzenwerk gingen, überkam uns das gleiche ehrfruchtsvolle Schweigen, das einen im Zwielflicht eines Domes befällt. Professor Challengers übliche Lautstärke sank zu einem Geflüster herab. Ich hatte keine Ahnung von den Namen dieser Baumriesen, aber unsere Wissenschaftler zeigten mir die Zedern, die großen Baumwoll- und Mahagonibäume und all den Überfluß an mannigfaltigen Pflanzen. Bunte Orchideen und Moose in wunderbarer Farbenpracht glühten auf den dunklen Baumstämmen. Wo ein verirrter Sonnenstrahl auf eine goldene *Allamanda*, die scharlachroten Sternbündel der



*Tasconia* oder das satte Tiefblau der *Ipomae* fiel, sah es aus wie in einem Traum aus einem Märchenland. Das Leben muß sich in diesen Urwäldern ständig nach oben zum Licht durchkämpfen. Jede Pflanze, sogar die kleinste, windet und ringelt sich der grünen Oberfläche entgegen und schlingt sich um ihre stärkeren Brüder.

Tierisches Leben regte sich kaum in den majestätischen Gewölben, die sich vor uns erstreckten. Aber eine beständige Unruhe weit über unseren Köpfen signalisierte die bunte Welt der Schlangen und der Affen, der Vögel und Faultiere, die dort oben im Sonnenlicht leben und wohl verwundert auf uns winzige, dunkle, dahinstolpernde Gestalten in der Tiefe herabblickten. In der Morgendämmerung und bei Sonnenuntergang schrien Brüllaffen, und Sittiche brachen in schrilles Gekreische aus. Während der heißen Tagesstunden jedoch drang nur das durchdringende Sirren der Insekten an unser Ohr. Sonst regte sich nichts im Dunkel zwischen den Baumstämmen. Nur einmal rannte ein krummbeiniges, watschelndes Etwas, ein Ameisenbär oder was auch immer, unbeholfen vor uns davon und verschwand im Schatten. Das war das einzige Zeichen von tierischem Leben, das ich in diesem riesigen Waldgebiet am Amazonas sah.

Und doch gab es Anzeichen dafür, daß sogar menschliches Leben in dieser Abgeschlossenheit existierte, und gar nicht so weit von uns entfernt: Am dritten Reisetag bemerkten wir in der Luft ein rhythmisches und feierliches Trommeln, das den ganzen Vormittag hindurch anhielt. Im Abstand von wenigen Metern zogen unsere Boote dahin,

als wir es zum erstenmal hörten. Unsere Indianer erstarrten. Unbeweglich wie Bronzestatuen lauschten sie, und aus ihren Gesichtern sprach Entsetzen.

»Was ist das?« fragte ich.

»Scheinen Trommeln zu sein«, sagte Lord John.  
»Kriegstrommeln. Ich habe sie schon mal gehört.«

»Ja, Sir, Kriegs trommeln«, sagte Gomez, der Mestize.  
»Wilde Indianer, Krieger, keine friedlichen Stämme. Sie beobachten uns und wollen uns umbringen.«

»Sie beobachten uns?« wiederholte ich. »Wie denn?«

Ich spähte durch die dunkle, unbewegte Leere um uns herum.

Der Mestize hob die Schultern. »Die Indianer wissen Bescheid. Sie haben ihre Methoden. Mit den Trommeln verständigen sie sich. Sie wollen uns töten.«

Am Nachmittag jenes Tages – nach meinem Taschenkalender war es Dienstag, der 18. August – dröhnten wenigstens sechs oder sieben Trommeln aus verschiedenen Richtungen. Zuweilen schlugen sie rasch, zuweilen langsam, manchmal in offensichtlicher Frage und Antwort. Eine, weit im Osten, brach in ein schnelles Stakkato aus, dem nach einer Pause ein tiefer Wirbel aus Norden folgte. Etwas unbeschreiblich Zermürendes und Drohendes lag in diesem unaufhörlichen Dröhnen, doch nirgends war jemand.

»Wir töten euch!« dröhnte es. »Wir töten euch! Wir töten euch!«

Die Gesichter unserer farbigen Begleiter wurden immer ängstlicher, und selbst der abgebrühte, oft wichtigueri-

sche Gomez war eingeschüchtert, während ich an diesem Tag zum ersten- und ein für allemal begriff, daß sowohl Summerlee als auch Challenger von derselben merkwürdigen Tapferkeit beseelt waren, nämlich der Tapferkeit der Forscherseele. Die Natur hat es voll Barmherzigkeit so eingerichtet, daß das menschliche Gehirn nicht zwei Dinge auf einmal denken kann und somit kein Raum für persönliche Betrachtungen bleibt, wenn die wissenschaftliche Neugier Einzug gehalten hat.

Inmitten des bedrohlichen Trommelns, das aus allen Himmelsrichtungen auf uns eindrang, beobachteten unsere beiden Professoren jeden Vogel, den sie erspähen konnten, und jeden Busch am Rande des Ufers. Und gleichzeitig stritten sie, wie sie es immer taten, über alle möglichen wissenschaftlichen Nebensächlichkeiten. Man hätte meinen können, sie hätten sich nur aus einem Grund zusammen auf Expedition begeben: um einmal rund um die Uhr streiten zu können.

Lediglich ein einziges Mal fielen ein paar Worte über die Trommeln um uns herum.

»Entweder Miranha- oder Amajuaca-Kannibalen«, meinte Challenger beiläufig und deutete mit dem Daumen in das Gewirr von Schlingpflanzen.

»Könnte stimmen«, entgegnete Professor Summerlee. »Höchstwahrscheinlich mongolid, sprechen einen polysynthetischen Dialekt, nehme ich an.«

»Was denn sonst?« knurrte Professor Challenger und lächelte herablassend. »Auf dem ganzen Kontinent existiert keine andere Sprache, wenn ich richtig informiert

bin, und das bin ich, weil ich Aufzeichnungen besitze, die beweisen, daß über hundert Dialekte von ihr abgeleitet sind. Das mit dem mongoliden Typus allerdings wage ich zu bezweifeln.«

»Dabei sollte man doch meinen«, entgegnete Professor Summerlee giftig, »daß bereits die elementarsten Kenntnisse in Vergleichender Anatomie ausreichen, um es eindeutig zu bestätigen.«

Challenger schob Kinn und Bart angriffslustig nach vorn. »Die elementarsten Kenntnisse schon«, sagte er. »Verfügt man jedoch über wirklich fundiertes Wissen auf diesem Gebiet, so kommt man zu völlig anderen Schlußfolgerungen, mein lieber Herr Kollege.«

Die beiden Gelehrten sahen sich mit herausfordernden Blicken an, während die Trommeln ohne Unterlaß ihre Todesdrohungen durch den Dschungel sandten.

In dieser Nacht verankerten wir unsere Kanus in der Mitte des Flusses mit schweren Steinen und trafen Vorkehrungen gegen einen eventuellen Angriff. Es ereignete sich jedoch nichts, und so setzten wir beim Anbruch des Tages unsere Reise fort. Langsam erstarb das Trommeln hinter uns.

Gegen drei Uhr nachmittags kamen wir zu einer steilen Stromschnelle, die sich über eine Meile hinzog. Genau hier hatte Professor Challenger vor zwei Jahren Schiffbruch erlitten und sein kostbares Beweismaterial verloren. Beim Anblick dieses Streckenabschnitts empfand ich einen Anflug von Genugtuung, muß ich gestehen, denn hier schienen wir auf den ersten sicheren Beweis gestoßen zu

sein, der für die Glaubwürdigkeit Professor Challengers sprach.

Die Indianer schleppten Kanus, Ausrüstung und Proviant durch das schier undurchdringliche Unterholz, während wir vier Weißen das Gewehr schußbereit hielten, um ihnen bei einem plötzlichen Angriff Feuerschutz zu geben.

Bei Einbruch der Dunkelheit hatten wir die Stromschnellen glücklich hinter uns gebracht und waren sogar noch zehn Meilen weiter flußaufwärts vorgedrungen. Wir warfen Anker und bereiteten unser Nachtlager. Nach meiner Schätzung hatten wir bis zu diesem Punkt bereits gute hundert Meilen auf diesem Nebenfluß des Amazonas zurückgelegt.

Am frühen Morgen des nächsten Tages kam die große Kursänderung. Professor Challenger, der seit dem Morgengrauen auffällig unruhig und nervös gewesen war, suchte unaufhörlich beide Flußufer ab, bis er plötzlich eine Art Freudengeheul anstimmte und auf einen alleinstehenden Baum deutete, der in einem schrägen Winkel über das Ufer ragte.

»Und wofür halten Sie das?« fragte er Professor Summerlee.

»Für eine Assaipalme«, antwortete dieser.

»Richtig. Und genau diese Assaipalme ist mein Wegweiser. Der verborgene Einstieg liegt genau eine halbe Meile von hier entfernt, am gegenüberliegenden Flußufer. Im Unterholz keine Lücke, das sind das Wunder und das Geheimnis. Keine Lücke, aber statt des dunkelgrünen

Dickichts Binsen von einem etwas helleren Grün. Die Binsen verbergen das Tor, welches ins Unbekannte führt. Sie werden es gleich mit eigenen Augen sehen.«

Der Atem stockte mir. Als wir die Stelle mit den Binsen erreicht und unsere Kanus hindurch gesteuert hatten, kamen wir nach etwa hundert Meter in einen ruhig dahinfließenden, flachen Strom, dessen Wassermassen klar und durchsichtig über sandigen Grund glitten. Der Strom mag an die zwanzig Meter breit sein, seine Ufer quellen über vor üppiger Vegetation. Nur wer das scharfe, geübte Auge des Professors besitzt, und ich gehöre zu jenen, ist in der Lage, die leichte Veränderung in der Schattierung der Grüntöne zu erkennen, die den Zugang zu diesem Strom und seiner märchenhaften Umgebung bildet.

Die Landschaft ist prachtvoller, als alle menschliche Phantasie sie zu erträumen vermag. Der reiche Pflanzenwuchs der Ufer strebt in die Höhe, um sich weit über uns wie in einem natürlichen Laubengang zu treffen und ineinander zu verschlingen. Auf seinem Grund in goldenem Zwielflicht der Fluß, klar wie Kristall, fast bewegungslos und grün schillernd wie die Kanten eines Eisbergs. Jeder Schlag unserer Paddel bewirkte, daß tausend kleine Fältchen über die Wasseroberfläche glitten. Ein zauberhafter Weg ins Land der Wunder.

Von den Indianern war nichts mehr zu hören, aber Tiere gab es, und ihre Zutraulichkeit schien zu beweisen, daß sie im Menschen keine Gefahr sahen. Die Wildnis hier wurde also selten von Menschen durchstreift.

Flaumige, kleine Seidenäffchen mit schneeweißen Zähnen und frechen Augen schnatterten uns zu, als wir an ihnen vorbeiglitten. Aus einer lichten Stelle am Ufer lugte uns ein dicker, plumper Tapir hinterher, ab und zu ließ sich ein Alligator mit einem Plumps vom Ufer ins Wasser fallen, und einmal sahen wir sogar einen Puma im Unterholz verschwinden. Vögel gab es in Überfluß, vor allem Stelzvögel – Störche, Kraniche und Ibisse hockten in buntgefiederten Gruppen auf jedem Ast, der aus dem Wasser ragte. Und im Wasser wimmelte es von Fischen aller nur erdenklichen Farben und Formen. Drei Tage lang durchquerten wir diesen Tunnel mit seinem sanft grünen Licht. Auf längeren geraden Strecken konnte man kaum erkennen, wo das grüne Wasser endete und der Laubengang begann. Kein Zeichen menschlichen Lebens störte den tiefen Frieden dieses seltsamen Wasserlaufs.

»Hier sind keine Indianer«, sagte Gomez irgendwann.  
»Zu große Angst vor Curupuri.«

»Curupuri ist der Geist des Urwalds«, erklärte Lord John. »Er ist für die Eingeborenen eine Art Teufel. Sie glauben, daß dort, wo wir hinsteuern, etwas Fürchterliches lauert. Deshalb kommen sie nicht hierher.«

Am dritten Tag war allen klar, daß unsere Reise in den Kanus nicht mehr lange weitergehen konnte. Der Wasserlauf wurde immer flacher. Zweimal in zwei Stunden liefen wir auf Grund und saßen fest. Endlich zogen wir die Boote hinauf ins Gebüsch und verbrachten die Nacht am Flußufer. Am Morgen unternahmen Lord John und ich einen Erkundungsgang von einigen Meilen durch den

Wald, wobei wir uns parallel zum Wasser hielten. Je weiter wir flußaufwärts kamen, desto niedriger wurde der Wassertand, und so kehrten wir um und berichteten, was Professor Challenger bereits vermutet hatte: daß wir von nun an unsere Kanus nicht weiter mitnehmen konnten. Wir zogen sie deshalb an Land, verbargen sie im Gebüsch und markierten einen Baum mit der Axt, um sie bei der Rückkehr wiederzufinden. Dann wurden die Lasten verteilt – Gewehre, Munition, Verpflegung, ein Zelt, Decken. Wir schulterten unsere Bündel und brachen zum beschwerlichsten Teil unserer Reise auf.

Ein unseliger Streit zwischen unseren beiden akademischen Hitzköpfen stand am Beginn dieses neuen Abschnitts. Zum Mißvergnügen Summerlees hatte Challenger seit dem Augenblick seines Auftauchens das Kommando über unsere kleine Truppe übernommen. Jetzt, als er seinem Kollegen auch eine kleine Aufgabe zuteilen wollte – es handelte sich lediglich um den Transport eines kleinen Vakuum-Barometers –, kam der angestaute Groll plötzlich zum Ausbruch.

»Darf man fragen«, sagte Summerlee mit unnatürlicher Ruhe, »mit welchem Recht Sie glauben, uns Befehle erteilen zu können?«

Challenger starrte ihn mit gesträubtem Bart an. »Das tue ich in meiner Eigenschaft als Leiter dieser Expedition, Professor Summerlee.«

»Ich fühle mich verpflichtet, Ihnen mitzuteilen, daß ich Sie in dieser Eigenschaft nicht anerkenne.«

»Tatsächlich!« Challenger verbeugte sich ironisch.

»Vielleicht hätten Sie die Güte, mir dann meine Rolle bei diesem Unternehmen zu erklären.«

»Jawohl, die Güte habe ich. Sie sind ein Mann, dessen Glaubwürdigkeit bezweifelt wird. Dieses Komitee ist hierhergekommen, Sie zu überprüfen. Sie befinden sich in der Gesellschaft Ihrer Richter, verehrter Herr Kollege.«

»Du meine Güte!« sagte Challenger und setzte sich auf den Rand eines Kanus. »In diesem Falle können Sie Ihren Weg fortsetzen, und ich werde Ihnen nach Belieben folgen. Wenn ich nicht der Anführer bin, können Sie auch nicht erwarten, daß ich Sie führe.«

Dem Himmel sei Dank, daß es wenigstens noch zwei normale Menschen – Lord John Roxton und mich – gab, die verhüten konnten, daß wir wegen der Launenhaftigkeit unserer Gelehrten mit leeren Händen umkehren mußten. Welcher Argumente, Beschwörungen und Erklärungen bedurfte es, bis wir sie besänftigt hatten! Dann war endlich Summerlee bereit, voranzugehen. Challenger stapfte grollend hinterher. Durch einen glücklichen Zufall fanden wir zu diesem Zeitpunkt heraus, daß unsere Professoren die denkbar schlechteste Meinung von einem Dr. Illingworth in Edinburgh hatten. Das wurde unsere Rettung. Jede gefährliche Situation wurde nun dadurch entspannt, daß wir den Namen dieses schottischen Zoologen ins Gespräch brachten, und prompt bildeten unsere Freunde in ihrer Verachtung und Beschimpfung dieses gemeinsamen Gegners eine vorübergehende Allianz.

Als wir im Gänsemarsch am Ufer weiter vorrückten, bemerkten wir bald, daß der Fluß sich zu einem bloßen Bach

verengte. Schließlich verlor er sich ganz in einem großen grünen Morast aus schwammigen Moosen, in den wir bis zu den Knien einsanken. Wolken von Stechmücken und alle möglichen Arten fliegender Insekten plagten uns. Wir waren froh, als wir uns wieder auf festen Grund gerettet hatten, und entschlossen uns zu einem Umweg durch den Wald.

Am zweiten Tag unseres Fußmarsches änderte sich der Charakter der Landschaft. Unser Weg führte beständig aufwärts. Die Wälder wurden spärlicher und verloren ihre tropische Üppigkeit. Die gewaltigen Bäume der Amazonas-Ebene wichen Phönix- und Kokospalmen, die in einzelnen Gruppen inmitten dichten Gebüschs standen. In den feuchteren Mulden breiteten Mauritia-Palmen ihre anmutig herabhängenden Wedel aus.

Wir gingen nur nach dem Kompaß. Einmal gab es Meinungsverschiedenheiten zwischen Challenger und den beiden Indianern. Dabei vertraute, um Challengers Worte zu gebrauchen, die ganze Gesellschaft »den fehlerhaften Instinkten primitiver Wilder mehr, als dem Wissen eines feinnervigen Exponenten der modernen europäischen Kultur.« Am dritten Tag stellte sich heraus, daß Challenger recht gehabt hatte. Er konnte uns mehrere markante Punkte seiner Expedition vor zwei Jahren zeigen. An einer Stelle trafen wir auf vier vom Feuer geschwärzte Steine, die von einem Lagerplatz stammten.

Unser Weg stieg weiterhin an. Wir überquerten einen felsübersäten Abhang, wozu wir zwei Tage brauchten. Wieder hatte der Pflanzenwuchs sich verändert. Nur

der Elfenbeinbaum blieb noch übrig, daneben herrliche Orchideen im Überfluß, darunter zuweilen die äußerst seltene *Nuttonia Vexillaria*. Vereinzelte Bäche mit steinigem Grund und farnbewachsenen Ufern gurgelten in flachen felsigen Betten und boten uns allabendlich gute Lagerplätze an den Ufern von Felstümpeln. Schwärme von Fischen mit blauem Rücken – ungefähr von der Größe und Form der Forelle – lieferten uns schmackhafte Mahlzeiten.

Am neunten Tag nach Verlassen der Kanus – wir hatten etwa hundertzwanzig Meilen zurückgelegt – gab es auch keine Bäume mehr, nur noch Gestrüpp, das schließlich in eine Bambuswildnis überging, die so dicht war, daß wir uns mit Macheten einen Pfad bahnen mußten. Wir brauchten einen ganzen Tag, von sieben Uhr morgens bis acht Uhr abends mit nur zwei Pausen von je einer Stunde, um dieses Hindernis zu überwinden.

Etwas Eintönigeres und Ermüdenderes kann man sich nicht vorstellen. Sogar an den lichtesten Stellen konnte ich nicht weiter als zehn bis zwölf Meter sehen. Für gewöhnlich beschränkte sich mein Gesichtsfeld auf die Rückseite von Lord Johns Baumwolljacke vor mir und die gelbe Mauer zu beiden Seiten. Fünfzehn Fuß über unseren Köpfen sahen wir die Rohre gegen einen tiefblauen Himmel schwanken. Welche Lebewesen ein solches Dickicht bewohnen, weiß ich nicht; wir hörten lediglich mehrere Male, wie große, schwere Tiere ganz in unserer Nähe es durchbrachen. Aus den Geräuschen schloß Lord John, daß es sich um eine Büffelart handelte. Bei Einbruch der Abenddämmerung kamen wir aus dem Bambusgürtel heraus und schlugen un-

ser Lager auf, erschöpft von diesem arbeitsreichen Tag.

Früh am nächsten Morgen waren wir wieder auf den Beinen und stellten fest, daß der Charakter der Landschaft sich abermals verändert hatte. Hinter uns stand die Bambusmauer, so scharf begrenzt, als folge sie einem Flußlauf. Vor uns eine freie Ebene, die leicht anstieg und mit Büscheln von Baumfarnen bewachsen war. Gegen Mittag erreichten wir einen langen Kamm. Es folgte ein flaches Tal, das wiederum zu einer sanften Anhöhe anstieg. Als wir den ersten dieser Hügel überquerten, trat ein Ereignis ein, das ebensogut bedeutungsvoll wie unwichtig gewesen sein konnte.

Challenger, der mit seinen zwei Indianern die Vorhut unserer Gruppe bildete, blieb plötzlich stehen und zeigte aufgeregt nach rechts. Als wir aufblickten, sahen wir in einer Entfernung von ungefähr einer Meile etwas Ähnliches wie einen riesigen grauen Vogel mit schwerem Flügelschlag vom Boden aufsteigen und sanft davongleiten. Er flog sehr niedrig und geradlinig und verschwand hinter den Baumfarnen.

»Haben Sie das gesehen?« rief Challenger triumphierend. »Summerlee, haben Sie das gesehen?«

Professor Summerlee starrte noch immer auf die Stelle, an der das seltsame Wesen verschwunden war. »Was war das Ihrer Meinung nach?« fragte er.

»Ein Pterodactylos, dafür lege ich die Hand ins Feuer.«

Summerlee brach in höhnisches Gelächter aus. »Ein Pteroquatschylos!« wieherte er. »Ein Storch war das, ein

ganz gewöhnlicher Storch.«

Challenger war so wütend, daß es ihm die Rede verschlug. Er schwang sich sein Bündel über die Schulter und marschierte weiter.

Lord John kam zu mir nach vorn, und sein Gesicht war ernster als üblich. Er trug sein Zeißglas in der Hand.

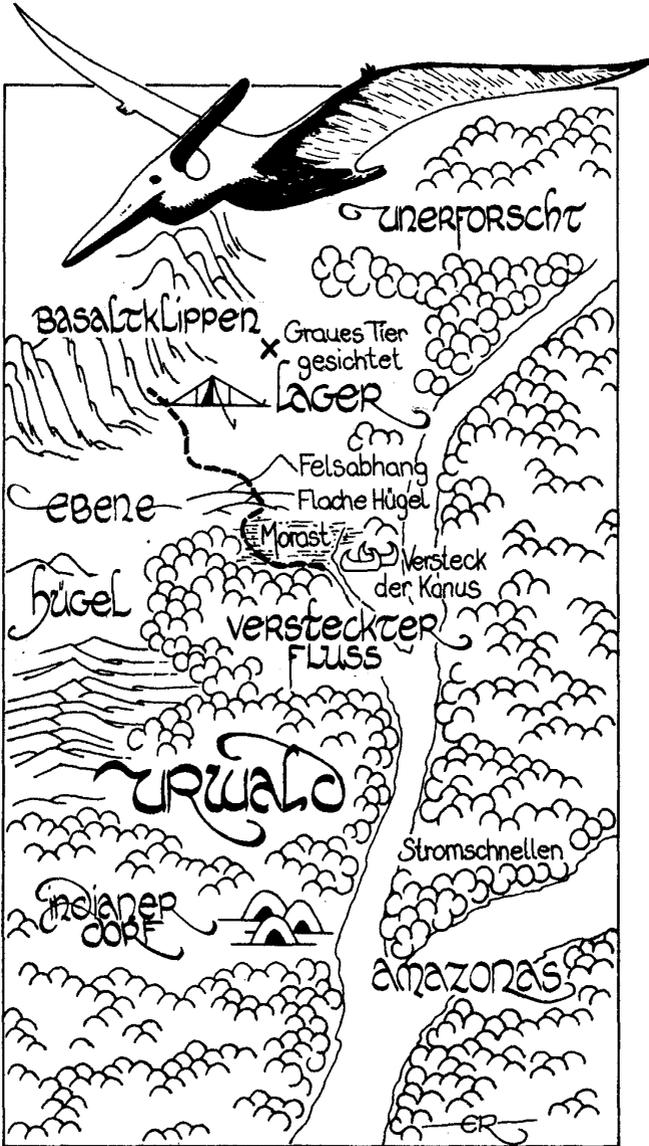
»Ich habe das Ding noch ins Blickfeld bekommen, bevor es weg war«, sagte er. »Ich möchte mich nicht festlegen, aber ich wette meinen Ruf als Sportsmann, daß mir so ein Vogel noch nie unter die Augen gekommen ist.«

So liegen die Dinge also. Stehen wir wirklich direkt am Rande des Unbekannten, stoßen wir bereits auf die Vorposten jener verschollenen Welt, von der unser Anführer erzählt? Ich schreibe Ihnen den Vorfall so auf, wie er sich zugetragen hat, und damit wissen Sie genau-soviel wie ich. Es blieb übrigens der einzige dieser Arb. Und nun, liebe Leser, habe ich Sie den breiten Fluß hinaufgeführt, durch das grüne Schilf hindurch, den grünen Tunnel entlang, den langen palmenbewachsenen Abhang hinauf, durch das Bambusgestrüpp und über die Ebene mit den Baumfarnen. Endlich liegt unser Ziel vor uns. Als wir nämlich den zweiten Hügelkamm erstiegen hatten, erblickten wir vor uns eine unregelmäßige, palmenbewachsene Ebene und dahinter die Linie der hohen roten Klippen, die ich schon vom Bild her kannte.

Die Ebene läuft bogenförmig links und rechts von uns und erstreckt sich über das ganze Blickfeld. Challenger stolziert umher wie ein preisgekrönter Pfau, und Summerlee ist still geworden, aber immer noch skeptisch. Der nächste

Tag wird wohl einige unserer Zweifel klären. Inzwischen will ich diesen Brief mit Jose zurückschicken. Er hat sich den Arm an zersplittertem Bambus verletzt und besteht darauf, umzukehren. Wir hoffen, daß er den Weg zurück findet.

Ich füge dem Brief eine Kartenskizze bei, die den Weg zeigt, den unsere Expedition bisher genommen hat, seit wir den Amazonas verließen.



### *Wer hätte das voraussehen können?*

Etwas Schreckliches ist geschehen. Wer hätte das voraussehen können? Das Ende unserer Notlage ist nicht abzusehen. Wir sind möglicherweise dazu verurteilt, den Rest unseres Lebens an diesem seltsamen, unzugänglichen Ort zu verbringen. Ich bin noch dermaßen verwirrt, daß ich weder unsere gegenwärtige Situation noch unsere Aussichten für die Zukunft ganz überschauen kann. Meinen betäubten Sinnen erscheint beides äußerst gefährlich und schwarz wie die Nacht.

Noch nie hat sich jemand in einer schlimmeren Lage befunden. Es wäre nutzlos, unsere genaue geografische Position anzugeben und unsere Freunde um Entsendung einer Rettungsexpedition zu bitten. Selbst wenn Hilfe käme, wäre aller menschlichen Voraussicht nach unser Schicksal schon lange vor ihrem Eintreffen besiegelt.

Wir sind von menschlicher Hilfe ebenso weit entfernt, wie wenn wir uns auf dem Mond befänden. Sollte es uns vergönnt sein, durchzukommen, so kann uns das nur aus eigener Kraft gelingen. Ich habe drei hervorragende Männer als Leidensgenossen, Männer mit gesundem Verstand und unerschütterlichem Mut. Solange ich auf die zuversichtlichen Gesichter meiner Kameraden blicke, erhellt sich die Finsternis für mich etwas. Ich kann nur

hoffen, daß ich äußerlich ebenso unbekümmert wirke wie sie. Ingeheim aber bin ich voller Furcht.

Ich will jedoch die Ereignisse, die zu dieser Katastrophe geführt haben, der Reihe nach und in allen Einzelheiten erzählen. Mein letzter Brief schloß mit der Feststellung, daß wir sieben Meilen vor einer Linie rotbrauner Klippen lagerten, hinter denen zweifellos jenes Plateau liegt, von dem Professor Challenger erzählt hatte. Beim Näherkommen erschienen sie mir teilweise noch höher, als er angegeben hatte – einzelne Abschnitte ragten wenigstens tausend Fuß hoch auf, und waren auf eine sonderbare, meines Wissens für Basaltformationen charakteristische Art gestreift. Auf der Oberkante üppiger Pflanzenwuchs, mit Büschen dicht am Rande und vielen hohen Bäumen dahinter. Von Lebewesen war nichts zu sehen.

An diesem Abend schlugen wir unser Lager unmittelbar am Fuß der Klippen auf – an einer wüsten und verlassenen Stelle. Die Felsen über uns stiegen nicht nur senkrecht auf, sondern hingen stellenweise sogar über, so daß an ein Klettern nicht zu denken war. Ganz in unserer Nähe stand eine hohe dünne Felsenzinne. Sie wirkte wie ein roter Kirchturm. Ihre Spitze lag mit dem Plateau auf gleicher Höhe. Dazwischen aber gähnte ein tiefer Abgrund. Auf ihrer Spitze stand ein hoher Baum. Sowohl der Turm als auch der vor uns liegende Abschnitt der Klippen war verhältnismäßig niedrig – nach meiner Schätzung allenfalls fünf- bis sechshundert Fuß.

»Da droben«, sagte Professor Challenger und zeigte auf den Baum, »hockte der Pterodactylos. Ich bin den

halben Felsen hinaufgeklettert, um ihn zu schießen. Es ist anzunehmen, daß ein guter Bergsteiger wie ich sich bis zur Spitze hinaufarbeiten kann. Damit käme er allerdings dem Plateau um keinen Schritt näher.«

Als Challenger von seinem Pterodactylos sprach, beobachtete ich Professor Summerlee. Zum erstenmal glaubte ich, gewisse Anzeichen für eine aufkeimende Überzeugung und ein schlechtes Gewissen zu bemerken. Auf seinen dünnen Lippen fehlte das sonst ständig zur Schau getragene verächtliche Lächeln. Sein Gesicht war gespannt, erregt und erstaunt. Challenger merkte es natürlich sofort und kostete den Vorgeschmack seines Sieges voll aus.

»Natürlich«, sagte er spöttisch, »Professor Summerlee weiß, daß ich einen Storch meine, wenn ich von einem Pterodactylos spreche. Aber diese Art Storch hat keine Federn, sondern eine lederartige Haut, membranartige Flügel und Zähne im Schnabel.« Er grinste, zwinkerte und verbeugte sich, bis Professor Summerlee sich umdrehte und davonstapfte.

Am nächsten Morgen, nach einem kärglichen Frühstück, das nur aus Kaffee und Maniok bestand – wir mußten mit unseren Vorräten sparen –, hielten wir Kriegsrat und berieten, wie wir am besten auf das Plateau gelangen könnten.

Challenger führte den Vorsitz mit einer Feierlichkeit, als wäre er der Oberste Richter persönlich. Man muß ihn sich vorstellen, wie er auf einem Felsen thronte, seinen komischen Kinderstrohhut ins Genick geschoben. Seine

hochmütigen Augen unter den gesenkten Lidern blickten auf uns herab, und sein großer Bart wackelte, während er uns bedächtig unsere gegenwärtige Lage und seine Pläne auseinandersetzte.

Zu seinen Füßen wir drei – ich, jung, sonnenverbrannt und von unserem Fußmarsch in frischer Luft gekräftigt. Summerlee, schweigsam, in den Dunst seiner unvermeidlichen Pfeife gehüllt. Lord John, scharf wie ein Rasiermesser, die elastische, wachsamen Gestalt auf die Flinte gestützt, die Adleraugen aufmerksam auf den Sprecher geheftet. Hinter uns die beiden dunkelhäutigen Indianer, während vor uns die gewaltigen rotbraunen Felsklippen aufragten, die uns den Zugang zu unserem Ziel verwehrten.

»Ich brauche wohl nicht zu erwähnen«, sagte Professor Challenger, »daß ich damals auf jede mögliche Art versucht habe, die Klippen zu ersteigen. Ich hatte keinerlei Hilfsmittel für das Klettern im Fels bei mir, habe jedoch diesmal vorsorglich alles Notwendige mitgebracht. So bin ich sicher, diese einzelne Zinne bis zur Spitze ersteigen zu können. Da aber die Hauptklippen so weit überhängen, ist jeder Aufstiegsversuch an ihnen aussichtslos. Bei meinem letzten Besuch wurde ich durch die nahende Regenzeit zur Eile getrieben. Meine Zeit war begrenzt, und ich konnte die Klippen nur bis etwa sechs Meilen nach Osten hin untersuchen, aber keinen Weg nach oben finden. Was sollen wir demnach jetzt unternehmen?«

»Es scheint nur *einen* vernünftigen Weg zu geben«, sagte Professor Summerlee. »Wenn Sie den Osten erforscht haben, sollten wir am Fuß der Klippen nach Westen ge-



hen und dort nach einem geeigneten Punkt für unseren Aufstieg suchen.«

»Ganz meine Meinung«, sagte Lord John. »Alles spricht dafür, daß dieses Plateau keine sehr große Ausdehnung hat. Wir werden an ihm entlanggehen, bis wir entweder einen leichten Weg nach oben entdecken oder an unseren Ausgangspunkt zurückkommen.«

»Ich habe unserem jungen Freund hier bereits erklärt«, sagte Challenger – er pflegt von mir zu sprechen, als ob ich ein zehnjähriges Schulkind wäre –, »daß es ausgeschlossen ist, irgendwo einen leichten Weg nach oben zu finden. Und zwar aus dem einfachen Grund, weil in diesem Falle das Plateau nicht von der Außenwelt abgeschnitten und damit die Voraussetzungen nicht gegeben wären, die dazu geführt haben, daß die allgemein gültigen Gesetze der Evolution außer Kraft gesetzt wurden. Ich gebe aber zu, daß es durchaus Stellen geben könnte, an denen ein tüchtiger Mann nach oben gelangen, ein schwerfälliges, riesiges Tier jedoch nicht herunterkommen könnte. Es ist sogar ganz sicher, daß es einen Punkt gibt, wo ein Aufstieg möglich ist.«

»Und woher wollen Sie das wissen?« fragte Summerlee scharf.

»Weil meinem Vorgänger, dem Amerikaner Maple White, ein solcher Aufstieg gelungen ist. Wie könnte er das Ungeheuer, das er in seinem Heft skizziert hat, sonst gesehen haben?«

»Da eilen Sie mit Ihren Schlußfolgerungen den bewiesenen Tatsachen aber weit voraus«, sagte der hartnäckige

Summerlee. »Ihr Plateau erkenne ich an, weil ich es gesehen habe. Aber bisher habe ich mich noch keineswegs davon überzeugen können, daß es dort tierisches Leben in irgendeiner Form gibt.«

»Was Sie anerkennen und was Sie nicht anerkennen, mein lieber Herr Kollege, ist von unvorstellbar geringer Bedeutung. Ich freue mich allerdings, das gebe ich zu, daß Ihnen wenigstens das Plateau nicht entgangen ist.« Er deutete hinauf, sprang im selben Augenblick von seinem Felsblock, packte Summerlee am Genick und drehte ihm das Gesicht nach oben. »Da!« schrie er aufgeregt. »Sehen Sie jetzt nicht vielleicht mit eigenen Augen, daß es da droben tierisches Leben gibt?«

Aus dem dicken Saum grüner Vegetation, die über den Rand der Klippen hing, löste sich etwas dunkel Schillerndes, kam langsam weiter nach vorn und hing schließlich frei über dem Abgrund. Ich brauchte einen Moment, bis ich wußte, daß mich meine Augen nicht trögen. Es war eindeutig eine Schlange. Eine riesige Schlange mit einem plattgedrückten, spatenförmigen Kopf. Ungefähr eine Minute lang wand und ringelte sie sich über unseren Köpfen, dann glitt sie wieder zurück und war aus unserem Blickfeld verschwunden.

Summerlee, der wie hypnotisiert nach oben gestarrt hatte, schüttelte erst jetzt Professor Challengers Hände ab und plusterte sich sofort auf.

»Ich wäre Ihnen zu großem Dank verbunden, werter Herr Kollege«, sagte er, »wenn Sie Ihre Feststellungen in Zukunft verbal mitteilen und es unterlassen könnten, mich

körperlich zu belästigen. Das plötzliche Auftauchen einer ganz gewöhnlichen Felspythonschlange rechtfertigt kaum ein derart fleghaftes Benehmen.«

»Trotzdem gibt es da droben tierisches Leben«, sagte der Professor triumphierend. »Und da diese bedeutsame Tatsache nun bewiesen ist, schlage ich vor, daß wir das Lager abbrechen und nach Westen wandern, bis wir eine geeignete Aufstiegsmöglichkeit gefunden haben.«

Der Boden am Fuße der Klippen war felsig und uneben, und wir kamen nur langsam und unter Schwierigkeiten voran. Plötzlich stießen wir jedoch auf etwas, was unsere Herzen höher schlagen ließ. Es war ein verlassener Lagerplatz. Einige leere Büchsen einer Fleischfabrik aus Chicago lagen herum, eine leere Cognacflasche, ein abgebrochener Büchsenöffner und weitere Abfälle. Eine zerrissene, zerknitterte Zeitung ließ sich gerade noch als eine Ausgabe des Chicago Democrat identifizieren. Das Datum war leider nicht mehr feststellbar.

»Von mir stammt der Abfall nicht«, sagte Challenger. »Also stammt er von Maple White.«

Lord John, der damit beschäftigt gewesen war, den Baumfarn zu untersuchen, der den Lagerplatz beschattete, bat um unsere Aufmerksamkeit. »Schauen Sie sich das an«, sagte er. »Ich halte das für eine Wegmarkierung.«

Er deutete auf ein Stück Holz, das in einem nach Westen weisenden Winkel an den Stamm des Farns genagelt war.

»Natürlich ist das eine Wegmarkierung«, knurrte Professor Challenger. »Was denn sonst? Wenn man

sich auf gefährlichen Pfaden befindet, hat man größtes Interesse daran, eventuell nachfolgenden Gruppen ein Zeichen zu hinterlassen. Vielleicht stoßen wir noch auf weitere Anhaltspunkte.«

Dies war der Fall, aber sie waren von schrecklicher und völlig unerwarteter Art. Der untere Rand der Felswand war von einem Bambusdickicht überwuchert, das dem gleich, welches wir auf unserem Marsch hatten durchqueren müssen. Die Rohre waren bis zu zwanzig Fuß hoch und hatten scharfe, kantige Spitzen. Als wir an diesem Dickicht entlanggingen, fiel mein Blick zufällig auf etwas Weißes. Ich betrachtete es näher und mußte entsetzt feststellen, daß es sich um den Schädel eines Menschen handelte. Das Skelett, von dem er sich gelöst hatte, lag einen Meter weiter vom Wegrand entfernt.

Mit ein paar Machetehieben legten unsere Indianer die Stelle frei, und so konnten wir die Einzelheiten dieser lange zurückliegenden Tragödie studieren. Nur noch ein paar Stoffetzen waren zu erkennen, an den Fußknochen Reste von Stiefeln, an den Unterarmknochen hing eine Armbanduhr, Marke Hudson, New York. Wir fanden außerdem noch einen silbernen Drehbleistift und ein silbernes Zigarettenetui, auf dessen Deckel *Für F.C. von A.E.S.* eingraviert war.

»Wer das wohl gewesen sein mag?« sagte Lord John.  
»Armer Teufel. Jeder einzelne Knochen gebrochen.«

»Und der Bambus wächst zwischen seinen zerschmetterten Rippen durch«, stellte Professor Summerlee fest.  
»Er gehört zu den schnell wachsenden Pflanzen, aber ich

kann mir nicht vorstellen, daß die Leiche schon so lange hier liegt, wie die Rohre gebraucht haben, eine Höhe von über zwanzig Fuß zu erreichen.«

»Bezüglich der Identität des Mannes gibt es für mich nicht den geringsten Zweifel«, sagte Professor Challenger. »Auf meinem Weg den Fluß hinauf zur Fazenda, wo ich zu Ihnen gestoßen bin, habe ich alle nur möglichen Ermittlungen über Maple White angestellt. In Para wußte niemand etwas. Zum Glück hatte ich einen festen Anhaltspunkt, denn in seinem Zeichenheft ist eine Skizze, die ihn beim Mittagessen mit einem Geistlichen zeigt. Aus der Randbemerkung unter der Skizze wußte ich, daß der Geistliche in Rosario lebt. Ihn zu finden war kein Problem, ihn zu besänftigen – ich hatte dummerweise angedeutet, daß die moderne Wissenschaft eine zersetzende Wirkung auf seinen Glauben habe – wie gesagt, ihn zu besänftigen war dagegen nicht so leicht. Wie dem auch sei, er hat mir schließlich doch sehr wertvolle Informationen geliefert.«

»Nämlich?« drängte ich.

»Hetzen Sie mich nicht, junger Mann«, tadelte mich der Professor. »Ich erfuhr, daß Maple White vor vier Jahren durch Rosario gekommen ist, also zwei Jahre bevor ich in dem Indianerdorf nur noch seinen Tod feststellen konnte. White war nicht allein, sondern in Begleitung eines Amerikaners namens James Colver, der jedoch auf dem Boot geblieben war, während White den Priester aufgesucht hatte. Ich glaube, es besteht also nicht der geringste Zweifel, daß das hier ...« – er deutete auf das Skelett – »die

sterblichen Überreste dieses James Colver sind.«

»Und über die Art, wie er ums Leben gekommen ist«, sagte Lord John, »besteht meiner Meinung nach auch kein Zweifel. Er ist von den Klippen gestürzt oder über ihren Rand gestoßen worden. Daher die schrecklichen Knochenbrüche und die Bambusrohre zwischen seinen Gebeinen.«

Jedem von uns war klar, daß Lord John recht hatte. Beklommenes Schweigen folgte auf seine Worte. Eine unausgesprochene Frage quälte jeden einzelnen von uns. War James Colver das Opfer eines Unfalls geworden oder ...

Unheilvolle, schreckliche Vermutungen umwoben bereits das unerforschte Land, das zu erkunden wir uns vorgenommen hatten.

Schweigend setzten wir unseren Weg fort.

Auf den nächsten fünf Meilen sahen wir weder Riß noch Spalte in der Felswand. Dann jedoch stießen wir auf etwas, das uns mit neuer Hoffnung erfüllte. In einer von Regen und Witterung geschützten Höhlung entdeckten wir einen Kreidepfeil, der nach Westen zeigte.

»Wieder von Maple White«, sagte Professor Challenger. »Er scheint geahnt zu haben, daß man irgendwann seine Spur verfolgen wird.«

»Und wo hatte er die Kreide her?« fragte Professor Summerlee.

»Er hatte eine ganze Schachtel voll verschiedenfarbiger Kreiden bei sich«, erklärte Challenger. »Ich habe sie unter seinen wenigen Habseligkeiten gefunden und erinnere

mich noch genau, daß die weiße bis auf einen kleinen Stummel abgenützt war.«

»Aha«, sagte Summerlee. »Dann scheint es mir angebracht zu sein, seine Anweisungen zu befolgen und weiter nach Westen vorzustoßen.«

Nach einer Strecke von weiteren fünf Meilen stießen wir auf den nächsten Kreidepfeil. Er war an einer Stelle auf den Felsen gemalt, wo dieser zum erstenmal aufgerissen war. Die Pfeilspitze deutete in die Spalte hinein und war leicht nach oben gerichtet.

Ein bedrückender Ort. Steile Felswände, weit oben ein schmaler Streifen Himmel, der durch überhängenden Pflanzenwuchs fast verdeckt war. Nur wenig Licht drang dadurch auf den Grund.

Wir hatten seit Stunden nichts gegessen und waren durch den Marsch über das felsige, unwegsame Gelände erschöpft, unsere Nerven waren jedoch so angespannt, daß wir uns noch keine Rast gönnen wollten. Wir befahlen daher den Indianern, das Nachtlager aufzuschlagen, während wir vier mit den beiden Mestizen zusammen in die enge Schlucht stiegen.

An ihrem Zugang war sie nicht breiter als vierzig Fuß, wurde bei jedem Schritt schmaler und endete schließlich in einem spitzen Winkel aus nackten, glatten Felswänden, die unüberwindbar waren.

»Der Pfeil muß etwas anderes bedeuten«, sagte Lord John, und alles nickte nachdenklich.

Wir kehrten um und gingen zurück – die Felsspalte war kaum eine Viertelmeile tief –, als Lord John mit scharfem

Blick das entdeckte, was wir suchten. Hoch über unseren Köpfen hob sich inmitten tiefer Schatten ein Kreis von einem noch tieferen Dunkel ab. Es konnte nur der Zugang zu einer Höhle sein.

Direkt darunter lag ein Haufen losen Gerölls. Wir kletterten hinauf, und der letzte Zweifel schwand. Wir befanden uns nicht nur vor dem Eingang einer Höhle, sondern entdeckten einen weiteren Kreidepfeil, der in das Innere der Höhle deutete.

Hier also waren Maple White und sein unglückseliger Freund James Colver in die Felswand eingestiegen.

Wir waren zu aufgeregt, um zum Lager zurückzukehren, und wollten sofort mit unseren Nachforschungen beginnen. Lord John hatte eine elektrische Taschenlampe im Rucksack, die uns als Lichtquelle genügen mußte. Er ging voran, während wir ihm auf den Fersen folgten.

Offenbar war die Höhle durch Wasser ausgespült worden. Ihre Wände waren glatt und der Boden mit runden Steinen bedeckt. Ein Mensch konnte gerade noch in gebückter Haltung hindurchkommen. Fünfzig Meter weit lief sie fast geradlinig in den Felsen hinein und stieg dann in einem Winkel von fünfundvierzig Grad an. Sehr bald wurde dieser Anstieg noch steiler, und wir krochen auf Händen und Knien über loses Geröll, das unter uns nachgab und abrutschte.

Plötzlich ein enttäuschter Ausruf von Lord John Roxton.

»Hier geht's nicht weiter!«

Wir drängten uns hinter ihn und sahen im gelben

Lichtschein der Taschenlampe eine Mauer aus zerbrochenem Basalt, die bis zur Decke reichte.

»Das Dach ist eingestürzt!«

Wir zerrten einige Brocken heraus. Der Erfolg war, daß sich größere Stücke lockerten und drohten, den Abhang herunterzurollen und uns zu zermalmen. Es wurde uns klar, daß wir mit unseren Mitteln nichts ausrichten konnten. Maple Whites Aufstieg konnten wir nicht mehr benutzen.

Niedergeschlagen und wortlos stolperten wir den dunklen Tunnel wieder hinab und machten uns auf den Weg zum Lager.

Ehe wir die Schlucht verlassen hatten, ereignete sich jedoch ein Zwischenfall, der im Hinblick auf die späteren Geschehnisse von Bedeutung war.

Wir hatten uns gerade auf dem Grunde der Schlucht versammelt, etwa vierzig Fuß unterhalb der Höhlenöffnung, als plötzlich ein gewaltiger Felsblock herabgerollt kam und mit unheimlicher Wucht an uns vorbeischoß. Er verfehlte uns nur um Haaresbreite. Woher er gekommen war, konnten wir nicht erkennen. Aber die Mestizen, die noch am Höhleneingang waren, sagten, daß er an ihnen vorbeigeflogen wäre und deshalb von oben heruntergefallen sein müßte.

Wir blickten hoch, konnten aber im Dschungel auf den Klippen keinerlei Bewegung entdecken. Trotzdem zweifelte niemand daran, daß der Steinbrocken uns gegolten hatte und sich demzufolge Menschen auf dem Plateau befinden mußten.

Wir zogen uns eilig aus der Schlucht zurück. Jeder hing seinen eigenen düsteren Gedanken nach. Die Lage erschien ohnehin schwierig genug. Wenn nun zu den natürlichen Hindernissen zu allem Überfluß noch menschlicher Widerstand hinzukam, war unsere Lage aussichtslos. Dennoch gab es nicht einen unter uns, der nach London zurückkehren wollte, bevor wir das Plateau restlos erforscht hatten.

Wir erörterten die Situation und kamen zu dem Schluß, am besten die Umgehung des Plateaus weiter fortzusetzen. Dabei hofften wir, noch eine andere Möglichkeit zu entdecken, um hinaufzukommen. Die Klippen, die hier beträchtlich niedriger waren, bogen jetzt von Westen nach Norden ab. Wenn das Plateau rund war, konnte sein Gesamtumfang nicht allzu groß sein. Schlimmstenfalls würden wir in ein paar Tagen wieder an unseren Ausgangspunkt zurückkehren.

An diesem Tag marschierten wir insgesamt zweiundzwanzig Meilen, ohne etwas Neues zu entdecken. Der Höhenmesser zeigte an, daß wir uns nun dreitausend Fuß über dem Meeresspiegel befanden. Damit erklärte sich auch der Unterschied in Temperatur und Pflanzenwuchs. Die schreckliche Insektenplage, diesen Fluch der Tropen, waren wir endlich los. Vereinzelt ein paar Palmen, sonst Baumfarne. Die Riesenbäume des Amazonasgebiets lagen endgültig hinter uns. Inmitten dieser unwirtlichen Felsen blühten Passionsblumen und Begonien, die uns wie ein Gruß der Heimat erschienen.

An jenem Abend – ich spreche immer noch vom ersten

Tag unserer Rundreise um das Plateau – erwartete uns noch ein bedeutendes Erlebnis. Ein Erlebnis, das endgültig den letzten Zweifel an den wunderbaren Dingen, die uns greifbar nahegerückt waren, beseitigte.

Wenn Sie dies lesen, lieber Mr. McArdle, werden Sie vielleicht zum erstenmal erkennen, daß es sich hier nicht etwa um ein fruchtloses Unterfangen handelt, sondern daß zugkräftige Schlagzeilen und ein zündender Bericht zu erwarten sind, sobald wir Professor Challengers Erlaubnis zur Veröffentlichung haben. Und ich werde diesen Artikel nur dann veröffentlichen, wenn es mir gelingt, stichhaltige Beweise mit nach England zu bringen. Ich möchte nicht in den Verruf kommen, Lügen zu verbreiten. Auch Sie werden den guten Ruf der *Gazette* wegen dieses Abenteuers nicht aufs Spiel setzen wollen, ehe wir dem Chor von Kritikern und Ungläubigen, der notwendigerweise laut würde, entsprechend begegnen können. Also muß diese Begebenheit, die ich jetzt schildern werde und die tolle Schlagzeilen machen könnte, noch in der Redaktionsschublade liegen bleiben.

Folgendes: Lord John hatte ein *Ajouti* geschossen – das ist ein kleines, unserem Schwein ähnliches Tier. Nachdem wir die Hälfte davon den Indianern gegeben hatten, kochten wir unsere Hälfte auf dem Feuer. Die Luft war nach Einbruch der Dunkelheit kühl, und wir waren alle nahe an die Flammen gerückt. Der Mond stand noch nicht am Himmel, aber im Schein der Sterne konnte man die Ebene ein kleines Stück weit überblicken. Plötzlich stieß etwas Riesiges schwirrend aus der Dunkelheit hernieder.

Unsere Gruppe saß für einen Augenblick unter einem Baldachin aus ledernen Flügeln. Ich hatte eine blitzartige Vision von einem langen, schlangenartigen Hals, einem wilden, gierigen, roten Auge und einem großen, zuspinnenden Schnabel, der zu meiner Überraschung mit kleinen, blinkenden Zähnen besetzt war. Im nächsten Augenblick war das unheimliche Wesen wieder fort – und mit ihm unsere Mahlzeit. Ein gewaltiger schwarzer Schatten von zwanzig Fuß Durchmesser schwang sich in die Luft hinauf. Einen Moment lang verdeckten die ungeheuren Flügel die Sterne, und dann verschwand es hinter dem Rand der Klippen über uns. Wir alle saßen wie erstarrt da und blickten uns erschrocken an. Summerlee fand als erster die Sprache wieder.

»Professor Challenger«, sagte er mit feierlicher Stimme, »ich muß Sie um Verzeihung bitten. Ich war sehr im Unrecht, und ich bitte Sie, das Vergangene zu vergessen.«

Die beiden Männer reichten sich zum erstenmal die Hand, was dem Erscheinen unseres ersten Pterodactylos zuzuschreiben war. Zwei solche Männer zusammenzuführen, war wohl mit einem gestohlenen Abendessen nicht zu teuer bezahlt.

Aber das vorgeschichtliche Leben, dessen Existenz auf dem Plateau für uns nun erwiesen war, konnte keineswegs im Überfluß vorhanden sein. Während der nächsten drei Tage bekamen wir nichts mehr davon zu Gesicht. In dieser Zeit durchquerten wir eine unfruchtbare und öde Gegend auf der Nord- und Ostseite der Klippen,

die teils aus Felswüste, teils aus einsamen Moorflächen voller Wildvögel bestand. Hier war das Plateau bestimmt unzugänglich, und hätte es nicht direkt an der Basis der Felswand eine feste Kante gegeben, so hätten wir umkehren müssen. Mehrere Male steckten wir bis zum Gürtel im Schlamm eines Sumpfes. Obendrein schien dieser Ort ein beliebter Brutplatz der Jaracara-Schlange zu sein, der angriffslustigen und gefährlichsten Giftschlange Südamerikas. Immer wieder krochen und zischten diese schrecklichen Kreaturen über die Oberfläche des fauligen Morastes auf uns zu. Nur mit ständig schußbereit gehaltenem Gewehr fühlten wir uns vor ihnen einigermaßen sicher.

Eine trichterförmige, von faulendem Moos blaßgrün gefärbte Bodenvertiefung werde ich zeitlebens nicht vergessen. Sie muß ein besonders bevorzugter Aufenthaltsort dieses Natterngezüchts gewesen sein. Ihre Hänge wimmelten von Schlangen, die alle auf uns zugekrochen kamen. Es ist eine Eigenart der Jaracara, Menschen anzugreifen, ohne von ihnen auf irgendeine Art belästigt oder angegriffen worden zu sein. Zum Erschießen waren es zu viele. So ergriffen wir die Flucht und rannten, bis wir nicht mehr konnten. Nie werde ich vergessen, wie wir beim Zurückblicken noch weit hinter uns die Köpfe und Häse unserer Verfolger zu Dutzenden auf- und niederwogen sahen. Auf unserer Karte bezeichneten wir diese Stelle als Jaracara-Sumpf.

Die Klippen hatten ihre rötliche Färbung verloren und waren nun schokoladenbraun. Die Vegetation war spärlicher geworden und die Höhe der Felskante auf drei- oder

vierhundert Fuß abgesunken. Aber an keiner Stelle konnten wir einen Punkt entdecken, von dem aus sich ein Aufstieg versuchen ließ.

»Es muß doch irgendwie Wasserrinnen in den Felsen geben«, sagte ich bei unserer Lagebesprechung. »Irgendwo muß das Regenwasser abfließen.«

»Unser junger Freund hat lichte Momente«, meinte Professor Challenger daraufhin und klopfte mir wohlwollend auf die Schulter.

»Irgendwo muß das Regenwasser doch abfließen«, wiederholte ich.

»Normalerweise schon«, sagte Professor Challenger. »Leider konnten wir aber aller Logik zum Trotz keine Wasserrinnen entdecken.«

»Wo bleibt dann das Regenwasser?« fragte ich.

»Wenn es nicht nach außen ablaufen kann, dann wird es wohl nach innen ablaufen.«

»Demnach müßte es auf dem Plateau einen See geben.«

»Das ist anzunehmen.«

»Und es ist weiterhin anzunehmen«, sagte Professor Summerlee, »daß sich das Wasser in einem alten Krater sammelt, denn die Formation dieser Landschaft ist weitgehend vulkanischen Ursprungs. Ich nehme an, daß das Plateau zu seiner Mitte hin abschüssig ist und sich dort ein großes Wasserbecken befindet, das einen unterirdischen Ablauf hat, der sich möglicherweise in den Jaracarasumpf ergießt.«

»Oder der Ausgleich geschieht durch Verdunstung«,

sagte Challenger, woraufhin die beiden Gelehrten innerhalb von Sekunden in eine ihrer üblichen wissenschaftlichen Diskussionen verwickelt waren, bei denen Lord John und ich passen mußten.

Am sechsten Tag hatten wir den Rundmarsch um das Felsplateau hinter uns und erreichten wieder unseren Lagerplatz an der freistehenden Felsenzinne. Wir hatten das Gelände mit einer Genauigkeit durchforscht, die nicht zu überbieten war, hatten aber nirgends eine Stelle entdecken können, an der ein Aufstieg möglich gewesen wäre, und dieses Ergebnis war mehr als deprimierend. Und durch die Schlucht einzusteigen, wie es Maple White offensichtlich getan hatte, das kam nicht in Frage – darüber waren wir uns einig.

Was sollten wir tun? Über unsere Vorräte an Proviant machten wir uns zu dem Zeitpunkt noch keine Gedanken. Wir hatten auf unserem Weg alles Genießbare erlegt, was uns vor den Lauf unserer Flinten gekommen war, und hatten dadurch wenig Konserven verbraucht. Trotzdem würde der Tag kommen, wo auch diese zur Neige gingen. Dazu kam, daß in sechs bis acht Wochen die Regenzeit beginnen und unser Lager wegschwemmen würde. Der Felsen war hart wie Marmor, und wir versuchten nicht einmal, Stufen hineinschlagen zu wollen. Weder die Zeit noch unsere Geräte reichten aus, auf diese Weise die Felsen bezwingen zu wollen.

Kein Wunder also, daß an jenem Abend die Stimmung auf den Nullpunkt gesunken war und wir in unsere Decken

krochen, ohne viel gesprochen zu haben.

Als mir die Augen zufielen, saß Professor Challenger noch am Feuer und war tief in Gedanken versunken. Er hatte nicht einmal mit dem Kopf genickt, als ich ihm eine gute Nacht gewünscht hatte. Wahrscheinlich hatte er es gar nicht gehört.

Am nächsten Morgen jedoch war er wie verwandelt. Er war die Zufriedenheit und Zuversicht in Person. Beim Frühstück mimte er den Mann, der sich ständig in Bescheidenheit übt, aber sein energisch nach vorn gerecktes Kinn, die geschwellte Brust bewiesen, daß der Schein trog.

Wie Napoleon steckte er eine Hand in seine Jacke und sah uns herausfordernd an. »Meine Herren«, sagte er. »Sie können mir gratulieren, und wir können uns gegenseitig beglückwünschen. Das Problem ist gelöst.«

»Heißt das, daß Sie eine Möglichkeit gefunden haben, auf das Plateau zu kommen?«

»Jawohl – das heißt es.«

»Und wie?«

Wortlos deutete Professor Challenger auf die kirchturmartige Felszinne, an deren Fuß wir kampierten.

Wir blickten an ihr hoch, und unsere Gesichter wurden länger und länger. Der Fels mochte tatsächlich zu erklimmen sein, aber zwischen ihm und der Felswand gähnte ein unüberwindbarer Abgrund.

»Da kommen wir doch nie rüber«, sagte ich.

»Aber rauf können wir erst einmal«, sagte der Professor. »Und wenn wir droben sind, dann kann ich

Ihnen vielleicht beweisen, daß ein erfinderischer Geist Unmögliches möglich machen kann.«

Nach dem Frühstück wurde Professor Challengers Kletterausrüstung ausgepackt. Ein starkes, leichtes Seil von hundertfünfzig Fuß Länge, Steigeisen, Haken und anderes Gerät kamen zum Vorschein.

Lord John war ein erfahrener Bergsteiger, und auch Professor Summerlee hatte schon so manche schwierige Gebirgstour hinter sich, womit ich der einzige war, der keine Erfahrung auf diesem Gebiet hatte und sich lediglich auf seine Kondition und Geschicklichkeit verlassen mußte.

So schwierig war es eigentlich gar nicht, wobei es jedoch Momente gegeben hat, wo mir die Haare zu Berge gestanden sind. Die erste Hälfte war problemlos, doch dann wurde der Felsen immer steiler, bis wir uns bei den letzten fünfzig Fuß buchstäblich mit Fingern und Zehen an winzigen Vorsprüngen und Spalten festklammern mußten. Wenn Challenger den Gipfel nicht erreicht und dort das Seil an den Stamm des Baumes befestigt hätte, wären Professor Summerlee und ich kurz vor dem Ziel hängen geblieben. Doch mit Hilfe des Seils gelang es uns, das letzte Stück Steilwand zu überwinden, und so standen auch wir schließlich auf der kleinen, grasbewachsenen Fläche von höchstens fünfundzwanzig Fuß Durchmesser.

Der Ausblick über das Land, das wir durchquert hatten, war ungemein überwältigend. Die ganze brasilianische Ebene schien unter uns zu liegen und sich bis ins Unendliche auszudehnen, bis sie sich schließlich am Horizont in blauen Dunst auflöste. Im Vordergrund der

langgestreckte, mit Felsbrocken und Baumfasern gespickte Hang, im Mittelfeld, noch eben über dem Rücken des Hügels sichtbar, das Bambusdickicht, durch das wir uns gearbeitet hatten. Dahinter wurde die Vegetation immer reicher, bis sie sich schließlich zum Urwald verdichtete, der sich so weit erstreckte, wie das Auge reichte.

Fasziniert betrachtete ich dieses Panorama, als mir plötzlich Professor Challenger eine Hand auf die Schulter legte.

»Umdrehen, junger Mann«, sagte er. »Nie zurückblicken, sondern immer nach vorn auf das glorreiche Ziel.«

Ich drehte mich um und fand mich auf gleicher Höhe mit der Oberkante des Plateaus. Die grüne Fläche aus Gebüsch und vereinzelt Bäumen war so nah, daß es unbegreiflich schien, wie unerreichbar dieses Land nach wie vor für uns war, doch an die vierzig Fuß trennten uns davon. Ich hielt mich an dem Baumstamm fest und beugte mich über den Abgrund. Tief unter mir die Gestalten unserer Lastenträger. Sie blickten zu uns herauf. Die Wand unter mir fiel senkrecht ab, genau wie die Klippen gegenüber.

»Das ist wirklich sehr, sehr merkwürdig«, sagte Professor Summerlee mit knarrender Stimme.

Ich drehte mich um und sah, daß er mit großem Interesse den Baum betrachtete, an dem ich mich festhielt. Die glatte Rinde und die gerippten Blätter kamen mir bekannt vor.

»Wenn das keine Buche ist«, rief ich, »war meine ganze Schulzeit umsonst.«

»War sie nicht«, sagte Professor Summerlee. »Eine alte

Bekannte in einem fremden Land.«

»Nicht nur das, mein Lieber«, sagte Professor Challenger, »sondern gleichzeitig eine Verbündete – wenn ich mich einmal so ausdrücken darf. Diese Buche soll unser Problem lösen.«

»Natürlich!« rief Lord John. »Eine Brücke.«

»Genau – eine Brücke. Ich habe mir vergangene Nacht schließlich nicht umsonst den Kopf darüber zerbrochen, wie wir auf das Plateau kommen. Ich habe zu unserem jungen Freund hier einmal gesagt, daß der alte G.E.Ch. sich selbst übertrifft, wenn er vor einem angeblich unlösbaren Problem steht. Sie werden zugeben, daß wir gestern abend alle der Meinung waren, die Situation sei ausweglos. Aber wo Wille und Intellekt zusammenkommen, da gibt es immer eine Lösung. Die Schwierigkeit mußte überbrückt werden, im wahrsten Sinne des Wortes, und hier ist die Brücke.«

Es war wirklich die rettende Idee. Der Baum hatte gut seine sechzig Fuß Höhe, und wenn er auf die richtige Seite stürzte, überbrückte er leicht den Abgrund. Beim Aufstieg hatte sich Professor Challenger die Axt über die Schulter gehängt, und jetzt drückte er sie mir in die Hand.

»Unser junger Freund hier hat die nötige Kraft und Ausdauer«, sagte er. »Ich denke, er eignet sich am besten für diese Aufgabe. Und nun noch eine dringliche Bitte: stellen Sie ab sofort jedes selbständige Denken ab und tun Sie nur genau das, was ich Ihnen sage.«

Unter seiner Anleitung schlug ich seitlich Kerben in den Baumstamm, der bereits von Natur aus eine Neigung zum

Plateau hin hatte, wodurch praktisch garantiert war, daß er in die gewünschte Richtung stürzen würde.

Ich kam ordentlich ins Schwitzen und nahm Lord Johns Angebot, sich mit mir abzuwechseln, gerne an. Nach etwa einer Stunde neigte sich der Baum vornüber, brach, stürzte und bohrte seine Äste in die Büsche auf der anderen Seite. Einen Moment lang dachten wir, es wäre alles umsonst gewesen, denn der Stamm rollte bis kurz vor den Rand der kleinen Felsplattform. Er blieb jedoch einige Zoll vor der Kante liegen, und so hatten wir unsere Brücke ins Unbekannte.

Wortlos schüttelten wir einer nach dem anderen Professor Challenger die Hand, während dieser den Strohhut zog und sich vor jedem verbeugte.

»Ich verlange, als erster hinüberzugehen«, sagte er. »Finden Sie nicht, daß dieser Moment auf einem Gemälde festgehalten werden müßte?«

Der Professor setzte den Fuß auf den Stamm, aber Lord John hielt ihn zurück.

»Das kann ich leider nicht zulassen, verehrter Professor«, sagte er.

»Nicht zulassen?« wiederholte Challenger und reckte grimmig den Bart nach vorn.

»Solange es sich um wissenschaftliche Dinge handelt, ordne ich mich Ihnen unter, das wissen Sie«, sagte Lord John. »Aber Sie haben sich mir unterzuordnen, wenn etwas in mein Ressort fällt.«

»In Ihr Ressort?«

»Jeder von uns hat seinen Beruf, und meiner ist nun

einmal der des Soldaten. Wenn ich die Situation richtig einschätze, sind wir im Begriff, ein fremdes Land zu erforschen, das vom Feind besetzt sein kann. Sich aus Mangel an gesundem Menschenverstand und Geduld blindlings da hineinzustürzen, entspricht nicht meinen Vorstellungen von Kriegsführung.«

Challenger nahm die Argumente lächelnd hin. »Und was schlagen Sie vor, Lord John?« fragte er.

»Wer weiß, ob nicht eine Bande von Kannibalen in den Büschen hockt und auf ein gutes Mittagessen wartet«, antwortete Lord John. »Wenn man nicht in den Kochtopf wandern will, sollte man sich erst Gewißheit verschaffen. Wir wollen zwar hoffen, daß uns da drüben nichts Unliebsames erwartet, werden uns aber so verhalten, als wäre es der Fall. Malone und ich werden also wieder runterklettern und die vier Gewehre, Gomez und die anderen heraufholen. Anschließend kann einer von uns über den Baumstamm gehen, während die anderen ihm Schützenhilfe leisten. Erst wenn feststeht, daß nichts passieren kann, kommen die anderen nach.«

Challenger setzte sich auf den Baumstamm und stöhnte vor Ungeduld, aber Professor Summerlee und ich waren derselben Meinung und fanden, daß man sich nach den Anweisungen Lord Johns richten sollte, wenn es um praktische Dinge ging. Jetzt, wo uns an der schlimmsten Stelle das Seil zur Verfügung stand, war das Klettern bedeutend einfacher. Es dauerte eine knappe Stunde, bis die vier Gewehre und eine zusätzliche Schrotflinte nach oben geschafft waren. Auch die Mischlinge waren auf die Felszinne

geklettert. Auf Lord Johns Anweisung hin hatten sie sogar Verpflegung mitgebracht, denn wir konnten ja nicht wissen, wie lange sich der erste Erkundungsgang ausdehnen würde.

Jeder von uns schnallte sich Patronengurte um.

»So, Professor Challenger«, sagte Lord John, als alle Vorbereitungen getroffen waren. »Wenn Sie wirklich der erste sein wollen, der den Fuß auf das unbekannte Land setzt, dann darf ich bitten.«

»Zu großzügig von Ihnen«, sagte der Professor. »Wenn Sie mir schon die Erlaubnis erteilen, werde ich die Gelegenheit ergreifen und – wie immer – Pionierarbeit leisten.«

Er schwang sich das Beil über die Schulter, hockte sich so auf den Baumstamm, daß links und rechts ein Bein herunterbaumelte, und hoppelte in dieser Stellung über die Brücke.

Auf der anderen Seite angekommen, warf er die Arme in die Luft.

»Endlich!« rief er zu uns herüber. »Endlich ist es soweit.«

Besorgt sah ich zu ihm hinüber. Ich hatte Angst, daß sich jeden Augenblick etwas Furchtbares aus dem grünen Vorhang lösen und auf ihn stürzen könnte. Aber alles blieb ruhig. Nur ein sonderbarer buntschillernder Vogel flog vom Boden auf und verschwand in den Bäumen.

Summerlee ging als zweiter. Die zähe Energie in seinem zerbrechlichen Körper war bewundernswert. Er bestand darauf, sich zwei Gewehre umzuhängen. So waren beide Professoren bewaffnet, als er drüben ankam. Der nächste

war ich. Ich gab mir große Mühe, nicht nach unten in die schreckliche Tiefe zu blicken. Summerlee hielt mir seinen Gewehrkolben hin, und einen Augenblick später ergriff ich seine ausgestreckte Hand. Dann kam Lord John. Er ging hinüber – aufrecht, ohne jede Stütze! Er muß Nerven aus Stahl haben.

Nun waren wir alle vier im Traumland angelangt, in der verschollenen Welt des Maple White. Wir alle empfanden dies als den Augenblick größten Triumphes. Wer hätte vermutet, daß er der Auftakt zu unserem tiefsten Unglück war?

Wir hatten uns vom Rande entfernt und waren etwa fünfzig Meter weit durch dichtes Gebüsch vorgedrungen, als wir hinter uns ein fürchterliches Krachen hörten. Wie ein Mann stürzten wir an unseren Ausgangspunkt zurück. Die Brücke war nicht mehr da!

Ich beugte mich vor und sah weit unten, am Fuß der Klippen, eine Masse von Ästen und zersplittertem Holz. Das war unsere Buche! War der Rand der Plattform abgebröckelt und hatte den Baum abrutschen lassen? Für einen Augenblick schien uns dies die einzig mögliche Erklärung. Aber dann schob sich an der uns abgewandten Seite des Felsenturms ein dunkelhäutiges Gesicht hervor: das Gesicht von Gomez, dem Mestizen. Ja, es war Gomez. Aber nicht mehr der Gomez mit dem beflissenen Lächeln und dem maskenhaften Gesicht. Dieses Gesicht hatte flammende Augen und verzerrte Züge voll Haß und Hohn.

»Lord Roxton!« brüllte er. »Lord John Roxton!«

»Ja«, sagte dieser, »hier bin ich.«

Ein brüllendes Gelächter drang über den Abgrund zu uns. »Ja, da bist du, du englischer Hund, und da sollst du auch bleiben! Ich habe gewartet und gewartet. Jetzt endlich ist meine Stunde gekommen. Es war schwer genug für euch, da hinaufzuklettern; ihr werdet es aber noch schwerer haben, wieder herunterzusteigen. Ihr verdammten Narren, jetzt sitzt ihr in der Falle, ihr alle!«

Wir waren zu überrascht, um antworten zu können. Das Gesicht verschwand, kam aber gleich wieder zum Vorschein.

»Wir hätten euch beinahe schon mit dem Stein bei der Höhle erwischt«, schrie Gomez. »Aber so ist es noch viel besser. Es geht langsamer und qualvoller. Eure Knochen werden da oben ausbleichen, und kein Mensch wird wissen, wo ihr liegt. Niemand wird kommen, euch zu begraben. Und wenn du im Sterben liegst, Roxton, dann denk an Lope, den du vor fünf Jahren am Putomayo-Fluß erschossen hast. Ich bin sein Bruder. Jetzt kann ich beruhigt sterben. Ich habe ihn gerächt.«

Hätte der Mischling es damit bewenden lassen und schleunigst das Weite gesucht, so wäre alles gut abgelaufen für ihn. Sein törichter, südländischer, unwiderstehlicher Hang zum Dramatischen jedoch sollte ihm zum Verhängnis werden. Roxton war nicht der Mann, den man ungestraft herausfordern konnte. Der Mestize stieg auf der uns abgekehrten Seite der Felsnadel ab. Aber ehe er den Boden erreichen konnte, war Lord John am Rande

des Plateaus entlangelaufen und hatte eine Stelle gefunden, von der aus er den Mann sehen konnte. Seine Flinte krachte ein einziges Mal. Wir konnten zwar nichts sehen, hörten aber den Schrei und darauf den fernen Aufschlag des abstürzenden Körpers. Roxton kam mit steinernem Gesicht zu uns zurück.

»Ich blinder Idiot«, sagte er. »Allein durch meine Dummheit sind wir in diese Lage geraten. Ich hätte daran denken müssen, daß diese Leute ein gutes Gedächtnis haben, und hätte mehr auf der Hut sein müssen.«

»Und was ist mit den anderen? Einer allein kann doch unmöglich diesen Baum über die Kante gerollt haben.«

»Ich hätte ihn auch töten können, habe ihn dann aber doch laufen lassen. Vielleicht ist er unschuldig.«

Jetzt, da wir Gomez' Motiv kannten, erinnerte sich jeder von uns an Einzelheiten seines hinterhältig-zutraulichen Benehmens – an seine ständigen Bemühungen, unsere Pläne zu erfahren, und seine heimtückischen, haßerfüllten Blicke, die uns jedesmal so erstaunt hatten. Wir sprachen darüber, bemüht, uns seelisch auf die neuen Verhältnisse einzustellen, aber plötzlich wurde unsere Aufmerksamkeit durch eine fast komisch wirkende Szene in der Ebene unter uns gefesselt.

Ein Mann in weißer Kleidung, der nur der überlebende Mestize sein konnte, rannte, als ob ihm der Tod im Nacken säße. Hinter ihm her, wenige Meter zurück, in riesigen Sätzen die ebenholzfarbene Gestalt Zambos, unseres treu ergebenen Negers. Zambo sprang dem Flüchtling auf den Rücken und schlang ihm die Arme um den Hals. Beide

wälzten sich am Boden. Einen Augenblick darauf erhob sich Zambo, ignorierte den hingestreckten Mann, winkte uns fröhlich mit der Hand und kam auf uns zugerannt. Die weiße Gestalt blieb bewegungslos liegen.

Uns war jede Möglichkeit genommen, wieder zu der Felsnadel zurückzukommen. Die Verräter waren vernichtet, aber das Vermächtnis hatten sie uns hinterlassen. Wir waren auf das Plateau verbannt. Einen Weg zurück gab es nicht. Unter uns lag die Ebene, dahinter, jenseits des violetten, dunstigen Horizonts, floß der Strom, der in die Zivilisation zurückführte. Aber das Zwischenglied fehlte. Keine menschliche Erfindungsgabe konnte ein Hilfsmittel ersinnen, das den Abgrund überbrückte, der zwischen uns und unserer heimischen Welt aufgebrochen war. Ein einziger Augenblick hatte unsere gesamten Lebensbedingungen von Grund auf verändert.

Dies war aber auch der Augenblick, in dem ich erfuhr, aus welchem Holz meine drei Kameraden geschnitzt waren. Zwar wurden sie ernst und nachdenklich, behielten aber ihre ungebrochene Zuversicht. Gespannt warteten wir auf Zambos Erscheinen. Bald tauchte sein ehrliches schwarzes Gesicht über dem Felsen auf, und seine massige Gestalt schwang sich auf die Spitze der Zinne.

»Was ich jetzt tun?« rief er. »Sie mir sagen, und ich tun!«

Das war eine Frage, die leichter gestellt als beantwortet war. Nur eines stand fest. Er war unser einziges zuverlässiges Verbindungsglied zur Außenwelt. Er durfte uns unter keinen Umständen verlassen.

»Nein, nein«, rief er, als habe er unsere Gedanken erraten. »Ich Sie nicht verlassen. Was auch passieren, Sie mich immer hier finden. Aber ich nicht kann Indianer hier festhalten. Sie schon sagen, zu viel Curupuri hier. Und sie nach Hause gehen. Ich nicht können halten.«

Es stimmte, unsere Indianer hatten in letzter Zeit auf verschiedenste Art gezeigt, daß sie umkehren wollten. Wir wußten, daß Zambo die Wahrheit sagte und daß es für ihn unmöglich war, sie zurückzuhalten.

»Zwing sie, bis morgen zu warten, Zambo«, brüllte ich, »dann kann ich ihnen einen Brief mitgeben.«

»Gut, Herr! Ich versprechen, sie bis morgen warten«, sagte der Neger. »Aber was ich jetzt für Sie tun?«

Es gab eine Menge für ihn zu tun, und der treue Bursche erledigte alles gewissenhaft. Zuallererst löste er unter unserer Anleitung das Seil vom Baumstamm und warf uns das eine Ende herüber. Es war nicht dicker als eine Wäscheleine, aber sehr stark. Wenn wir es auch nicht als Brücke benutzen konnten, so mochte es uns doch unschätzbare Dienste leisten, falls wir noch irgendwelche Klettertouren zu bewältigen hatten. Dann befestigte er an seinem Seilende das Paket mit Verpflegung, das noch drüben lag, und wir konnten es zu uns herüberziehen. So hatten wir Lebensmittel für wenigstens eine Woche. Anschließend stieg Zambo hinunter und brachte eine Munitionskiste und etliche andere Sachen herauf; wir holten uns alles mit dem Seil herüber.

Als er endgültig abstieg, war es schon Abend. Zum Schluß versprach er nochmals, die Indianer bis zum nächsten

Morgen aufzuhalten, und ich habe deshalb die ganze erste Nacht auf dem Plateau damit zugebracht, beim Schein eines Windlichts unsere Erlebnisse aufzuzeichnen.

Wir aßen zu Abend und lagerten dicht am Rande der Klippen; unseren Durst löschten wir mit zwei Flaschen Apollinaris, die in einer der Kisten lagen. Es ist lebenswichtig für uns, Wasser zu finden, aber keiner von uns war dazu aufgelegt, den ersten Vorstoß ins Unbekannte noch an diesem Abend zu unternehmen. Wir vermieden es, ein Feuer zu entfachen oder unnötig laut zu sein.

Morgen oder richtiger heute, denn der Morgen dämert bereits, während ich dies schreibe, werden wir uns zum erstenmal in dieses merkwürdige Land hineinwagen. Wann ich wieder zum Schreiben komme – oder ob ich überhaupt jemals wieder schreiben werde –, weiß ich nicht. Im Augenblick kann ich nur sehen, daß die Indianer noch an ihrem Lagerplatz liegen, und ich bin sicher, daß Zambo gleich hier sein wird, um meinen Brief abzuholen. Hoffentlich kommt er gut an.

P.S. Je mehr ich darüber nachdenke, desto verzweifelter erscheint mir unsere Lage. Ich sehe keine Möglichkeit zur Rückkehr. Wenn es dicht am Rande des Plateaus einen hohen Baum gäbe, könnten wir vielleicht versuchen, wieder in umgekehrter Richtung eine Brücke zu schlagen. Aber im Umkreis von fünfzig Metern gibt es hier keinen. Und unsere vereinten Kräfte würden nicht ausreichen, einen großen Stamm herbeizuschleppen. Das Seil ist andererseits viel zu kurz, als daß wir daran absteigen könnten. Unsere Lage ist hoffnungslos – schrecklich und hoffnungslos!

### *Die wunderbarsten Dinge erlebt*

Wir haben die wunderlichsten Dinge erlebt und erleben sie noch ständig. Alles Papier, das ich bei mir habe, besteht aus fünf alten Notizblöcken und einer Menge Zettel. Ich habe nur diesen einen Bleistift, aber solange ich die Hände bewegen kann, will ich fortfahren, unsere Erlebnisse und Eindrücke aufzuzeichnen. Da wir die einzigen Zeugen dieser Geschehnisse sind, halte ich es für äußerst wichtig, alles niederzuschreiben, ehe jenes Geschick, das beständig drohend über uns hängt, uns ereilt. Ob Zambo eines Tages diese Briefe zum Fluß bringen wird, ob ich selbst durch irgendein Wunder sie mitnehmen kann, ob später einmal ein mutiger Forscher unseren Spuren folgt und dieses Bündel Papiere findet – ich weiß es nicht. Auf alle Fälle bin ich überzeugt davon, daß diese Aufzeichnungen nicht verloren gehen werden.

Am ersten Morgen unserer Verbannung ereignete sich etwas, was wenig dazu geeignet war, meine Begeisterung über das Umland zu erhöhen. Als ich kurz nach Tagesanbruch durch einen heftigen Juckreiz aus kurzem Schlaf gerissen wurde, bemerkte ich etwas Seltsames an meinem linken Bein. Meine Hose war in die Höhe gerutscht, zwischen Aufschlag und Socken war eine

Handbreit Haut entblößt, und genau da saß etwas, was wie eine dicke rote Traube aussah.

Erstaunt beugte ich mich nach vorn und wollte sie mir vom Bein streichen, als sie auch schon platzte und Blut in alle Richtungen verspritzte. Angewidert schrie ich auf und lockte damit die beiden Professoren herbei.

»Höchst interessant«, sagte Summerlee, über mein Bein gebeugt. »Eine blutsaugende Riesenzecke, meines Wissens bisher noch nicht erfaßt.«

»Die ersten Früchte unserer Anstrengungen«, sagte Challenger zufrieden. »*Ixodes Maloni* taufen wir sie – das ist das mindeste, was wir tun können. Leider haben Sie das prachtvolle Exemplar zerquetscht, junger Freund. Die kleine Unannehmlichkeit, gebissen worden zu sein, wird Ihnen sicherlich nichts ausmachen, wenn Sie an das unschätzbare Privileg denken, dafür Ihren Namen in den unvergänglichen Annalen der Zoologie verewigt zu sehen.«

»Vielen Dank für die Ehre«, sagte ich gereizt. Mir war wirklich nicht zum Lachen zumute.

Professor Challenger zog erstaunt eine Augenbraue in die Höhe und legte mir beruhigend eine Hand auf die Schulter.

»Sie sollten danach streben, junger Mann«, sagte er, »Ihr Auge und Ihr Denken in den Dienst der Wissenschaft zu stellen. Für einen Mann wie mich – und ich rühme mich, ein Naturphilosoph zu sein – ist die Zecke mit ihrem lanzettenförmigen Rüssel und ihrem aufgeblähten Bauch ein ebenso prachtvolles Kunstwerk der Natur wie der stolze

Pfau oder die *Aurora borealis*. Sie scheinen sich dessen nicht bewußt zu sein, und das finde ich äußerst bedauerlich. Wenn wir genügend Ausdauer aufbringen, werden wir sicher ein zweites Exemplar finden und es dann aufbewahren.«

»Zweifellos«, bemerkte Professor Summerlee trocken. »Eben ist nämlich das zweite Exemplar in Ihrem Hemdkragen verschwunden, werter Herr Kollege.«

Professor Challenger gebärdete sich wie ein wütender Bulle, schrie und hüpfte auf und ab und zerrte an seinem Jackett und seinem Hemd zugleich. Summerlee und ich mußten derart lachen, daß wir unfähig waren, ihm zu helfen. Er schaffte es aber auch allein, und endlich war der massige Oberkörper nackt. Aus dem Gewirr von schwarzen Haaren, die an Brust und Schultern wuchsen, befreiten wir die verzweifelt herumirrende Zecke, ehe sie ihr Opfer hatte anzapfen können. – In den Büschen rings um uns herum wimmelte es von diesem Ungeziefer, und so waren wir gezwungen, uns einen anderen Lagerplatz zu suchen.

Erst jedoch mußten wir mit unserem treuen Neger sprechen, der eben wieder auf der Felszinne aufgetaucht war und uns Büchsen mit Kakao und Keksen mitgebracht hatte. Nachdem er sie uns eine nach der anderen zugeworfen hatte, sagten wir ihm, daß er Verpflegung für zwei Monate zurückbehalten und den Rest den Indianern als Lohn für ihre Arbeit und dafür, daß sie die Briefe mitnahmen, geben sollte.

Einige Stunden später sahen wir die Indianer im Gänsemarsch über die Ebene wandern, jeder ein Bündel

auf dem Kopf. Sie gingen auf dem Weg zurück, den wir gekommen waren. Zambo bezog unser Zelt am Fuße der Felszinne, und dort blieb er – unser einziges Bindeglied zu der Welt unter uns.

Und nun verlegten wir unser Lager von den zeckenverseuchten Büschen in eine kleine Lichtung, die ringsum von Bäumen umgeben war. In der Mitte der Lichtung ein paar flache Felsplatten und gleich daneben eine Quelle. Dort saßen wir, sauber und bequem, und besprachen unseren ersten Vormarsch in dieses neue Land. Vögel zwitscherten in den Bäumen, manche davon mit seltsam heulendem Unterton, aber sonst war alles still.

Als erstes stellten wir eine Liste unserer Vorräte auf, denn wir mußten wissen, wie lange wir damit durchhalten konnten. Insgesamt waren wir mit den Sachen, die wir selbst mitgebracht hatten, und denen, die uns Zambo nachgeliefert hatte, relativ gut versorgt.

Bei den Gefahren, von denen wir umzingelt sein mochten, waren jedoch unsere Gewehre die wichtigsten Ausrüstungsgegenstände. Jeder von uns hatte dreihundert Schuß Munition, außerdem hatten wir noch die Schrotflinte mit hundertfünfzig Patronen. Der Proviant reichte für gut drei Wochen, Tabak besaßen wir ausreichend, und sogar einige Geräte für Forschungszwecke waren vorhanden, darunter ein Teleskop und ein gutes Zeiss-Glas.

All das schafften wir auf die Lichtung, nachdem wir zur Vorsicht dorniges Gestrüpp geschlagen und uns um die Felsplatten herum einen Schutzwall von einem Durchmesser von vielleicht fünfzehn Metern gebaut hat-

ten. Das sollte zunächst unser Hauptquartier sein- unser Zufluchtsort bei plötzlich auftretender Gefahr und natürlich Lagerplatz für unsere Reichtümer.

Wir taufte den Platz »Fort Challenger«.

Bis wir alles so weit hatten, war es Mittag geworden. Die Hitze war nicht quälend, und sowohl Temperatur als auch Vegetation auf dem Plateau entsprachen den Bedingungen, die man in gemäßigten Zonen vorfindet. Unter den Bäumen, die unsere Lichtung umstanden, Buchen, Eichen und sogar Birken. Ein gewaltiger Gingkobaum, der alle anderen überragte, breitete seine langen Äste mit den Fächerblättern bis über das Lager aus, das wir gebaut hatten.

In seinem Schatten hielten wir Kriegsrat, wobei Lord John wieder das Kommando übernommen hatte und uns seine Ansichten auseinandersetzte.

»Solange uns weder Mensch noch Tier gesehen oder gehört haben, sind wir sicher«, sagte er. »Sobald sie aber wissen, daß wir hier sind, geht der Zirkus los. Nichts spricht dafür, daß sie uns bereits gesichtet haben. Wir müssen uns also vorerst einmal möglichst ruhig verhalten und das Land heimlich auskundschaften. Ehe wir unsere Nachbarn aufsuchen, wollen wir sie uns gründlich anschauen.«

»Aber wir können nicht hier sitzenbleiben, sondern müssen raus«, sagte ich.

»Allerdings müssen wir das, junger Mann«, sagte Lord John, der Challengers Art, mich wie einen Schulbuben zu behandeln, übernommen hatte. »Wir werden das Lager verlassen, aber mit Verstand. Wir dürfen uns nie so weit

davon entfernen, daß wir nicht zurückkommen können. Und vor allem dürfen wir unter keinen Umständen von unseren Waffen Gebrauch machen.«

»Wobei *Sie* gestern geschossen haben«, sagte Summerlee.

»Das mußte sein. Zum Glück wehte der Wind so, daß der Schall über die Ebene und nicht hier herüber getragen wurde. Es ist nicht anzunehmen, daß man hier etwas gehört hat. Übrigens, wie sollen wir das Neuland nennen?«

Es kamen ein paar Vorschläge, von denen keiner so recht befriedigend war. Challenger hatte schließlich die Idee, der alle zustimmten.

»Da kommt doch nur ein Name in Frage«, sagte er. »Das Land muß den Namen des Mannes bekommen, der es entdeckt hat – nämlich Maple White. Wir nennen es Maple-White-Land, schlage ich vor.«

Damit war es beschlossene Sache, und ich trug den Namen in die Karte ein, mit deren Entwurf ich beauftragt worden war.

Die friedliche Eroberung des Maple-White-Landes war nun unser dringliches Anliegen. Wir hatten mit eigenen Augen gesehen, daß hier unbekannte Lebewesen hausten, und aus dem Zeichenheft des Amerikaners wußten wir, daß wir früher oder später mit dem Auftauchen gefährlicher Untiere rechnen mußten. Daß es auch Menschen auf dem Plateau gab, schien durch das Skelett bewiesen zu sein, das wir im Bambus gefunden hatten. Daß James Colver nicht das Opfer eines Unfalls gewesen, sondern absichtlich von den Klippen gestoßen worden war, bezweifelte niemand mehr.

Unsere Situation, durch die Tatsache, daß wir das Plateau nicht verlassen konnten, verschärft, war höchst gefährlich und verlangte größte Vorsichtsmaßnahmen. Trotzdem konnten wir, endlich am Saum dieser mysteriösen Welt angekommen, nicht untätig auf unserer Lichtung sitzen bleiben. Die Ungeduld trieb uns hinaus. Wir mußten bis ins Herz des Neulandes vordringen.

Wir verbarrikierten daher den Zugang zu unserem Lager und machten uns auf den Weg. Wir folgten dem Wasserlauf, der aus unserer Quelle sprudelte. Er sollte uns auch als Wegweiser für den Rückweg dienen.

Wir waren kaum aufgebrochen, als wir auf Anzeichen stießen, die uns davon überzeugten, daß uns tatsächlich wundersame Dinge erwarteten. Nach ein paar hundert Metern dichten Unterholzes – die Bäume, die es überragten, waren mir größtenteils fremd, aber Professor Summerlee, der Botaniker unter uns, hatte für jeden einen exotisch klingenden Namen parat –, kamen wir in ein Gelände, in dem der Bach breiter wurde und der Boden sumpfig war. Dichtes, eigenartiges Schilf wuchs hier, dazwischen standen vereinzelt Baumfarne. Es wehte ein kräftiger Wind.

Lord John, der voranging, hob plötzlich die Hand und blieb stehen.

»Schauen Sie sich das an«, sagte er leise. »Die Spur eines riesigen Vogels.«

Die dreizehigen Abdrücke der Krallen waren in dem feuchten Untergrund klar zu erkennen. Die Kreatur hatte

das Sumpfgelbiet durchquert und war im Unterholz verschwunden. Wir inspizierten die Spur. Falls sie tatsäclich von einem Vogel stammte – und was hätte es sonst sein sollen –, waren seine Krallen um so vieles größer als die eines Straußenvogels, daß die Stelzen unvorstellbar hoch sein mußten.

Lord John spähte um sich und steckte zwei Patronen in seine Elefantenbüchse.

»Ich möchte wetten«, sagte er, »daß die Spur frisch ist. Das Tier ist noch keine zehn Minuten vor uns hier gewesen. Sie brauchen bloß zu beobachten, wie das Wasser in die tiefen Stellen sickert. Hoppla! Daneben ist ja noch eine Spur. Von einem kleineren Exemplar.«

Tatsächlich lief neben der Spur, die wir zuerst gesehen hatten, eine zweite, deren Abdrücke genau dieselbe Form hatten, aber kleiner waren.

»Und was schließen Sie daraus?« frage Professor Summerlee und deutete auf den Abdruck einer übergroßen, fünffingrigen Hand zwischen den Abdrücken der dreizehigen Krallen.

»Wealden«, sagte Challenger, der sich nur mit Mühe hatte dazu zwingen können, seine Donnerstimme zu dämpfen. »Solche Abdrücke habe ich schon in Kreideformationen gesehen. Die dazugehörige Kreatur geht aufrecht, hat dreizehige Krallenfüße und Vorderpfoten mit fünf Fingern, die sie ab und zu zur Stütze benutzt. Das ist kein Vogel, mein lieber Roxton.«

»Sondern?«

»Ein Reptil. Ein Dinosaurier. Diese Spur kann von keiner

anderen Kreatur stammen. Vor ungefähr neunzig Jahren will ein Professor, der in Sussex gelebt hat, eine solche Spur gesehen haben, aber es hat ihm natürlich niemand geglaubt. Wer hätte damals ahnen können, daß es diese Kreaturen eben doch gibt.«

Schweigend verfolgten wir die Fährte. Sie führte aus dem Sumpf in dichtes Unterholz. Dahinter eine Lichtung, an deren Rand wir stehenblieben und den Atem anhielten.

Auf der Lichtung befanden sich fünf der außergewöhnlichsten Kreaturen, die ich je gesehen habe.

Lord John befahl uns durch ein Zeichen, uns zu ducken. Hinter Büschen versteckt, beobachteten wir die Tiere.

Es waren, wie gesagt, fünf – zwei ausgewachsene und drei junge. Ihre Größe war enorm. Die Jungen hatten gut das Ausmaß von Elefanten, die Alten waren größer als alles, was ich aus dem Reich der Tiere kannte. Die schieferfarbene Haut war wie die von Echsen geschuppt und glitzerte, wo die Sonne auftraf. Die Tiere hockten aufrecht auf ihren breiten, kräftigen Schwänzen und den dreizehigen Hinterbeinen, während sie mit den kurzen, fünffingrigen Vorderbeinen Äste herabbogen und die Blätter weideten. Wenn man durchaus einen Vergleich mit einem uns bekannten Tier anstellen will, so stelle man sich vor, daß diese Kreaturen wie sechs Meter große, monströse Känguruhs aussehen, die eine Haut wie schiefergraue Krokodile haben.

Wie lange wir die Tiere beobachtet haben, kann ich nicht sagen. Der Wind stand günstig, wir hockten hinter

Buschwerk und riskierten nicht, bemerkt zu werden. Die Jungen gaben von Zeit zu Zeit das Fressen auf und tollten um die Alten herum, wobei sie ungelentk in die Luft sprangen und sich mit einem Plumps wieder auf den Boden fallen ließen. Die Kraft der Kreaturen schien grenzenlos zu sein. Wir konnten beobachten, wie eines der beiden ausgewachsenen Exemplare einen Baum von mittlerer Größe mit den Vorderpfoten aus dem Boden riß, als sei er ein Sprößling. Der Baum stürzte auf das Tier, dieses fiel um und stieß ein paar schrille Schreie aus.

Dieser Zwischenfall bewies, daß die Tiere zwar eine Riesenkraft, aber wenig Verstand besaßen; und das veranlaßte sie, den Ort, der sich für sie als gefährlich erwiesen hatte, zu räumen. Sie verzogen sich ins Unterholz, über das ihre häßlichen Köpfe herausragten.

Wir sahen ihnen nach, bis sie aus unserem Blickfeld verschwunden waren.

Jetzt erst erinnerte ich mich wieder daran, daß ich nicht allein war, und drehte den Kopf. Lord John stand regungslos da, den Finger am Abzug, den wachsamen Blick des Jägers auf die Stelle gerichtet, wo die Tiere verschwunden waren. Er hätte sicher viel darum gegeben, wenn er den Kopf einer derart seltenen Beute seiner Trophäensammlung hätte beifügen können. Aber er hatte sich beherrscht.

Die beiden Professoren waren so fasziniert, daß es ihnen die Rede verschlagen hatte. In ihrer Aufregung hatten sie sich gegenseitig an der Hand gepackt und standen da wie kleine Kinder vor dem Nikolaus: Challenger mit einem

seligen Lächeln auf dem Gesicht und Summerlee in ehrfurchtsvoller Haltung.

»Sapperlott!« Professor Summerlee schüttelte nachdenklich den Kopf. »Ich bin gespannt, was sie zu Hause sagen, wenn sie das hören.«

»Mein lieber Summerlee«, meinte Professor Challenger, »das ist nicht schwer zu erraten. Sie werden sagen, daß Sie ein abgefemter Lügner und wissenschaftlicher Scharlatan sind. Warum sollte es Ihnen besser gehen als mir?«

»Und wenn wir Fotos mitbringen?«

»Dann wird es heißen, daß sie gefälscht sind.«

»Wir können ja noch mehr Beweismaterial vorlegen.«

»Damit können wir sie vielleicht fangen. Vielleicht wird der Tag kommen, an dem Malone und seine widerwärtigen Kollegen unser Loblied singen. Heute ist der achtundzwanzigste August, der denkwürdige Tag, an dem wir fünf lebende Exemplare des Iguanodon in einer Lichtung des Maple-White-Landes gesehen haben. Vermerken Sie das in Ihrem Tagebuch, junger Mann, und geben Sie diese wichtige Information an Ihr Käseblatt weiter.«

»Und machen Sie sich gleichzeitig darauf gefaßt, daß Ihnen der Redakteur in den Hintern tritt«, setzte Lord John hinzu. »Vom Londoner Breitengrad aus betrachtet, sehen die Dinge etwas anders aus. Es gibt so manchen, der seine Abenteuer für sich behält, weil er nicht damit rechnen kann, daß man ihm glaubt. Aber kann man es ihnen verübeln? In einem Monat wird uns alles selbst wie ein Traum vorkommen. Wie sagten Sie, heißen diese Biester?«

»Man spricht vom Iguanodon«, antwortete Professor

Summerlee. »Abdrücke dieser fossilen Riesenechsen sind in Hastings, Kent und Sussex zu finden. In Südengland muß es einmal von den Biestern nur so gewimmelt haben, als es noch genug saftiges Grünzeug gab. Aber die Bedingungen haben sich geändert, und sie sind ausgestorben. Hier scheinen die Lebensbedingungen ideal zu sein.«

»Wenn wir je lebend hier herauskommen«, sagte Lord John, »dann habe ich den Kopf von so einem Biest dabei, das schwöre ich Ihnen. Aber das dürfte jetzt zweitrangig sein, denn ich habe das unguete Gefühl, daß etwas in der Luft liegt.«

Auch ich hatte es seit einem Moment gespürt. Im Schatten der Baumkronen schien etwas Bedrohendes zu schweben. Furchtsam blickten wir hinauf. Die gräßlichen Kreaturen, die wir eben gesehen hatten, waren plumpe, faule Tiere, die nicht von sich aus angriffen und eher als friedlich zu bezeichnen waren, aber wer wollte wissen, ob in dieser Welt wundersamer Geschehnisse nicht wilde, grausame Lebewesen lauerten und darauf warteten, sich auf uns zu stürzen.

Ich hatte wenig Ahnung von vorgeschichtlichen Kreaturen, konnte mich aber genau an ein Buch erinnern, in dem solche Bestien beschrieben waren und in dem es hieß, daß sich gewisse Arten von ihren furchtlos auf Löwen und Tiger stürzten. Existierten auch sie in den Wäldern dieses seltsamen Landes?

Noch an diesem Tag, am ersten, den wir im Maple White Land verbrachten, sollten wir zu spüren bekommen, welche Gefahren uns umgaben. Es war ein schauderhaftes

Abenteuer, an das ich voll Abscheu zurückdenke. Falls uns die Lichtung der Riesenechsen später, wie Lord John gesagt hat, wie ein Traumbild vorkommen wird, dann wird uns der Sumpf mit den Pterodactylen mit Sicherheit wie eine Szene aus einem Alptraum verfolgen.

Lassen Sie mich genau beschreiben, was passiert ist.

Wir pirschten uns vorsichtig durchs Unterholz. Lord John ging wieder voran, unsere Professoren gingen immer wieder in die Knie, um hier ein Gewächs, dort ein Insekt zu inspizieren, das ihnen unbekannt war. So waren wir an die drei Meilen am rechten Ufer des Fließchens entlanggegangen, als wir wieder zu einer diesmal viel größeren Lichtung kamen, die auf der uns gegenüberliegenden Seite in einen Gürtel von Buschwerk überging, der zu einem Hügel aus Geröll hinaufführte. Uns im Unterholz am Rande der Lichtung haltend, gingen wir auf den Gürtel zu, als wir plötzlich ein sonderbar schnatterndes, pfeifendes Geräusch hörten, das die Luft erfüllte.

Lord John machte uns ein Zeichen, duckte sich, lief wie ein Wiesel auf den Gürtel zu und kletterte im Schutz des Buschwerks die Anhöhe hinauf. Wir folgten ihm auf den Fersen. Oben angekommen, richtete sich Lord John ein wenig auf und spähte über den Rand. Es dauerte einen Moment, bis er uns an seine Seite winkte. Ich sah es ihm an, daß uns etwas höchst Außergewöhnliches, aber auch höchst Gefährliches erwartete.

Wir krochen neben ihn und spähten ebenfalls über den oberen Rand der Geröllhalde. Vor uns lag ein kleiner Krater, der auf seinem Grund, etwa hundert Meter von uns

entfernt, flach war wie eine Schüssel. Tümpel mit abgestandenem, faulig grünem Wasser, Schilfbüschel am Rand der Tümpel und Hunderte von Pterodactylen.

Wir waren auf den Nistplatz dieser scheußlichen Ungeheuer gestoßen. Weibchen, die auf ihren ledrigen gelben Eiern hockten und brüteten, und zwischen ihnen ein Gewimmel von Jungen, die unaufhörlich schnatterten. Der Gestank, der zu uns aufstieg, war unbeschreiblich.

Und am oberen Rand des Kraters, jeder auf einem Stein für sich, hockten die Männchen, die von einer so vertrockneten, abstoßenden Scheußlichkeit waren, daß man es mit Worten nicht beschreiben kann. Nur aus dem Rollen ihrer hervorquellenden Augen und einem gelegentlichen Schnappen nach irgendeinem Insekt konnte man ersehen, daß sie nicht versteinert waren, sondern tatsächlich lebten. Die gewaltigen Hautflügel hatten sie mit verschränkten Vorderbeinen zusammengefaltet und wirkten wie riesige alte Weiber, die sich in einen mit Spinnweben überzogenen Schal gehüllt hatten. Insgesamt etwa tausend dieser ekelerregenden Kreaturen waren hier versammelt.

Unsere Professoren waren so fasziniert und studierten mit einer solchen Intensität diese Überbleibsel prähistorischen Lebens, daß sie am liebsten den ganzen Tag geblieben wären. Sie machten sich gegenseitig auf Reste von Fischen und Vögeln aufmerksam, die im Geröll herumlagen und offensichtlich die Nahrung dieser Kreaturen darstellten, und beglückwünschten sich gegenseitig, daß endlich die Frage gelöst war, warum in eng begrenzten Gebieten immer gleich haufenweise Skelette dieser Flugdrachen ge-

funden worden waren. Jetzt war bewiesen, daß sie wie die Pinguine in großen Scharen zusammenlebten.

Und so kam es, daß Challenger in seiner Besessenheit, dem Kollegen etwas zeigen zu wollen, den Kopf zu weit vorreckte und uns damit fast ins Unglück stürzte. Im selben Moment hatte auch schon eines der uns am nächsten hockenden Männchen einen schrillen Schrei ausgestoßen, schlug mit den Flügeln, die gut eine Spannweite von zwanzig Fuß hatten, und erhob sich in die Luft. Die Weibchen und die Jungen drängten sich eng zusammen, während sich die Männchen einer nach dem anderen in die Lüfte schlangen. Der Anblick war unglaublich. Gut hundert von diesen abscheulichen Kreaturen verdunkelten den Himmel und zogen Kreise, als wollten sie den Durchmesser der Gefahrenzone erforschen. Die Kreise wurden immer enger, die Drachen kamen immer weiter herunter, bis wir glaubten, das Dröhnen ihres Flügelschlages würde uns das Trommelfell sprengen.

»In den Wald und zusammenbleiben!« rief Lord John und brachte das Gewehr in Anschlag.

In der Sekunde, in der wir die Flucht ergreifen wollten, kreisten uns die Ungeheuer ein und kamen so nah an uns heran, daß ihre Flügelspitzen an unseren Gesichtern zu streifen drohten. Wir schlugen mit den Kolben unserer Gewehre nach ihnen, die Ungeheuer schienen es aber nicht zu spüren. Dann schoß plötzlich ein langer Hals aus dem Kreis wild schlagender Flügel hervor, und ein scharfer Schnabel hackte nach uns. Ein zweiter und ein dritter folgten diesem Beispiel. Summerlee stieß einen Schrei

aus und schlug die Hände vor das blutende Gesicht. Ich spürte einen Schlag im Nacken, der so wuchtig war, daß mir schwindelig wurde. Challenger stürzte zu Boden. Als ich mich bückte und ihm aufhelfen wollte, bekam ich den zweiten Schlag in den Nacken und fiel auf ihn. Im selben Moment hörte ich Lord Johns Büchse knallen und sah, wie eine der Kreaturen mit gebrochenem Flügel auf dem Boden herumkroch, den Schnabel weit aufgerissen, die blutunterlaufenen Augen auf uns gerichtet. Der Schuß hatte die anderen wieder weiter in die Lüfte hinaufgetrieben.

»Los!« schrie Lord John. »Weg von hier!«

Wir taumelten und stolperten über die Geröllhalde und hatten gerade den Rand des Unterholzes erreicht, als die Bestien erneut angriffen. Challenger bekam einen Schlag ins Genick und ging zu Boden, wir konnten ihn aber gerade noch rechtzeitig ins Gestrüpp ziehen.

Als wir uns zu unserem Lager zurückschleppten, übel zerschunden und erschöpft, sahen wir die Bestien noch geraume Zeit über unseren Köpfen kreisen. Sie flogen mittlerweile so hoch, daß sie nicht größer als Wildtauben aussahen. Nachdem wir dichter bewaldetes Gebiet erreicht hatten, gaben sie die Verfolgung schließlich auf.

»Ein interessantes und sehr lehrreiches Erlebnis«, meinte Professor Challenger, als wir am Bach Rast machten und er sein angeschwollenes Knie kühlte. »Jetzt sind wir über die Verhaltensweisen eines in Rage geratenen Pterodactylos bestens informiert.«

Professor Summerlee wischte sich das Blut von der Platzwunde an der Stirn, während ich mir mein Taschentuch um den Hals band. Das Ungeheuer hatte mir eine relativ große Stichwunde beigebracht, die zwar wenig blutete, dafür aber um so mehr schmerzte. Lord John war am besten weggekommen. Ihm hatte einer der Flugdrachen lediglich das Jackett zerrissen, die Haut an der bloßen Schulter aber nur leicht geritzt.

»Wir müssen also feststellen«, fuhr Professor Challenger fort, »daß unser junger Freund hier eine Stichwunde davongetragen hat, während Lord John lediglich eine leicht zerfetzte Jacke zu beklagen hat. Professor Summerlee ist an der Stirn verletzt, und mir haben sie mit den Flügeln auf den Kopf geschlagen, womit wir eine bemerkenswerte Demonstration ihrer Angriffsmethoden geliefert bekommen haben.«

»Wir sind gerade noch einmal mit dem Schrecken davongekommen«, sagte Lord John ernst. »Ich könnte mir einen schöneren Tod vorstellen, als von so einem Biest in Stücke gehackt zu werden. Es tut mir leid, daß ich mein Gewehr benutzen mußte, aber es blieb mir keine andere Wahl.«

»Wenn Sie es nicht getan hätten, wären wir nicht hier«, sagte ich, und es war meine feste Überzeugung.

»Möglicherweise hat es nicht einmal etwas geschadet«, sagte Lord John. »Hier in diesem Urwald kracht öfter einmal etwas. Zum Beispiel wenn ein Baum splittert oder umstürzt. Für heute, würde ich sagen, haben wir genug Aufregungen gehabt, und unser Bedarf an Spannung

dürfte eigentlich gedeckt sein. Ich schlage daher vor, daß wir zum Lager zurückkehren und erst einmal die Wunden ordentlich behandeln. Wer weiß, was für Gift an den Schnäbeln dieser gräßlichen Viecher hängt.«

Unser Bedarf an Aufregung und Spannung war zwar wirklich mehr als gedeckt, als wir jedoch zu unserem Lager kamen, wartete die nächste Katastrophe auf uns.

Der mit Dornengebüsch verbarrikadierte Zugang zum Fort Challenger war unberührt, die stacheldrahtähnliche Umfriedung völlig intakt, aber trotzdem hatte in unserer Abwesenheit eine Kreatur, die Bärenkräfte haben mußte, verheerenden Schaden angerichtet.

Nicht ein Fußabdruck zu sehen, also mußte sie über die Äste des Gingkobaums gekommen und auf diesem Wege auch wieder verschwunden sein.

Unsere Habseligkeiten waren über den Boden verstreut. Die Büchsen lagen in der Gegend herum. Eine davon war aufgerissen und der Inhalt- es war Corned Beef gewesen – aufgeessen. Eine Munitionskiste war zu Kleinholz verarbeitet, der Metalldeckel total zerfetzt.

Schieres Entsetzen kroch uns über den Rücken. Mit ängstlichen Blicken spähten wir durch die dunklen Schatten, die uns umgaben und voll von neuen Gefahren sein konnten.

Als wir plötzlich die Stimme unseres treuen Zambo durch die Stille zu uns dringen hörten, war es uns, als rücke die Welt wieder in normale Bahnen. Wir liefen zum Rand des Plateaus, und da saß er gegenüber auf der Felszinne und grinste von einem Ohr zum anderen.

»Alles in Ordnung, Master Challenger, alles in Ordnung«,

rief er. »Zambo hier bleiben. Keine Angst. Sie mich immer finden, wenn mich brauchen.«

Sein ehrliches schwarzes Gesicht und die Landschaft dahinter riefen uns ins Gedächtnis zurück, daß wir Menschen des zwanzigsten Jahrhunderts waren, auf der Erde lebten und nicht auf einem Planeten der frühen Entstehungsgeschichte.

Trotzdem fiel es mir schwer, mir vorzustellen, daß sich hinter der violetten, verschwommenen Linie des Horizonts der Amazonas durch den Urwald wälzte, daß Schiffe auf diesem Strom fuhren und Menschen an seinen Ufern lebten, während wir von Kreaturen längst verflossener Zeitalter umgeben und bedroht waren.

Noch eine Erinnerung an diesen aufregenden Tag ist mir geblieben, und mit ihr will ich diesen Bericht abschließen. Unsere Professoren, durch ihre Verletzungen zweifellos noch gereizter als sonst, hatten sich wieder einmal in den Haaren und stritten sich, ob die Ungeheuer, die uns angegriffen hatten, zur Gattung Pterodactylus oder Dimorphodon gehörten. Da ich mir ihre Fachsimpelei nicht länger anhören wollte, setzte ich mich etwas abseits auf einen Baumstumpf und rauchte in aller Ruhe eine Pfeife, als auf einmal Lord John sich zu mir gesellte.

»Folgendes, Malone«, sagte er. »Erinnern Sie sich an das Loch, in dem diese ekelhaften Biester hockten?«

»Genau.«

»Das ist doch eine Art Krater, oder?«

»Ist anzunehmen.«

»Ist Ihnen die Bodenbeschaffenheit aufgefallen?«

»Ja – Felsgeröll.«

»Aber auf dem Grund des Kraters – da, wo die Binsen stehen.«

»Da war der Boden lehmig, aber dunkel. Nicht schwarz, sondern eigentlich blau.«

»Eben«, sagte Lord John. »Also handelt es sich um einen vulkanischen Trichter, der bis oben hin voll mit blauem Lehm ist.«

»Und was hat das zu bedeuten?« fragte ich.

»Ach nichts ... nichts.«

Und damit schlenderte Lord John zu den sich immer noch streitenden Wissenschaftlern zurück. Professor Challenger versuchte mit schriller Stimme gegen den sonoren Baß Professor Summerlees anzuschreien.

Ich hätte Lord Johns letzte Bemerkung vergessen, hätte ich sie an dem Abend nicht noch einmal gehört.

»Blauer Lehm«, murmelte er wie zu sich selbst vor sich hin, »ein vulkanischer Trichter, bis oben hin voll.«

Ich hatte seine Worte noch in den Ohren, als ich in einen tiefen Schlaf der Erschöpfung sank.

## *Der Held des Tages*

Lord John Roxton hatte recht gehabt mit seiner Vermutung: der Biß der widerlichen Kreaturen, die über uns hergefallen waren, war giftig. Am nächsten Morgen hatten sowohl Summerlee als auch ich starke Schmerzen und hohes Fieber. Challengers Knie war dermaßen dick angeschwollen, daß er nur mühsam hinken konnte. Wir mußten deshalb den ganzen Tag über im Lager bleiben. Lord John beschäftigte sich damit, unsere dornigen Schutzhecken in Höhe und Tiefe zu verstärken, wobei wir ihm halfen, soweit wir dazu fähig waren.

Ich erinnere mich, daß ich während des ganzen Tages das Gefühl nicht loswerden konnte, wir würden beobachtet. Aber ich hatte keine Ahnung, von wem und von welcher Seite aus. Dieser Eindruck wurde so stark, daß ich schließlich Professor Challenger davon erzählte. Er führte ihn jedoch auf den fieberhaften Erregungszustand meiner Nerven zurück. Immer wieder blickte ich in die Runde, überzeugt, plötzlich irgend etwas zu entdecken. Aber ich sah nur das dunkle Gewirr der Hecken und den tiefen Schatten der hohen Bäume, die sich über uns wölbten. Ich mußte an den indianischen Aberglauben von Curupuri, dem schrecklichen Dämon des Urwaldes, denken. Jetzt konnte ich mir vorstellen, wie seine grauenhafte

Erscheinung diejenigen verfolgte, die es gewagt hatten, in seinen entlegensten und geheiligten Zufluchtsort einzudringen.

In dieser Nacht – unserer dritten im Maple-White-Land – erwies es sich, wie klug es von Lord John gewesen war, sich mit der Absicherung unserer Behausung so viel Mühe zu geben. Wir schliefen neben unserem langsam verglimmenden Feuer, als wir durch ein Gebrüll geweckt wurden, wie ich es fürchterlicher nie gehört habe. Es kam aus einer Entfernung von ein paar hundert Metern, war ohrenbetäubend und voll Angst und Qual. Wir hielten uns die Ohren zu, um diesen nervenzermürenden Schrei nicht länger mit anhören zu müssen. Die Not, die darin mitschwang, ließ mir den kalten Schweiß ausbrechen und krampfte mir das Herz zusammen. Das ganze Elend einer gemarterten Kreatur, ihre überwältigende Anklage, ihre qualvolle Not, das alles war verdichtet und konzentriert in diesem einen furchtbaren Schrei. Und dann erscholl neben diesem durchdringenden Ton noch ein anderer, ein leises Gelächter aus gewaltiger Brust, ein grollendes, kehliges Gurgeln voller Vergnügen. Drei bis vier Minuten lang dauerte dieses schauerliche Duett. Das Laubwerk raschelte von den aufgeschreckten und hochfliegenden Vögeln.

Dann verstummte das Geschrei ebenso plötzlich, wie es begonnen hatte. Wir saßen noch lange reglos. Lord John warf ein paar Äste aufs Feuer; der rote Schein beleuchtete die gespannten Gesichter meiner Gefährten und flackerte über die dicken Äste über uns.

»Was war das?« flüsterte ich.

»Das werden wir morgen erfahren«, sagte Lord John. »Es war ganz in unserer Nähe – nicht weiter als bis zum Rand der Lichtung.«

»Wir waren dazu auserkoren«, sagte Professor Challenger mit merkwürdig feierlicher Stimme, »eben eine prähistorische Tragödie mit anzuhören. Ein Trauerspiel, wie es sich am Ufer einer Tränke im Jurazeitalter abgespielt haben mag, in dessen Verlauf der größere Drachen den schwächeren abgewürgt hat. Der Mensch kann Gott danken, daß er erst am Ende der Schöpfungsgeschichte auf der Bildfläche erschienen ist. In der Urzeit waren Mächte am Werk, gegen die er mit seinem Mut und seinem Erfindungsgeist machtlos gewesen wäre. Was hätten seine Schleuder, sein Speer oder sein Pfeil gegen Kräfte ausrichten können, wie sie eben gewütet haben? Selbst mit einem modernen Gewehr ist man gegen derartige Monster nicht gefeit.«

»Da tun Sie aber meinem Freund hier unrecht«, sagte Lord John und strich liebevoll über den Lauf seiner Elefantenbüchse.

Professor Summerlee hob die Hand.

»Ps-sst!« zischte er.

Aus der Stille erklang ein schweres, gleichmäßiges Stampfen. Es war der Schritt irgendeines Tieres – der Rhythmus weicher, aber schwerer Sohlen, die vorsichtig auftraten. Langsam schlich es um unser Lager herum und blieb dann nahe beim Eingang stehen. Wir hörten ein leises, an- und abschwellendes Zischen, den Atem dieser Kreatur. Nur die schwache Hecke trennte uns von diesem schrecklichen Nachtgespenst. Wir alle hatten unsere

Gewehre gepackt. Lord John bohrte ein Guckloch in die Hecke und spähte hindurch.

»Großer Gott!« flüsterte er. »Ich glaube, ich kann es sehen!«

Ich beugte mich vor und blickte über seine Schulter. Ja, da war es. Von den düsteren Baumschatten hob sich eine dunkle Masse ab, schwarz, nur angedeutet und unbestimmt – eine geduckte Gestalt, nicht höher als ein Pferd, aber die undeutlichen Umrisse verrieten Massigkeit und Kraft. Dieser fauchende Atem, so regelmäßig und voluminös wie der Dampf einer Lokomotive, sprach für einen ungeheuren Organismus. Einmal meinte ich, zwei grünliche Augen glitzern zu sehen. Ich vernahm ein unheimliches Rascheln, als ob das Tier langsam vorwärtskröche.

»Ich glaube, es will springen!« sagte ich und lud mein Gewehr durch.

»Nicht schießen! Nicht schießen!« flüsterte Lord John. »Ein Gewehrschuß ist in dieser stillen Nacht meilenweit zu hören. Nur in äußerster Not.«

»Wenn es über die Hecke kommt, sind wir erledigt«, sagte Summerlee und brach in ein nervöses gackerndes Lachen aus.

»Trotzdem – nicht schießen«, sagte Lord John. »Mal sehen, was sich da machen läßt.«

Nie habe ich einen Menschen eine so tapfere Tat vollbringen sehen. Er ging zum Feuer, bückte sich und zog einen brennenden Ast heraus, schlüpfte in Sekundenschnelle durch die Schießscharte in unserer Eingangstür. Das Tier bewegte sich mit einem schrecklichen Knurren auf ihn

zu. Lord John zögerte nicht einen Augenblick, rannte schnell und leichtfüßig der Bestie entgegen und stieß ihr das flammende Holz ins Gesicht. Für einen Moment erblickte ich eine entsetzliche Fratze, wie von einer riesigen Kröte, warzige, schuppige Haut und ein weit offenes Maul, über und über mit frischem Blut beschmiert. Im nächsten Augenblick krachte es im Unterholz, und der furchtbare Besucher war verschwunden.

»Ich habe mir gedacht, daß er das Feuer nicht mag«, sagte Lord John lachend, als er zurückkam und den Ast ins Feuer warf.

»Sie hätten sich nicht in solche Gefahr begeben dürfen«, riefen wir.

»Es war die einzige Möglichkeit. Wenn das Untier hier hereingekommen wäre, hätten wir uns beim Versuch, es zur Strecke zu bringen, nur gegenseitig über den Haufen geschossen. Und wenn wir durch die Hecke auf das Vieh geschossen und es verwundet hätten, wäre es erst recht über uns hergefallen. Außerdem hätten wir uns durch eine Schießerei verraten. Wir können froh sein, daß wir so glimpflich davongekommen sind. Wie heißt das Biest eigentlich?«

Unsere Gelehrten sahen sich etwas unschlüssig an.

»Ich persönlich sehe mich außerstande, diese Kreatur mit Sicherheit zu klassifizieren«, sagte Summerlee und zündete sich seine Pfeife am Feuer an.

»Mit Ihrer Vorsicht, sich festzulegen, beweisen Sie angemessene wissenschaftliche Zurückhaltung«, sagte Challenger. »Ich für meine Person will vorerst ganz allge-



mein feststellen, daß wir es mit großer Wahrscheinlichkeit mit irgendeiner Art von fleischfressendem Dinosaurier zu tun haben. Die Vermutung, daß etwas Derartiges auf dem Plateau vorkommen könnte, habe ich ja schon geäußert.«

»Wir dürfen nicht vergessen«, sagte Summerlee, »daß es noch viele vorgeschichtliche Arten gibt, die uns nicht überliefert sind. Es wäre daher voreilig, zu vermuten, daß wir für alles, was uns hier begegnen könnte, einen Namen parat haben.«

»Genau so ist es. Eine oberflächliche Einordnung ist das Äußerste, was wir versuchen können. Morgen finden wir vielleicht noch weitere Anhaltspunkte, die uns einer Identifizierung näherbringen. Inzwischen wollen wir unseren unterbrochenen Schlaf fortsetzen.«

»Nicht ohne Wachtposten«, sagte Lord John mit Entschiedenheit. »Wir können uns hier keine Unvorsichtigkeit mehr leisten. In Zukunft also Zweistundenwachen für jeden von uns!«

»Dann werde ich gleich die erste übernehmen und dabei meine Pfeife zu Ende rauchen«, sagte Professor Summerlee.

Von da ab wagten wir nicht mehr, ohne Wache zu schlafen.

Am Morgen brauchten wir nach der Ursache des entsetzlichen Tumults, der uns in der Nacht aufgeschreckt hatte, nicht lange zu suchen. Die Iguanodon-Lichtung war zum Schauplatz eines schrecklichen Gemetzels geworden. Beim Anblick der Blutlachen und der riesigen

Fleischklumpen, die in allen Richtungen über die niedergewalzte Grasfläche verstreut lagen, glaubten wir zuerst, daß eine ganze Reihe von Tieren abgeschlachtet worden sei. Aber bei näherer Untersuchung der Überreste entdeckten wir, daß alles von einem einzigen dieser plumpen Riesentiere stammte, das von einer Kreatur in Stücke gerissen worden war, die es vielleicht nicht an Größe, gewiß aber an Kraft übertraf.

Unsere beiden Professoren diskutierten und untersuchten währenddessen einen Fleischfetzen nach dem anderen. Daß hier Reißzähne und mächtige Klauen am Werk gewesen waren, stand außer Zweifel.

»Wir dürfen uns noch nicht endgültig festlegen«, sagte Professor Challenger irgendwann. »Alles scheint dafür zu sprechen, daß hier ein Säbelzahniger, wie wir sie aus Höhlenzeichnungen kennen, seine Beute gerissen hat, aber die Kreatur, die wir gesehen haben, war größer und eindeutig ein Reptil. Ich persönlich tendiere eher zu der Ansicht, daß es ein *Allosaurus* gewesen ist.«

»Oder ein *Megalosaurus*«, meinte Professor Summerlee.

»Richtig. Auf alle Fälle handelt es sich um einen Raubsaurier, einen Vertreter dieser scheußlichsten Gattung tierischen Lebens, die ein Fluch für die Erde und ein Segen für die Naturhistorischen Museen gewesen sind.«

Er lachte schallend über seine letzte Bemerkung. Wie fast alle Menschen, die wenig Humor haben, fand er seine krampfhaften Witzchen geradezu köstlich.

»Bitte, etwas weniger lautstark«, mahnte Lord John

sofort. »Wir wissen nicht, was uns in der nächsten halben Stunde blüht. Wenn dieses Prachtexemplar von einem Saurier zurückkommt und frühstücken will, wird uns das Lachen vergehen. Was bedeutet übrigens dieses Zeichen am Hals des Iguanodons?«

Auf der schuppigen, schieferfarbenen Haut etwas oberhalb der Schulter war ein sonderbarer kreisrunder Fleck aus einer Substanz, die wie Asphalt aussah. Keiner von uns konnte sich vorstellen, was er zu bedeuten hatte. Summerlee allerdings meinte, vor zwei Tagen etwas Ähnliches an einem der Jungtiere bemerkt zu haben. Challenger äußerte sich nicht dazu, schaute aber so bedeutungsvoll und wichtig drein, als ob er es wüßte. Lord John fragte ihn schließlich nach seiner Meinung.

»Wenn Eure Lordschaft mir gnädigst erlauben, wieder den Mund aufzumachen, muß ich meiner Dankbarkeit Ausdruck verleihen«, sagte er mit ausgesuchtem Sarkasmus. »Ich bin leider nicht gewöhnt, herumkommandiert zu werden, wie Sie das zu tun pflegen. Ich wußte nicht, daß man Sie erst um Erlaubnis fragen muß, bevor man über einen harmlosen Scherz lacht.«

Unser empfindlicher Freund war nicht zu besänftigen, bis er formell um Entschuldigung gebeten wurde. Als sich endlich seine Gefühle wieder beruhigt hatten, hielt er uns einen längeren Vortrag. Wie es seine Gewohnheit war, sprach er, als hätte er ein Auditorium von mindestens tausend Studenten vor sich, denen er kostbarstes Wissen vermittelte.

»Was diese Markierung betrifft«, sagte er, »so bin ich ge-

neigt, meinem Freund und Kollegen, Professor Summerlee, darin zuzustimmen, daß die Flecken von Asphalt herrühren. Da dieses Plateau nach seiner ganzen Herkunft in hohem Ausmaß als vulkanisch zu betrachten ist, und da Asphalt eine Substanz ist, die man mit vulkanischen Kräften in Verbindung bringt, bezweifle ich nicht, daß er hier vorhanden ist und die Tiere damit in Berührung kommen.

Ein weitaus bedeutenderes Problem jedoch ist die Frage nach der Existenzmöglichkeit des fleischfressenden Ungeheuers, das seine Spuren auf der Lichtung hinterlassen hat. Wir wissen, daß dieses Plateau nicht größer als eine durchschnittliche englische Grafschaft ist. In diesem begrenzten Territorium haben seit unzähligen Jahren viele Lebewesen, die in der übrigen Welt ausgestorben sind, zusammengelebt. Nun sollte man nach einem so langen Zeitraum erwarten, daß die fleischfressenden Arten – ungehemmte Vermehrung vorausgesetzt – ihre Nahrungsvorräte längst erschöpft und somit entweder ihre Ernährungsweise umgestellt haben oder verhungert sind. Wir sehen, daß dies letztere nicht zutrifft. Wir können deshalb nur vermuten, daß das natürliche Gleichgewicht durch irgendeine Beschränkung aufrechterhalten wird, welche die Anzahl dieser räuberischen Kreaturen begrenzt. Eines der vielen interessanten Probleme also, die noch einer Lösung harren. Ich möchte hoffen, daß sich uns noch ferner Gelegenheit zum näheren Studium der fleischfressenden Dinosaurier bieten wird.«

»Und ich möchte hoffen, sie bietet sich nicht«, bemerkte ich.

Der Professor hob seine buschigen Augenbrauen.

»Vielleicht hat Professor Summerlee hierzu noch etwas zu bemerken«, sagte er, und die beiden Gelehrten begaben sich gemeinsam in dünne wissenschaftliche Höhenluft, wo die Möglichkeiten einer Modifikation der Geburtsrate und der Nahrungsreduktion als Beschränkungen im Daseinskampf gegeneinander ausgewogen wurden.

An diesem Vormittag erkundeten wir einen kleinen Teil des Plateaus, wobei wir den Sumpf der Pterodactylen sorgsam mieden und uns diesmal östlich vom Bach hielten. In dieser Richtung war das Land durchweg bewaldet und das Unterholz so dicht, daß wir nur langsam vorankamen.

Bisher habe ich nur von den Schrecken des Maple-White-Landes berichtet, es hatte aber auch seine schönen Seiten. Den ganzen Vormittag über wanderten wir zwischen lieblichen Blumen dahin. Sie waren meist weiß oder gelb, und unsere Professoren erklärten, daß dies die primitiven Blumenfarben seien. An vielen Stellen bedeckten sie den Boden wie ein dicker Teppich, in den wir bis zu den Knöcheln einsanken. Ihr Duft war schwer und fast betäubend. Die einheimische Biene summte überall herum. Die Äste vieler Bäume bogen sich unter der Last ihrer Früchte, von denen uns einige bekannt, andere dagegen völlig neu waren. Um eventuellen Vergiftungen vorzubeugen, nahmen wir nur von den Sorten, die von Vögeln angepickt waren. Wir trafen auf zahlreiche von wilden Tieren ausgetretene Pfade. An sumpfigen Stellen sahen wir eine Unmenge seltener Fußspuren, darunter viele vom Iguanodon. Einmal beobachteten wir einige dieser riesigen Geschöpfe, die in

einem Hain ästen. Lord John konnte mit seinem Fernglas erkennen, daß auch sie Asphaltflecken trugen, allerdings an anderen Stellen als das Tier, das wir am Morgen untersucht hatten. Was dieses Phänomen zu bedeuten hatte, war uns nach wie vor ein Rätsel.

Wir sahen mehrere Kleintiere: Stachelschweine, einen schuppigen Ameisenbären und ein scheckiges Wildschwein mit langen, gebogenen Hauern.

Nach dem rätselhaften Besuch, der unserem Lager bei unserer ersten Abwesenheit abgestattet worden war, kehrten wir mit einer gewissen Bangigkeit dorthin zurück. Diesmal jedoch war alles in Ordnung.

An diesem Abend besprachen wir unsere gegenwärtige Lage und versuchten, einen Plan für die Unternehmungen der nächsten Tage aufzustellen. Ich muß etwas ausführlicher darüber berichten, weil wir zu einem Entschluß kamen, der uns viel Zeit sparen sollte.

Es war Professor Summerlee, der die Debatte eröffnete. Schon während des ganzen Tages war er mürrisch und verdrießlich gewesen, und ein Vorschlag Lord Johns, was am folgenden Tag unternommen werden sollte, hatte prompt zur Folge, daß sich seine angestaute Wut entlud.

»Was wir heute, morgen und schon längst tun müßten«, sagte er gereizt, »ist, einen Ausweg aus der Falle zu finden, in die wir geraten sind. Hier zerbricht sich alles den Kopf, wie wir tiefer in dieses Land hineinkommen, und ich finde, wir sollten lieber zusehen, wie wir wieder herauskommen.«

Professor Challenger schüttelte verständnislos den Kopf

und strich sich über den Bart. »Wie ein Wissenschaftler eine derart niedrige Gesinnung an den Tag legen kann, ist mir unbegreiflich, werter Herr Kollege. Sie befinden sich in einem Gebiet, das mit seiner Fülle von Studienobjekten für einen ehrgeizigen Wissenschaftler und Naturforscher das Paradies schlechthin ist, und Sie wollen es verlassen, ehe wir auch nur die oberflächlichste Kenntnis seiner Beschaffenheit und seiner Bewohner sammeln konnten. Ich hatte mehr von Ihnen erwartet, Professor Summerlee.«

»Wenn ich recht informiert bin, mein lieber Challenger«, entgegnete Summerlee, »sind Sie noch nie mit einem Lehrauftrag bedacht gewesen, und daher unterscheidet sich Ihre Lage grundlegend von meiner. Ich nämlich habe in London Studenten zurückgelassen, die im Moment auf die höchst unzulänglichen Vorlesungen meines Vertreters angewiesen sind.«

»Ich habe deshalb die Tätigkeit eines Lehrers immer kategorisch abgelehnt, mein lieber Summerlee«, konterte der Professor, »weil ich es verwerflich finde, wenn ein Gehirn, das der Forschung zur Verfügung stehen sollte, sich im jämmerlichen Dienst des Lehramts verausgabt.«

»Immer kategorisch abgelehnt?« wiederholte Professor Summerlee. »Wann denn zum Beispiel?«

Lord John schaltete sich an dem Punkt schnell ein und wechselte das Thema.

»Ich muß sagen«, warf er ein, »daß ich es höchst bedauerlich fände, nach London zurückzukehren, ehe ich mehr über diesen Ort weiß, als es im Augenblick noch der Fall ist.«

»Und ich«, sagte ich, »würde es nicht wagen, meinem

Chef, Mr. McArdle, mit derart dürftigen Ergebnissen unter die Augen zu treten. Er würde es mir nie verzeihen, wenn ich derart sensationelles Material ungenutzt zurückließe. Ganz abgesehen davon nützt alles Abwägen nichts, da wir das Plateau, selbst wenn wir es wollten, nicht verlassen können.«

»Unser junger Freund hier scheint die Lücken in seinem Wissen wenigstens durch ein gewisses Maß an gesundem Menschenverstand auszugleichen«, stellte Professor Challenger fest. »Die Interessen seines bedauerlichen Me-tiers sind für uns zwar unerheblich, aber seine Feststellung können wir nicht ignorieren: Wir können das Plateau nicht verlassen, also ersparen wir uns alle weiteren Diskussionen über einen eventuellen Rückzug, denn das wäre Energieverschwendung.«

»Etwas anderes zu unternehmen, wäre und ist Energieverschwendung«, brummelte Professor Summerlee hinter seiner Pfeife hervor. »Sie scheinen zu vergessen, daß wir mit einem ganz bestimmten und genau definierten Auftrag hierhergekommen sind. Das Zoologische Institut der Universität London hat uns in diese unwirtliche Gegend geschickt, damit wir die Glaubwürdigkeit von Professor Challengers Behauptungen überprüfen. Dies ist geschehen und wir sind in der Lage, unsere Aussagen zu machen, die – wie ich zugeben muß – zu Gunsten meines Kollegen ausfällt. Unsere Aufgabe ist erfüllt. Was die weiteren Einzelheiten anbelangt, die hier ...«

»Aber«, versuchte sich Lord John einzuschalten, jedoch erfolglos.

»Unterbrechen Sie mich bitte nicht«, schnitt ihm Professor Summerlee grimmig das Wort ab. »Was also die weiteren Einzelheiten anbelangt, die hier noch zu untersuchen bleiben, so sind diese so zahlreich und weitschweifig, daß eine mit den entsprechenden Hilfsmitteln ausgerüstete Expedition daran verzweifeln könnte. Falls wir anmaßend genug sind, diese Aufgabe erledigen zu wollen, kann das nur zur Folge haben, daß wir nie nach London zurückkehren und damit auch das Beweismaterial verloren geht, das wir bisher sammeln konnten.«

Lord John machte einen zweiten Versuch, kam aber wieder nicht zu Wort.

»Ich habe Sie gebeten, mich nicht zu unterbrechen«, sagte Professor Summerlee gereizt. »Als es den Anschein hatte, daß dieses Plateau absolut nicht zugänglich ist, hat Professor Challenger Mittel und Wege gefunden, uns doch hierher zu verschleppen. Ich fordere, daß er seinen Erfindungsgeist ein zweitesmal dazu benutzt, uns wieder herunterzuschaffen. Er soll uns in die Welt zurückführen, aus der wir gekommen sind.«

Ich muß gestehen, daß ich mich der Logik seiner Argumentation im Moment nicht entziehen konnte. Sogar Challenger wurde bei der Vorstellung, seine Feinde könnten recht behalten, nachdenklich. Nur durch unsere Rückkehr nach London konnten deren Behauptungen aus der Welt geschaffen werden.kehrten wir nicht zurück, so war und blieb Professor Challenger in ihren Augen ein Lügner und Scharlatan.

»Das Problem des Abstiegs scheint auf den ersten Blick

unlösbar«, sagte er, »ich bin jedoch überzeugt davon, daß man damit fertig werden kann. Ich bin bereit, meinem Kollegen zuzustimmen, daß ein längerer Aufenthalt auf dem Plateau gegenwärtig nicht empfehlenswert zu sein scheint und die Frage unserer Rückkehr demnächst geklärt werden muß. Ich lehne es jedoch entschieden ab, dieses Land zu verlassen, ehe wir es einigermaßen erforscht haben und eine Karte seiner groben Umrisse und Beschaffenheiten mit nach Hause bringen können.«

Professor Summerlee wehrte ungeduldig ab. »Zwei Tage haben wir schon damit vertrödel, Erkundungsmärsche zu unternehmen, und sind, was die geografische Beschaffenheit anbelangt, nicht schlauer als vorher. Daß das Plateau durchweg dicht bewaldet ist, steht fest. Wir würden Monate brauchen, um uns einigermaßen zu orientieren. Wenn es in der Mitte eine Art Erhebung geben würde, wäre das etwas anderes, aber bis jetzt haben wir doch nur in etwa feststellen können, daß das Land nach innen abfällt. Je weiter wir zur Mitte vordringen, desto weniger Aussichten haben wir, zu einem allgemeinen Überblick zu kommen.«

Und genau in dem Moment kam mir die Erleuchtung. Mein Blick fiel zufällig auf den Stamm des riesigen Gingkobaums, der seine weiten Äste über uns breitete. Wenn der Durchmesser seines Stammes alles übertraf, was wir bisher an Baumstämmen gesehen hatten, dann mußte das doch auch für seine Höhe gelten.

Wenn das Plateau von seinem Rand nach innen hin abfiel, so konnte uns doch dieser Baum als Aussichtspunkt

dienen, von dem aus man möglicherweise ganz Maple-White-Land überblicken konnte.

An dieser Stelle muß ich einschieben, daß ich im Erklettern von Bäumen schon als Schulbub unübertroffen gewesen bin. Die beiden Professoren und Lord John mochten gute Bergsteiger sein, ich aber, das wußte ich, stand ihnen zumindest in nichts nach, was das Erklettern von Bäumen anbelangte. Wenn ich erst einmal einen der untersten Äste erreicht hatte, dann hätte es mich gewundert, wenn ich es nicht bis zur Spitze hinauf geschafft hätte.

Die anderen waren von meiner Idee begeistert.

»Unser junger Freund«, sagte Professor Challenger und blähte die roten Backen, »wird immer einfallreicher. Ich kann ihm nur gratulieren.«

»Allerdings!« rief Lord John und versetzte mir einen Schlag auf die Schulter. »Sie haben es erfaßt, Malone. Es ist mir unbegreiflich, daß wir nicht schon längst auf diese Lösung gekommen sind. In etwa einer Stunde wird es dunkel, aber für eine grobe Skizze reicht die Zeit. Los, stellen wir die drei Munitionskisten aufeinander, und schon sind Sie oben.«

Und einen Moment später war es der Fall. Während ich die flachen Hände gegen den Stamm gestützt hatte, hatte mich Lord John an den Fesseln gepackt und in die Höhe gestemmt, bis ich einen der untersten Äste hatte packen und mich an ihm in die Höhe hatte ziehen können.

Über mir drei Hauptäste, die mit ihrem Gewirr von Zweigen wie Leitern in die Höhe strebten. Ich kletterte so schnell nach oben, daß der Boden unter mir bald nur noch

ein Ineinandergreifen von Grüntönen und ich ringsum von Laubwerk umgeben war. Da und dort geriet ich an ein Hindernis, mußte zum Beispiel über eine Strecke von gut zehn Metern hinweg an einer Schlingpflanze hochklettern, kam aber schnell voran, und Challengers Donnerstimme klang bald schon wie ein friedliches Grummeln unter mir. Trotzdem: Wenn ich nach oben blickte, immer noch keine Aufhellung in dem Laub. Der Baum mußte eine unglaubliche Höhe haben.

An einem Ast, an dem ich mich gerade hocharbeitete, hing ein dicker Klumpen aus feinen Verästelungen, den ich für eine Schmarotzerpflanze hielt. Ich reckte den Kopf vor, um zu erspähen, was hinter dem Klumpen kam, und wäre vor Schreck und Entsetzen fast vom Baum gestürzt.

Ein Gesicht starrte mich an – aus einer Entfernung von höchstens ein bis zwei Fuß. Das Wesen, zu dem es gehörte, hatte hinter dem Busch gekauert und im gleichen Moment wie ich hervorgeblickt. Es war ein menschliches Gesicht, zumindest erschien es weit menschenähnlicher als das Gesicht eines Affen. Es war lang, weißlich und voller Warzen, die Nase platt, der Unterkiefer sprang weit vor und war am Kinn mit dicken, borstigen Stoppeln besetzt. Die Augen, die unter dichten, schweren Brauen hervorblickten, hatten einen bestialischen, grausamen Ausdruck. Als es den Mund öffnete, um mir etwas zuzuknurren, das sich wie ein Fluch anhörte, sah ich lange, gebogene Eckzähne. Einen Augenblick lang waren Haß und Drohung in den boshaften Augen, dann plötzlich ein Ausdruck panischer Angst. Äste krachten, und das seltsame Wesen tauchte im

grünen Gewirr unter. Ich konnte noch einen letzten Blick auf einen rötlich behaarten Körper werfen, dann war es im Gestrüpp der Blätter und Zweige verschwunden.

»Was ist los?« brüllte Roxton von unten herauf.  
»Irgendwas nicht in Ordnung?«

»Haben Sie es nicht gesehen?« schrie ich, die Arme um den Ast geklammert und am ganzen Körper zitternd.

»Wir haben ein Knacken und Krachen gehört, als ob Sie abgerutscht wären. Was war das?«

Die plötzliche und seltsame Erscheinung dieses Affenmenschen war mir so in die Glieder gefahren, daß ich überlegte, ob ich wieder hinunterklettern und den anderen davon berichten sollte. Aber ich war schon so hoch droben in dem riesigen Baum, daß ich eine Umkehr vor Erfüllung meines Auftrages als Schande empfunden hätte.

So setzte ich also meinen Aufstieg fort, allerdings erst nach einer Pause, in der ich Atem geschöpft und neuen Mut gefaßt hatte. Einmal trat ich auf einen morschen Ast und hing für ein paar Sekunden nur an den Händen. Aber meistens war es ein leichtes Klettern. Allmählich wurde das Laub um mich dünner. Am Wind, der mir ins Gesicht blies, merkte ich, daß die anderen Bäume des Waldes längst unter mir lagen. Ich beschloß, mich nicht mehr umzusehen, bevor ich den allerhöchsten Punkt erreicht hatte. So arbeitete ich mich weiter hinauf, bis sich der oberste Ast unter meiner Last bog. Dort setzte ich mich in eine Gabelung, achtete auf mein Gleichgewicht und blickte hinab auf ein wundervolles Panorama.

Die Sonne stand über dem westlichen Horizont, der



ausklingende Tag war besonders hell und klar, so daß ich das Plateau unter mir in seiner vollen Ausdehnung überblicken konnte. Es war oval und etwa dreißig Meilen lang und zwanzig Meilen breit. Es glich einem flachen Trichter, dessen Wandungen zu einem mächtigen See im Zentrum abfielen. Dieser See mochte einen Umfang von zehn Meilen haben. Er leuchtete grün im Abendlicht. Ein dicker Schilfsaum umgab seinen Rand, seine Oberfläche war von mehreren gelben Sandbänken unterbrochen, die im Schein der untergehenden Sonne golden glänzten. Eine Anzahl dunkler Objekte, die für Alligatoren zu dick und für Kanus zu lang wirkten, lagen an den Rändern dieser Sandflächen. Mit meinem Fernglas konnte ich eindeutig erkennen, daß es sich um Lebewesen handelte.

Auf unserer Seite des Plateaus erstreckten sich bewaldete Hänge mit vereinzelt Lichtungen fünf bis sechs Meilen hinab zum See. Unmittelbar unter mir erblickte ich die Iguanodon-Wiese und etwas weiter entfernt eine Lücke in den Bäumen – den Sumpf der Pterodactylen.

Auf der gegenüberliegenden Seite bot das Plateau einen gänzlich anderen Anblick. Die äußeren Basaltklippen setzten sich dort zur Innenseite fort und bildeten eine etwa zweihundert Fuß hohe Mauer. Darunter lag ein waldiger Abhang. Am Fuß dieser roten Klippen, in einiger Höhe über dem Boden, konnte ich durch das Fernglas eine Anzahl dunkler Löcher erkennen, in denen ich Höhleneingänge vermutete. Etwas Weißes schimmerte in einer dieser Öffnungen, ich konnte aber nicht erkennen, was es war.

Ich saß und skizzierte das Land, bis die Sonne unterge-

gangen war und ich in der Dunkelheit keine Einzelheiten mehr erkennen konnte. Dann kletterte ich hinab zu den anderen, die mich schon ungeduldig am Fuß des großen Baumes erwarteten. Jetzt war auch ich einmal der Held des Tages. *Ich* hatte die Idee gehabt, hatte sie allein in die Tat umgesetzt und die Kartenskizze gezeichnet, die uns einen Monat blinden Herumtappens inmitten unbekannter Gefahren ersparte.

Jeder schüttelte mir anerkennend die Hand. Bevor wir die Einzelheiten der Karte näher besprachen, mußte ich über meinen Zusammenstoß mit dem Affenmenschen in den Ästen berichten.

»Er muß schon die ganze Zeit über dort gewesen sein«, sagte ich.

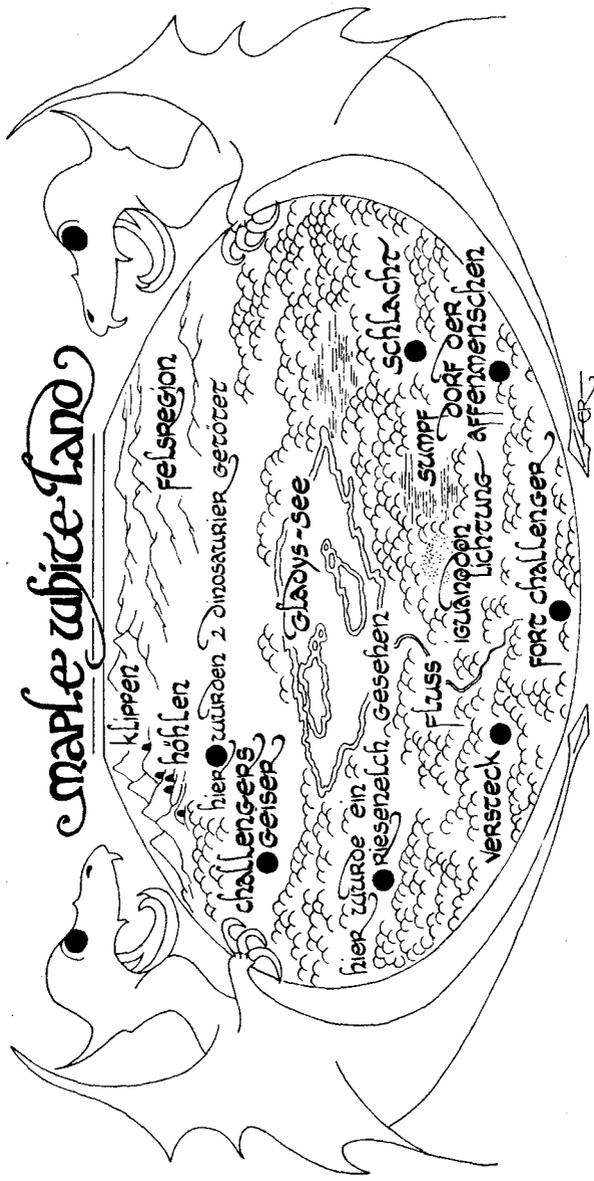
»Woher wissen Sie das?« fragte Lord John.

»Weil ich schon die ganze Zeit das Gefühl hatte, daß uns irgend jemand beobachtete. Ich habe es Ihnen gegenüber erwähnt, Professor Challenger.«

Der Professor nickte. »Unser junger Freund hat tatsächlich etwas Derartiges gesagt. Er ist ja auch als einziger von uns mit dem keltischen Temperament begabt, das ihn für derartige Wahrnehmungen empfänglich macht.«

»Diese Theorien über Telepathie ...«, schnaubte Summerlee geringschätzig und stopfte sich seine Pfeife.

»Sind zu umfangreich, um hier diskutiert zu werden«, schnitt ihm Challenger mit Bestimmtheit das Wort ab. »Und jetzt sagen Sie einmal, junger Mann, haben Sie zufällig beobachtet, ob dieses Wesen imstande ist, den Daumen über die Handfläche zu kreuzen?«



»Nein, habe ich nicht.«

»Besitzt es einen Schwanz?«

»Nein.«

»Hat es Füße, mit denen es greifen kann?«

»Ich glaube nicht, daß es so schnell hätte die Flucht ergreifen können, wenn es keinen festen Halt mit den Füßen gehabt hätte.«

» Falls mich mein Gedächtnis nicht im Stich läßt, gibt es in Südamerika – ich bitte Sie, mich zu korrigieren, wenn es nicht stimmt, Professor Summerlee – an die sechsunddreißig Affenarten, zu denen der Menschenaffe jedoch nicht zählt. Hier auf diesem Plateau scheint es ihn allerdings zu geben, er unterscheidet sich jedoch in seinem Äußeren vom Gorilla, den man nur in Afrika und im Fernen Osten antrifft. Hier handelt es sich nach der Beschreibung unseres jungen Freundes um einen bärtigen, pigmentarmen Typus, was durch sein Leben im Schatten der Bäume erklärt wird. Wir müssen uns nun die Frage stellen, ob er mehr dem Affen oder mehr dem Menschen gleicht. Trifft das letztere zu, so könnte es sich um das vielberedete ›Bindeglied‹ handeln – wie sich Laien auszudrücken pflegen. Die Beantwortung dieser Frage dürfte im Moment unser dringendstes Anliegen sein.«

»Ganz und gar nicht«, sagte Professor Summerlee. »Da wir mit Hilfe der Intelligenz und Tatkraft Mr. Malones ...«

(Verzeihen Sie, Mr. McArdle, aber ich kann nicht umhin, seine genauen Worte zu zitieren, denn ich bin stolz darauf.)

Also: »Da wir mit Hilfe der Intelligenz und Tatkraft Mr.

Malones endlich im Besitz einer Karte sind und somit die geografische Beschaffenheit des Plateaus kennen, muß es unser dringendstes und einziges Anliegen sein, so schnell wie möglich von hier wegzukommen.«

»An den Suppentopf der Zivilisation«, setzte Professor Challenger geringschätzig hinzu.

»O nein, werter Kollege – an das Tintenfaß der Zivilisation.« Professor Summerlee lächelte überlegen. »Es ist jetzt unsere zwingende Pflicht, die von uns ermittelten Ergebnisse zu Protokoll zu bringen und die weitere Erforschung des Gebiets anderen zu überlassen. Bevor Mr. Malone auf den Baum gestiegen ist, waren in dem Punkt alle mit mir einig.«

»Ich gebe zu«, sagte Professor Challenger, »daß auch ich ruhiger schlafen werde, wenn das Ergebnis unserer Expedition dem Zoologischen Institut in London und seinen notorischen Zweiflern übergeben ist. Wie wir allerdings von diesem Plateau herunterkommen sollen, ist mir nach wie vor ein Rätsel. Da es jedoch für mich noch kein Problem gegeben hat, das ich nicht bewältigt hätte, verspreche ich Ihnen, mich morgen eingehend damit zu beschäftigen.« – Und dabei blieb es erst einmal.

Am Abend wurde beim Schein des Lagerfeuers und einer Kerze die erste Karte der verschollenen Welt aufgezeichnet. Jedes von mir nur grob angedeutete Detail wurde ausgearbeitet und in die richtige Relation gebracht.

Challengers Bleistift blieb schließlich über der Stelle hängen, die den See darstellte.

»Und wie nennen wir ihn?« fragte er.

»Vielleicht nach Ihnen«, sagte Professor Summerlee spitz. »Das wäre für Sie doch *die* Gelegenheit, Ihren Namen endlich verewigen zu können.«

»Mein Name, mein Bester, wird durch gravierendere Dinge verewigt und der Nachwelt überliefert werden«, sagte Professor Challenger ebenso spitz. »Jeder Dummkopf kann einen Berg oder einen Fluß nach sich benennen. Ich habe das nicht nötig, denn mir stehen andere Mittel zur Verfügung.«

Professor Summerlee verzog den Mund zu einem spöttischen Grinsen und wollte gerade zur nächsten Stichelei übergehen, aber Lord John schaltete sich schnell ein.

»Ich finde«, sagte er, »daß Mr. Melone den Namen bestimmen sollte. Er hat ihn schließlich als erster gesehen, und wenn er ihn Malone-See nennen will, so ist das sein gutes Recht.«

»Aber natürlich!« rief Professor Challenger. »Unser junger Freund soll entscheiden.«

»Gut«, sagte ich und spürte, wie mir bereits die Röte ins Gesicht stieg. »Ich bin für Gladys-See.«

»Wäre Zentralsee nicht angebrachter?« gab Professor Summerlee zu bedenken.

»Vielleicht«, sagte ich. »Ich bin aber trotzdem für Gladys-See.«

Challenger bedachte mich mit einem väterlich mitleidigen Blick. »Diese Kinder!« sagte er kopfschüttelnd. »Also meinetwegen – dann eben Gladys-See.«

### *Es war grauenvoll*

Wie bereits erwähnt – oder vielleicht auch nicht, denn mein Gedächtnis spielt mir plötzlich bedauerliche Streiche, war ich stolz, daß drei so bedeutende Männer sich bei mir bedankt und betont hatten, ich habe die Situation gerettet beziehungsweise wesentlich verbessert. Als jüngster in unserer Gruppe – nicht allein an Jahren, sondern auch an Erfahrung, Wissen und all den anderen Dingen, die einen Mann ausmachen – hatte ich von Anfang an in ihrem Schatten gestanden. Und nun hatte ich bewiesen, daß auch ich etwas leisten konnte. Ich aalte mich in diesem Gedanken. Leider! Die aufglimmende Selbstzufriedenheit, dieses zusätzliche Maß an Selbstvertrauen sollten mich noch in derselben Nacht zum schrecklichsten Abenteuer meines Lebens verleiten. Wenn ich bloß daran denke, wird mir übel!

Es kam so: Das Abenteuer auf dem Baum hatte mich übermäßig erregt, und an Schlaf war nicht zu denken. Summerlee hielt Wache. Er saß vornübergebeugt an unserem kleinen Feuer, eine komische, eckige Gestalt. Seine Flinte hatte er über die Knie gelegt, und sein spitzer Ziegenbart wackelte jedesmal, wenn er schläfrig nickte. Lord John lag still in seinen südamerikanischen Poncho gewickelt, und Challenger schnarchte, daß es nur so in

den Bäumen grollte. Der Vollmond schien hell, und die Luft war frisch und kühl. Welch eine Nacht für einen Spaziergang!

Warum eigentlich nicht? dachte ich plötzlich.

Angenommen, ich schlich mich leise fort. Angenommen, ich fand einen Weg hinunter zum See. Angenommen, ich war zum Frühstück mit einer Beschreibung dieses Ortes zurück – würde man mich dann nicht für einen noch brauchbareren Mann halten?

Und falls sich Summerlee dann durchsetzte und eine Möglichkeit zum Entkommen gefunden wurde, kehrten wir nach London zurück und kannten das innerste Geheimnis des Plateaus, zu dem ich allein und als einziger vorgedrungen war.

Ich dachte an Gladys und McArdle. Einen Artikel von mindestens drei Spalten würde das geben, und damit war meine Karriere gesichert.

Ich griff mir ein Gewehr, steckte mir die Taschen voll Patronen und schlüpfte zwischen den Dornbüschen am Eingang unserer Schutzhecke hindurch. Mein letzter Blick fiel auf den eingeschlafenen Summerlee, den unfähigsten aller Wachtposten, der noch immer vor dem verglimmenden Feuer saß und mit dem Kopf nickte.

Ich war noch keine hundert Meter weit gegangen, als ich meinen voreiligen Entschluß schon bereute. Ich habe eine zu lebhaft Phantasie, um ein wirklich mutiger Mann zu sein, aber allein schon der Gedanke, für ängstlich gehalten zu werden, macht mich krank. Ich brachte es einfach nicht fertig, mich unverrichteter Dinge wieder zurückzuschlei-

chen, also ging ich weiter, obwohl sich alles in mir dagegen sträubte.

Es war grauenvoll. Die Bäume standen so dicht, und ihre Zweige waren so ineinander verfilzt, daß ich vom Mondlicht nichts sehen konnte. Nur da und dort bildeten die hohen Bäume vor dem Hintergrund des bestirnten Himmels ein wirres Netz. Als meine Augen sich an die Finsternis gewöhnt hatten, lernte ich verschiedene Grade der Dunkelheit unter den Bäumen unterscheiden. An einzelnen Stellen konnte man undeutliche Umrisse sehen. Dazwischen lagen wie Höhlenöffnungen tief-schwarze Schatten, vor denen ich voller Schrecken zurückzuckte. Ich mußte an den verzweifelt Schrei des gemarterten Iguanodons denken, jenen entsetzlichen Schrei, der die Wälder hatten erzittern lassen, und an die warzige, von Blut triefende Schnauze, die ich im Schein von Lord Johns Fackel gesehen hatte. Im Jagdgebiet dieser Bestie befand ich mich jetzt. Jeden Augenblick konnte sie sich aus dem Schatten auf mich stürzen – dieses namenlose, schreckliche Ungeheuer. Ich hielt an, nahm eine Patrone aus der Tasche und öffnete die Kammer meines Gewehrs. Als ich den Hebel berührte, setzte mein Herz aus. Was ich mitgenommen hatte, war die Schrotflinte und nicht mein Gewehr!

Wieder war ich nahe daran umzukehren, aber wieder wehrte sich mein verrückter Stolz gegen den Gedanken. Ich konnte und durfte nicht aufgeben. Letzten Endes war ein Gewehr bei den Gefahren, die mir begegnen konnten, ebenso nutzlos wie eine Schrotflinte.

War schon die Dunkelheit im Walde erschreckend genug gewesen, so wirkte das stille weiße Mondlicht auf der Wiese der Iguanodons noch unheimlicher. Im Gebüsch versteckt, blickte ich lange Zeit hinüber. Keines der riesigen Tiere war zu sehen. Vielleicht hatte die Tragödie, der eines von ihnen zum Opfer gefallen war, sie von der Weide vertrieben. Im dunstigen, silbrigen Licht konnte ich keine Spur von irgendeinem Lebewesen entdecken. Ich raffte mich auf und huschte rasch über die Lichtung. Im Dschungel auf der anderen Seite fand ich den Bach wieder, der mein Wegweiser sein sollte. Wenn ich ihm folgte, mußte ich zum See kommen, und wenn ich an ihm entlang zurückging, konnte ich unser Lager nicht verfehlen. Das verfilzte Gestrüpp zwang mich mehrmals, ihn aus den Augen zu lassen, aber ich blieb stets in Hörweite seines Plätschens und Rauschens.

Auf meinem Weg den Hang hinab lichtete sich der Wald, und Büsche mit einzelnen hohen Bäumen dazwischen traten an seine Stelle. Hier kam ich gut vorwärts und konnte sehen, ohne selbst gesehen zu werden. Ich ging dicht am Sumpf der Pterodactylen vorbei. Eines dieser großen Untiere stieg mit trockenem, ledernem Flügelschlag ganz in meiner Nähe auf – es hatte eine Spannweite von mindestens zwanzig Fuß – und schoß in die Lüfte empor. Als es vor dem Mond vorbeiflog, schien das Licht durch seine Hautflügel hindurch, und es sah aus wie ein fliegendes Gerippe. Ich duckte mich tief zwischen die Büsche, denn ich wußte, daß die Kreatur mit einem einzigen Schrei Hunderte ihrer abscheulichen Genossen auf mich hetzen

konnte. Erst als sie weg war, wagte ich es, mich weiterzuschleichen.

Die Nacht war bisher außerordentlich still gewesen, doch jetzt vernahm ich plötzlich ein leises, polterndes Geräusch, ein unaufhörliches Gemurmel, irgendwo vor mir. Je weiter ich kam, desto lauter wurde es, bis es endlich unmittelbar in meiner Nähe war. Als ich stehenblieb, hörte ich das Geräusch gleichmäßig laut, also mußte es von derselben Stelle kommen. Es klang wie ein überkochender Kessel oder wie das Brodeln in einem großen Topf. Bald entdeckte ich die Ursache. In der Mitte einer kleinen Lichtung stieß ich auf einen Teich aus einer schwarzen, teerartigen Masse, deren Oberfläche sich in großen Blasen hob und senkte. Die Luft darüber zitterte vor Hitze, und der Boden in der Umgebung war so heiß, daß ich ihn nicht anfassen konnte.

Der vulkanische Ausbruch, der vor so vielen Jahren dieses Plateau emporgehoben hatte, war also noch nicht am Ende seiner Kraft. Da und dort waren mir schon geschwärzte Felsen und Lavahügel unter der üppigen Vegetation aufgefallen, aber dieser Asphaltteich im Dschungel war für mich das erste Anzeichen dafür, daß der alte Vulkan noch aktiv war. Für eine eingehende Untersuchung hatte ich jedoch keine Zeit, denn ich mußte mich beeilen, wenn ich bis zum Morgen wieder im Lager sein wollte.

Wie gesagt, es war grauenvoll, und ich werde mich noch lange an diese nächtliche Wanderung erinnern. Ich schlich mich am Rande großer Lichtungen entlang, ich tastete mich durch den Dschungel und blieb mit klopfen-

dem Herzen stehen, wenn ein Ast knackte. Immer wieder tauchten für einen Augenblick riesige Schatten auf und waren sofort wieder verschwunden. Große, schweigende Schatten, die auf weichen Sohlen dahinschlichen. Wie oft hielt ich an und wollte umkehren, aber jedesmal besiegte mein Stolz die Furcht und befahl mir unerbittlich, weiterzugehen.

Endlich, gegen ein Uhr früh, sah ich Wasser durch die Bäume schimmern. Und nach weiteren zehn Minuten stand ich im Schilf am Ufer des Gladys-Sees. Ich war sehr durstig, und so legte ich mich zunächst auf den Bauch und trank in langen Zügen von dem frischen, kalten Wasser. Dicht am Seeufer lag ein riesiger einzelner Lavablock. Dort hinauf stieg ich, und flach auf seiner Oberfläche ausgestreckt, hatte ich von dort aus nach allen Richtungen einen ausgezeichneten Ausblick.

Schon das erste, was ich sah, erfüllte mich mit Erstaunen. Als ich das Panorama von der Spitze des großen Baumes beschrieb, sagte ich, daß ich an der gegenüberliegenden Seite der Klippen eine Anzahl dunkler Flecken bemerkt hatte, die ich für Höhlenöffnungen hielt. Als ich nun zu diesen Klippen hinaufblickte, sah ich dort überall Lichtkreise, scharf begrenzte, rötliche Flecken, die wie erleuchtete Bullaugen eines Dampfers bei Nacht wirkten. Im ersten Moment dachte ich an glühende Lava, doch dann war mir sofort klar, daß sich jede Art von vulkanischer Tätigkeit in einem Krater und nicht an seinen Rändern abspielt. Was also dann? Es schien unmöglich und dennoch konnte es nicht anders sein: Diese rötlichen Flecken waren der

Widerschein von Feuern, die in den Höhlen brannten – von Feuern, die von Menschenhand entzündet sein mußten.

Demnach gab es also doch Menschen auf dem Plateau, und damit war mein Erkundungsgang gerechtfertigt!

Ich lag lange auf dem Lavabrocken und beobachtete die roten, flackernden Lichtkreise, die an die zehn Meilen von mir entfernt waren. Nach einer Weile war mein Blick sogar so konzentriert, daß ich es erkennen konnte, wenn jemand vor dem Widerschein eines Feuers vorbeiging.

Was hätte ich darum gegeben, wenn ich zu diesen Höhlen hinaufschleichen, hineinspähen und den anderen am Morgen hätte berichten können, wie die Lebewesen aussahen, die dort oben hausten. Im Moment war daran jedoch nicht zu denken, aber Maple-White-Land zu verlassen, ohne sich in diesem Punkt Gewißheit verschafft zu haben, daran war erst recht nicht zu denken.

Der Gladys-See – mein See – lag vor mir wie Quecksilber, das Spiegelbild des Mondes leuchtete hell aus seiner Mitte. Er war flach, an vielen Stellen sah ich niedrige Sandbänke aus dem Wasser ragen. Überall auf seiner Oberfläche bemerkte ich Lebenszeichen, manchmal nur Ringe und kleine Wellen im Wasser, manchmal glitzernd einen großen Fisch mit silbernen Flanken durch die Luft schnellend, und zuweilen tauchte der gewölbte, schieferfarbene Rücken eines schwimmenden Ungeheuers auf. Einmal sah ich auf der gelben Sandbank ein Tier, das wie ein riesiger Schwan aussah, mit plumpem Körper und langem, biegsamem Hals. Nach einem Moment glitt es schon wieder ins Wasser,

tauchte unter und war nicht mehr zu sehen.

Bald wurde meine Aufmerksamkeit von diesen fernen Erscheinungen abgelenkt und wandte sich dem zu, was sich direkt zu meinen Füßen abspielte. Zwei Wesen, die riesigen Gürteltieren glichen, waren zur Tränke herabgekommen und hockten am Ufer. Ihre langen, geschmeidigen Zungen bewegten sich beim Trinken wie rote Bänder. Ein riesenhafter Hirsch mit weit verzweigtem Geweih, ein prachtvolles Tier von königlicher Haltung, kam mit einer Hirschkuh und zwei Kitzen und trank neben den Gürteltieren. Es war ein Prachtexemplar von einem Hirsch. Unsere europäischen Elche hätten ihm nicht einmal bis zum Blatt gereicht. Er stieß plötzlich einen kehligen, warnenden Schrei aus und verschwand mit seiner Familie im Schilf. Auch die Gürteltiere flohen. Ein Neuankömmling, ein ganz ungeheuerliches Tier, stapfte den Pfad herab.

Einen Augenblick überlegte ich, wo ich dieses abscheuliche Untier schon gesehen haben könnte, diesen gewölbten, mit dreieckigen Platten besetzten Rücken und diesen seltsamen, vogelartigen Kopf, der sich dicht über dem Boden dahinschob. Dann fiel es mir wieder ein. Das war der *Stegosaurus* – die gleiche Kreatur, die Maple White in seinem Skizzenbuch festgehalten und die Challengers Aufmerksamkeit erregt hatte. Da stand er – vielleicht sogar derselbe, der dem Amerikaner begegnet war. Die Erde erzitterte unter seinem unheimlichen Gewicht, und sein geräuschvolles Saufen tönte weit in die stille Nacht hinein. Fünf Minuten lang stand er so dicht neben meinem Felsen, daß ich die scheußlichen, wackelnden Kämme auf seinem

Rücken beinahe mit der ausgestreckten Hand hätte berühren können. Dann schwankte er davon und verschwand hinter den Felsen.

Ich blickte auf die Uhr und stellte fest, daß es schon halb drei war und damit höchste Zeit für mich, den Rückzug anzutreten. Die Orientierung bereitete keine Schwierigkeiten, denn auf meinem Hinweg hatte ich den kleinen Bach immer zu meiner Linken gehabt, und dieser mündete keinen Steinwurf von meinem Lavablock entfernt in den See. Ich machte mich also auf den Weg, zufrieden, daß ich den anderen tolle Neuigkeiten berichten konnte. Das wichtigste war natürlich die Entdeckung der erleuchteten Höhlen und die Gewißheit, daß sie von Menschen bewohnt wurden. Aber darüber hinaus konnte ich aus eigener Anschauung über den Gladys-See berichten. Ich konnte bezeugen, daß er voller seltsamer Lebewesen war. Auch hatte ich urzeitliche Geschöpfe gesehen, denen wir bisher noch nicht begegnet waren.

Ich stapfte den Abhang hinauf und hatte schon etwa den halben Weg zum Lager zurückgelegt, als meine Gedanken durch ein sonderbares Geräusch hinter mir wieder in die Wirklichkeit zurückgeholt wurden. Es klang wie ein Schnarchen oder Grollen, tief und überaus bedrohlich. Irgendeine absonderliche Kreatur befand sich offenbar ganz in meiner Nähe, es war aber nichts zu sehen, und so beeilte ich mich, weiterzukommen. Ich hatte ungefähr eine halbe Meile zurückgelegt, als das Geräusch sich plötzlich wiederholte, immer noch hinter mir, aber viel lauter und noch bedrohlicher als vorher. Bei dem Gedanken, daß

die Bestie hinter *mir* her sein könnte, stand mir schier das Herz still. Es überlief mich kalt, und die Haare sträubten sich mir bei dieser Überlegung. Daß sich diese Ungeheuer gegenseitig in Stücke rissen, erschien im Rahmen ihres Daseinskampfes nicht verwunderlich; aber daß sie sich auch gegen *mich* wenden könnten, diese Vorstellung war einfach ungeheuerlich. Wieder fiel mir die blutbeschmierte Fratze ein, die wir im Schein von Lord Johns Fackel erblickt hatten, gleich einer Vision aus Dantes Inferno.

Mit schlotternden Knien blieb ich stehen und starrte den mondbeschienenen Pfad hinter mir entlang. Alles war still wie in einer Traumlandschaft, silbrige Lichtungen und die schwarzen Flecke der Büsche waren alles, was ich sah. Doch dann plötzlich wieder das tiefe, kehlige Krächzen, jetzt noch lauter und näher als zuvor. Es gab keinen Zweifel mehr. Irgend etwas war hinter mir her und kam mit jeder Minute näher.

Ich stand wie gelähmt und spähte immer noch durch das Gelände, das ich durchquert hatte. Und dann sah ich es plötzlich! Das Gebüsch auf der gegenüberliegenden Seite der Lichtung geriet in Bewegung. Ein großer, dunkler Schatten tauchte daraus hervor und hüpfte heraus ins helle Mondlicht. Ich sagte bewußt ›hüpfte‹, denn das Ungeheuer bewegte sich wie ein Känguruh und sprang in aufrechter Haltung auf seinen kräftigen Hinterbeinen vorwärts, wobei die Vorderbeine vor der Brust angewinkelt waren. Es war größer als ein ausgewachsener Elefant. Trotz seiner ungeheuren Massigkeit waren seine Bewegungen jedoch außerordentlich behende. Im ersten noch hoffnungsvol-

len Moment glaubte ich, es sei ein Iguanodon, eines jener abgrundhäßlichen, aber harmlosen Tiere.

Aber das war nicht der sanfte, rehartige Kopf des großen, dreizehigen Blattfressers, sondern ein breites, gedrungenes, krötenartiges Gesicht. Das grausige Schreien und die unbändige Energie seiner Verfolgung gaben mir vollends die Gewißheit, daß es sich hier um einen der großen fleischfressenden Dinosaurier handeln mußte, um eine jener schrecklichsten Bestien, die es je auf Erden gegeben hat. Mitten in seinem leichtfüßigen Vorwärtsspringen ließ sich das Untier alle zwanzig Meter auf die Vorderpfoten nieder und schnupperte am Boden. Es schnüffelte meiner Spur nach. Manchmal verlor es sie für ein paar Sekunden. Dann fand es sie aber wieder und sprang in riesigen Sätzen weiter.

Der Angstschweiß stand mir auf der Stirn. Was sollte ich tun? Meine Vogelflinte nützte mir wenig. Ich sah mich verzweifelt nach einem Felsen oder Baum um, aber ich befand mich ausgerechnet in einem mit Buschwerk bewachsenen Gelände, wo nichts Höheres zu sehen war. Außerdem wußte ich, daß die Bestie einen ausgewachsenen Baum wie einen Strohalm umreißen konnte. Meine einzige Chance lag in der Flucht. Auf dem unebenen, rissigen Boden kam ich nicht schnell vorwärts. Ich sah mich voller Verzweiflung um und entdeckte einen hartgetretenen Pfad, der den Bach kreuzte. Auf unseren Erkundungen hatten wir schon mehrere solcher Wildwechsel angetroffen. Dort konnte ich vielleicht meinen Vorsprung halten. Ich bin ein guter Läufer und war in ausgezeichneter Form.



Ich warf die wertlose Flinte fort und rannte um mein Leben. Mein Glieder schmerzten, mein Atem ging keuchend, meine Kehle brannte, aber ich rannte weiter, dieses Schreckgespenst im Nacken.

Schließlich mußte ich anhalten, kaum mehr fähig, mich auf den Beinen zu halten. Für einen Augenblick dachte ich schon, ich hätte das Ungeheuer abgeschüttelt. Ruhig lag der Pfad da. Und dann war plötzlich mit Krachen und Splittern, mit dem Getrappel riesiger Füße und dem Keuchen gigantischer Lungen der Drache wieder hinter mir her. Er war mir unmittelbar auf den Fersen.

Was für ein Narr war ich gewesen, so lange zu überlegen, ehe ich die Flucht ergriffen hatte. Bis dahin hatte er mich nur nach dem Geruch verfolgt und war verhältnismäßig langsam vorangekommen. Als ich aber zu rennen anfang, hatte er mich gesehen. Und von da ab sprang er in gewaltigen Sätzen. Das Mondlicht schien auf seine riesigen vorstehenden Augen, auf die gewaltigen Zahnreihen in seinem offenen Maul und die blanken Krallen an seinen kurzen, mächtigen Vorderarmen. Mit einem Entsetzensschrei warf ich mich herum und stürzte kopflos weiter. Hinter mir wurde der schwere, keuchende Atem des Ungeheuers lauter und lauter. Schon waren seine schweren Tritte neben mir, und ich erwartete jeden Augenblick, seinen Würgegriff im Nacken zu spüren. Da gab es plötzlich einen Krach – ich stürzte ins Leere, und alles versank in Stille und Dunkelheit.

Als ich wieder zu mir kam – lange konnte ich nicht be-

sinnungslos gewesen sein, höchstens ein paar Minuten –, bemerkte ich als erstes den ekelerregenden Gestank. Ich tastete umher und griff mit der einen Hand in etwas, das sich wie ein Klumpen Fleisch anfühlte, während ich in der anderen plötzlich einen Knochen hatte. Über mir ein kreisrunder Ausschnitt des Sternenhimmels – ich lag also auf dem Grund einer Grube.

Ich rappelte mich auf. Jeder einzelne Knochen tat mir weh, aber gebrochen schien nichts zu sein. Ich konnte alle Glieder und Gelenke bewegen.

Als mir langsam wieder einfiel, warum ich überhaupt in diese Grube gestürzt war, riß ich erschreckt den Kopf hoch, aber nirgends eine Spur des Ungeheuers. Auch nicht das geringste Geräusch.

Ich tastete mich vorsichtig durch die Dunkelheit. Die Wände der Grube fielen schräg ab. Ihr Boden war eben, der Durchmesser betrug etwa zwanzig Fuß. Überall lagen Fleischfetzen herum. Sie waren halb verwest, daher der unerträgliche Gestank.

Genau in der Mitte der Grube berührten meine Finger etwas Hartes: einen senkrecht stehenden Pfahl, der in den Boden gerammt war. Er war so hoch, daß ich seine Spitze mit der Hand nicht erreichen konnte. Er schien mit Fett oder Öl eingeschmiert zu sein.

Plötzlich erinnerte ich mich an die Schachtel mit Streichhölzern in meiner Hosentasche. Ich zog sie heraus, zündete eines an und sah mich in seinem flackernden Schein um.

Wozu die Grube diente, war mir im selben Moment klar.

Es handelte sich um eine Falle – von Menschenhand gebaut. Der Pfahl in der Mitte war an die neun Fuß hoch, an seiner Spitze klebte das vertrocknete Blut von den Tieren, die sich hier aufgespießt hatten. Die Fleischfetzen auf dem Boden dienten als Köder.

Menschen könnten sich auf dem Plateau nicht behaupten, hatte Professor Challenger einmal gesagt. Ihre jämmerlichen Waffen und Hilfsmittel seien gegen die Untiere, die es bewohnten, nicht ausreichend. Aber sie hatten sich zu helfen gewußt und eine Möglichkeit gefunden, zu überleben. In ihre kleinen Höhlen konnten die Ungeheuer nicht eindringen, sie boten den Menschen, wie sie nun auch immer aussehen mochten, Schutz vor räuberischen Angriffen. Gegen die grenzenlose Kraft der Bestien machtlos, hatten sie auf den Trampelpfaden Gruben angelegt und damit bewiesen, daß sie den Tieren doch überlegen waren.

Für einen durchtrainierten Mann wie mich war es keine Schwierigkeit, die schrägen Wände der Grube zu überwinden, aber ich brauchte meine Zeit, bis ich wieder nach oben und damit in die Reichweite des Ungeheuers gelangte, dem ich so knapp entronnen war. Woher konnte ich wissen, ob es mir nicht immer noch auflauerte?

Beim Gedanken an ein Gespräch zwischen den beiden Professoren über die Lebensgewohnheiten der Saurier faßte ich schließlich Mut. Challenger und Summerlee waren sich einig gewesen, daß diese Tiere praktisch kein Gehirn besitzen, weil in ihrer winzigen Schädelhöhle kein Platz dafür vorhanden ist. Ihr Aussterben sei in erster Linie auf ihre eigene Dummheit zurückzuführen, die es ihnen nicht

ermöglicht hatte, sich neuen Umweltbedingungen anzupassen.

Falls die Bestie noch auf der Lauer lag, war das ein Beweis dafür, daß sie begriffen haben mußte, was mit mir passiert war, und somit die Fähigkeit besaß, Ursache und Wirkung miteinander in Verbindung zu bringen.

Da der Saurier jedoch laut Challenger und Summerlee kein Gehirn besaß und sich demzufolge nur durch seine Instinkte leiten ließ, mußte das Ungeheuer, das mich verfolgt hatte, seine Jagd in dem Moment aufgegeben haben, da seine Beute im wahrsten Sinne des Wortes spurlos verschwunden war.

Nach diesen Überlegungen wagte ich es schließlich, bis an den Rand der Grube hinaufzuklettern und darüber hinwegzuspähen. Die Sterne waren am Verblassen, der Himmel wurde bereits heller, und ein kühler Morgenwind blies mir ins Gesicht. Von meinem Feind war nichts zu hören und zu sehen.

Ich kletterte vollends aus der Grube und hockte mich daneben auf den Boden, bis ich den Mut aufbrachte, mich über den Pfad zurückzustehlen. Ich fand sogar das Gewehr wieder, das ich weggeworfen hatte, hob es auf und stieß schließlich auf den Bach, der mir die Richtung zum Lager anzeigte.

Und so machte ich mich auf den Heimweg, wobei ich tausendmal ängstlich über die Schulter blickte.

Plötzlich vernahm ich etwas, das mich an meine fernen Gefährten mahnte. Von weither erscholl durch die klare, stille Morgenluft der scharfe, peitschende Ton eines einzel-

nen Gewehrschusses. Ich blieb stehen und lauschte, aber es folgte nichts weiter. Einen Moment lang erschreckte mich der Gedanke, irgendeine akute Gefahr könnte über meine Freunde hereingebrochen sein, aber dann fiel mir eine einfachere und natürlichere Erklärung ein. Es war schon heller Tag. Sie hatten nun ohne Zweifel meine Abwesenheit bemerkt, nahmen an, daß ich mich im Wald verirrt hätte, und hatten diesen Schuß abgefeuert, um mir die Richtung zu weisen. Wir hatten uns zwar strikt gegen jedes Schießen entschieden, wenn sie jedoch glaubten, daß ich in Lebensgefahr schwebte, würden sie nicht zögern. Ich mußte also so schnell wie möglich zurück und sie beruhigen.

Ich war müde und erschöpft, und so kam ich nicht so rasch voran, wie ich gern wollte. Aber endlich gelangte ich in bekannte Gefilde. Zu meiner Linken lag der Sumpf der Pterodactylen, vor mir war die Iguanodon-Wiese. Wenig später war ich im letzten Waldgürtel, der mich von Fort Challenger trennte. Mit lauter Stimme rief ich meine Gefährten, um ihre Befürchtungen zu zerstreuen. Keine Antwort kam. Diese Stille schien mir nichts Gutes zu verheißen. Ich beschleunigte meine Schritte und rannnte das letzte Stück. Die Schutzhecke erhob sich vor mir genau so, wie ich sie verlassen hatte, aber das Tor stand offen. Ich stürzte hinein. Ein furchtbarer Anblick bot sich mir im kalten Morgenlicht. Unsere Ausrüstung lag in wüstem Durcheinander über den Boden verstreut. Meine Kameraden waren verschwunden, und neben der verglühenden Asche unseres Feuers war das Gras rot gefärbt von einer scheußlichen Blutlache.

Von diesem plötzlichen Schock war ich so betäubt, daß ich für kurze Zeit ganz von Sinnen gewesen sein muß. Wie man sich auf einen bösen Traum besinnt, erinnere ich mich dunkel, daß ich planlos um das verlassene Lager herum durch den Wald irrte und immer wieder laut nach meinen Kameraden rief. Die schweigenden Schatten aber gaben keine Antwort. Der schreckliche Gedanke, daß ich sie nie wiedersehen würde und von jetzt an allein und verlassen an diesem entsetzlichen Ort wäre, ohne Aussicht, je wieder in die Außenwelt zu gelangen, trieb mich zur Verzweiflung. Ich hätte mir die Haare ausreißen und mit dem Kopf gegen die Bäume rennen mögen. Jetzt erst begriff ich, wie sehr ich mich auf meine Gefährten verlassen hatte – auf Challengers unerschütterliches Selbstvertrauen und auf Lord Johns überlegene, humorvolle Kühle. Ohne sie war ich wie ein Kind im Dunkeln, hilflos und ohnmächtig. Ich wußte nicht, wohin ich mich wenden oder was ich zuerst tun sollte.

Nachdem ich geraume Zeit in Verwirrung dagesessen hatte, machte ich mich daran, zu untersuchen, was für ein unverhofftes Mißgeschick meine Gefährten ereilt haben mochte. Der Zustand des Lagers sprach dafür, daß sie angegriffen worden waren, und der Gewehrschuß gab den Zeitpunkt an. Da nur ein einziger Schuß gefallen war, mußte man annehmen, daß alles in Sekundenschnelle vorüber gewesen war. Die Gewehre lagen noch am Boden, und eines davon – das von Lord John – enthielt eine leere Patronenhülse. Challengers und Summerlees Decken neben dem Feuer sprachen dafür, daß sie zur Zeit des Angriffs

noch geschlafen hatten. Die Kisten mit Munition und Lebensmitteln sowie unsere Kameras und Plattenkästen lagen im wüsten Haufen durcheinander, aber nichts davon fehlte. Lediglich die unverpackten Nahrungsmittel – und ich erinnerte mich, daß wir eine ganze Menge davon hatten – waren verschwunden. Es mußten also Tiere gewesen sein, keine Menschen.

Wo aber waren meine Kameraden? Wenn sie von wilden Tieren zerrissen worden waren, dann hätten Überreste und nicht nur eine Blutlache vorhanden sein müssen. Ein Ungeheuer wie jenes, das mich in der Nacht verfolgt hatte, konnte mit Sicherheit seine Opfer einfach davontragen. In diesem Falle hatten die anderen die Verfolgung aufgenommen, hätten aber ganz bestimmt ihre Gewehre mitgenommen. Je länger ich mich bemühte, die Zusammenhänge in meinem verwirrten und übermüdeten Kopf zu ergründen, desto rätselhafter erschien mir alles. Ich suchte den Wald ab, konnte aber keine Spur finden.

Plötzlich kam mir ein Gedanke, der etwas Trost brachte. Ich war doch nicht ganz allein auf der Welt. Unten am Fuß der Klippen und in Rufweite wartete der treue Zambo. Ich ging zum Rand des Plateaus und blickte hinunter. Da hockte er auf seinen Decken neben dem Feuer in seinem kleinen Lager. Zu meiner Überraschung saß ihm ein zweiter Mann gegenüber. Einen Augenblick hüpfte mein Herz vor Freude. Ich dachte schon, einer meiner Kameraden wäre heil nach unten gelangt. Aber ein zweiter Blick zerstörte diese Hoffnung. Im Schein der aufgehenden Sonne leuchtete die Haut des Mannes rötlich auf. Er war ein Indianer.

Ich rief laut und schwenkte mein Taschentuch. Zambo sah sofort hoch, winkte mit der Hand und lief zur Felsenzinne. Kurz darauf stand er oben nahe bei mir und hörte sich bekümmert meine Geschichte an.

»Bestimmt der Teufel sie alle holen, Mr. Malone«, sagte er. »Sie gehen in Teufelsland, und er sie alle holen. Sie auf mich hören, Mr. Malone, und kommen schnell runter, sonst er Sie auch noch holen.«

»Aber wie denn?«

»Sie nehmen Kletterpflanzen von Bäumen und werfen zu mir. Ich binden fest an diesen Stumpf, dann Sie haben Brücke.«

»Geht nicht«, rief ich zu Zambo hinüber. »Es gibt hier keine Kletterpflanzen, die uns aushallen würden.«

»Schicken nach Seilen, Mr. Malone. Schicken nach Indianerdörfern, viele Lederriemen in Indianerdorf. Indianer unten, ihn hinschicken.«

»Wer ist der Mann?«

»Einer von unseren Indianern. Die anderen ihn auf den Kopf schlagen und nehmen Lohn weg. Er kommen zu uns zurück. Jetzt wollen nehmen Brief, bringen Seil – tun alles.«

Einen Brief abschicken! Warum nicht? Vielleicht konnte er Hilfe bringen. Wenn das nicht der Fall war, so war wenigstens dafür gesorgt, daß unsere Opfer nicht umsonst waren und die Nachricht von unseren Entdeckungen London erreichte. Zwei abgeschlossene Briefe hatte ich schon fertig. Ich wollte diesen Tag nutzen, noch einen dritten zu schreiben, der meine jüngsten Erlebnisse bis zu dieser Stunde enthält.

Ich wies Zambo an, am Abend wiederzukommen, und verbrachte einen trübsinnigen einsamen Tag damit, meine Abenteuer seit der vergangenen Nacht niederzuschreiben. Außerdem verfaßte ich einen Hilferuf, der an irgendeinen weißen Händler oder Dampferkapitän, dem der Indianer begegnen mochte, gerichtet war. Ich bat darin, uns Seile zu schicken, da unser Leben davon abhinge. Diese Dokumente werfe ich Zambo am Abend hinüber, dazu meine Geldbörse mit drei Goldstücken. Sie sind für den Indianer bestimmt, und ich verspreche ihm doppelt soviel, wenn er mit Stricken zurückkommt.

Sie werden also jetzt verstehen, lieber Mr. McArdle, wie diese Botschaft zu Ihnen gelangt, und Sie werden ferner wissen, was passiert ist, falls Sie nie wieder etwas von Ihrem unglückseligen Korrespondenten hören. Heute abend bin ich zu müde und deprimiert, um noch irgendwelche Pläne zu schmieden. Morgen muß ich mir eine Möglichkeit einfallen lassen, wie ich nach den Spuren meiner unglückseligen Freunde suchen kann, ohne die Verbindung mit dem Lager zu verlieren.

### *Ein Anblick, den ich nie vergessen werde*

Als an jenem trübseligen Abend die Sonne unterging, erblickte ich die einsame Gestalt des Indianers auf der weißen Ebene unter mir. Ich beobachtete ihn – unsere einzige schwache Hoffnung auf Rettung, bis er in den aufsteigenden Abendnebeln verschwunden war.

Als ich wieder in unser verwüstetes Lager zurückkehrte, war es bereits ganz dunkel, und mein letzter Blick galt dem Schein von Zambos Feuer, dem einzigen Lichtpunkt in der weiten Welt dort unten- dem einzigen Lichtblick auch für meine verdüsterte Seele. Und doch fühlte ich mich erleichtert, denn der Gedanke, daß die Welt erfahren würde, was wir hier erforscht hatten, war wenigstens tröstlich. Falls es uns vom Schicksal bestimmt war, daß wir nicht nach Hause zurückkehren sollten, so würden unsere Namen wenigstens in Verbindung mit dem Ergebnis unserer Bemühungen der Nachwelt überliefert.

Die Aussicht, in diesem verwüsteten Lager schlafen zu müssen, war bedrückend. Die Vorsicht riet mir, wach zu bleiben, aber mein erschöpfter Körper forderte unwiderstehlich sein Recht. Ich kletterte auf den untersten Ast des Gingkobaumes, fand aber keinen sicheren Sitz. Ich stieg also wieder herunter und überlegte.

Schließlich verschloß ich den Eingang der Hecke, ent-

fachte drei Feuer, aß ein kräftiges Abendbrot und versank in tiefen Schlaf, aus dem ich auf sonderbare und höchst willkommene Weise geweckt wurde. Am frühen Morgen, als der Tag eben anbrach, faßte eine Hand nach meinem Arm. Ich fuhr hoch, alle Nerven wie elektrisiert, griff nach meinem Gewehr und stieß einen Freudenschrei aus, als ich im kalten, grauen Licht Lord John neben mir knien sah.

Er war es – aber er war verändert. Ich kannte ihn beherrscht, korrekt und sorgfältig gekleidet. Jetzt war er bleich, hatte einen wilden Ausdruck im Blick und atmete wie jemand, der schnell und weit gelaufen ist. Sein hageres Gesicht war zerkratzt und blutig, seine Kleidung hing ihm in Fetzen herunter. Seinen Hut hatte er verloren. Ich starrte ihn erstaunt an, aber er ließ mir keine Zeit zum Fragen und wühlte in unseren Vorräten, während er sprach.

»Schnell, Malone, schnell!« rief er. »Jede Minute ist kostbar. Nehmen Sie diese zwei Gewehre und an Patronen, was Sie einstecken können. Die beiden anderen Gewehre habe ich schon. So, jetzt noch ein paar Lebensmittel. Ein halbes Dutzend Büchsen, das muß reichen. Nicht erst lange reden und überlegen. Los, weg von hier, sonst sind wir erledigt!«

Noch halb im Schlaf und unfähig zu begreifen, was das alles bedeuten sollte, jagte ich hinter ihm her, über jeder Schulter ein Gewehr und die Hände voll Proviant. Lord John lief durch das Unterholz, bis er an dichtes Gebüsch kam. Dort hinein stürzte er sich kopfüber, ohne auf die Dornen zu achten, und kroch weiter zur Mitte. Mich zerrte er neben sich.

»So!« keuchte er. »Ich denke, hier sind wir erst einmal in Sicherheit. Sie kommen todsicher zum Lager zurück. Aber hier werden sie uns kaum vermuten.«

»Was ist denn überhaupt los?« fragte ich, als ich wieder etwas zu Atem gekommen war. »Wo sind die Professoren? Und *wer* ist hinter uns her?«

»Die Affenmenschen!« keuchte er. »Mein Gott, was für Bestien! Sprechen Sie nicht so laut, sie haben empfindliche Ohren und gute Augen, aber keinen scharfen Geruchssinn, soweit ich es beurteilen kann. Ich glaube also nicht, daß sie uns hier aufspüren. Wo sind Sie gewesen, Malone? Sie können froh sein, daß Sie nicht dabei waren.«

In wenigen knappen Sätzen flüsterte ich ihm zu, was ich erlebt hatte.

»Donnerwetter!« sagte er, als ich geendet hatte. »Nicht ganz der Ort für eine Erholungskur, was? Aber auch ich hatte keine Ahnung, was hier alles möglich ist, bis diese Teufel über uns hergefallen sind. Ich war einmal in der Gewalt von menschenfressenden Papuas, aber das sind Waisenknaben im Vergleich zu dieser Bande.«

»Wie kam es denn zu dem Überfall?« fragte ich.

»Es war früh am Morgen. Unsere gelehrten Freunde waren eben aufgewacht und hatten noch nicht einmal angefangen, sich zu zanken. Auf einmal regnete es Affen. Wie die Äpfel fielen sie aus dem Baum. Sie müssen sich in der Dunkelheit versammelt haben, bis der große Baum über uns von ihnen wimmelte. Einen von ihnen habe ich in den Bauch geschossen. Aber ehe wir wußten, was hinten und vorne war, hatten sie uns schon aufs Kreuz gelegt.

Ich nenne sie Affen, aber sie hatten Stöcke und Steine in den Händen und schnatterten untereinander. Sie fesselten uns schließlich die Hände mit Schlingpflanzen, also sind sie jedem Tier, das mir bisher begegnet ist, weit überlegen. Affenmenschen sind sie, diese fehlende Bindeglieder der Theorie Darwins. Ich wollte, sie fehlten immer noch! Sie haben ihren verwundeten Kollegen weggeschleppt – er hat wie ein Schwein geblutet, und dann haben sie sich um uns herumgesetzt. Aus ihren Gesichtern sprach die nackte Mordlust. Es waren große Kerle, so groß wie Menschen, aber stärker. Komische glasige graue Augen haben sie, unter roten Büscheln. Sie saßen einfach da und glotzten und glotzten. Challenger ist bestimmt kein Hasenfuß, aber sogar er war eingeschüchtert. Er schaffte es schließlich, sich auf die Beine zu stellen. Dann brüllte er sie an, sie sollten doch ruhig tun, was sie mit uns vorhätten. Dann hätten wir's wenigstens hinter uns. Ich glaube, der unerwartete Überfall hat ihn ein Stückchen Verstand gekostet, denn er hat wie ein Wahnsinniger geschimpft und getobt. Vor seinen verhaßten Journalisten hätte er sich nicht schlimmer aufführen können.«

»Und dann?«

»Dann dachte ich, daß jetzt alles aus ist, aber da kam plötzlich die Wende. Die Affen gackerten und schnatterten, bis sich endlich einer aus ihrer Mitte löste und neben Challenger stellte. Sie werden es nicht glauben, Malone, aber ich gebe Ihnen mein Wort, daß die beiden hätten Brüder sein können. Wenn ich es nicht mit eigenen Augen gesehen hätte, würde ich es selbst nicht glauben. Dieser alte

Affenmensch – er war ganz offensichtlich der Anführer der Meute – war ein Challenger in rot, mit denselben Schönheitsmerkmalen ausgestattet wie unser Professor. Derselbe gestauchte Körperbau, dieselben breiten Schultern, derselbe gewölbte Brustkasten, auch kaum ein Hals, ein roter, gewellter Bart, buschige Brauen und dieser herausfordernde Blick, der einen auch bei Challenger rassend machen kann.«

»Weiter«, drängte ich, als Lord John seine Erzählung unterbrach, um nach allen Seiten prüfende Blicke zu werfen.

»Als der Affenmensch unserem Professor dann auch noch eine Pranke auf die Schulter legte«, fuhr er schließlich im Flüsterton fort, »war das Schauspiel komplett, und Summerlee lachte, bis ihm die Tränen über das Gesicht liefen. Nicht, daß er sich über seinen Kollegen lustig gemacht hätte, ich glaube, es war eher ein Anfall von Hysterie. Wie dem auch sei, die Affenmenschen stimmten plötzlich in das Lachen ein, klatschten sich auf die Bäuche und hüpfen auf und ab. Die Fröhlichkeit hielt jedoch nicht lange an, und es wurde wieder blutiger Ernst. Die Affenmenschen schleppten uns durch den Wald. Unsere Waffen, die Munition und die anderen Geräte rührten sie nicht an. Sie hatten allem Anschein nach Angst davor. Dafür nahmen sie aber mit, was sie an Lebensmitteln finden konnten – bis auf die Konserven. Die ließen sie liegen, weil sie nicht ahnten, daß sich darin etwas Eßbares befindet. Summerlee und ich wurden herumgeboxt und herumgestoßen und durch die Dornen gezerrt. Sie brauchen sich ja

bloß anzuschauen, wie ich aussehe. Den Affenmenschen macht das Gestrüpp nichts aus, denn sie haben eine Haut wie Leder.«

»Sie sprechen immer nur von Summerlee und sich«, sagte ich. »Was war mit Challenger?«

»Das will ich eben erzählen. Challenger wurde eine Sonderbehandlung zuteil. Ihn trugen vier von den Affen wie einen römischen Kaiser ... Haben Sie das gehört?«

In der Ferne ein klickendes Geräusch. Ähnlich wie das rhythmische Schlagen von Kastagnetten.

»Da sind sie«, zischte Lord John und lud beide Läufe seines Gewehrs. »Alles durchladen, Malone. Wir lassen uns nicht lebend fangen, das schwöre ich Ihnen. Den Krach machen sie, wenn sie aufgeregt sind ... Hören Sie noch etwas?«

»Nur noch ganz weit entfernt«, antwortete ich.

»Der kleine Haufen kann nicht viel ausrichten«, sagte Lord John, »aber wir müssen damit rechnen, daß es überall von ihren Suchtrupps wimmelt. Aber zurück zu dem, was geschehen ist. Sie haben uns in ihr Dorf geschleppt. Es besteht aus vielleicht tausend Hütten aus großen Blättern und Zweigen, die in einem Hain ziemlich dicht am Rand der Klippen stehen. Von hier aus sind es vielleicht drei bis vier Meilen dorthin. Diese stinkenden Kreaturen haben mich überall angefaßt, es graust mir vor mir selber. Sie haben uns gefesselt, derjenige, der mich eingeschnürt hat, konnte Knoten machen wie ein alter Seebär. Und da lagen wir dann unter einem Baum, die Beine am Stamm hochgebunden, und wurden von einer der größten dieser

Mißgeburten bewacht, während Professor Challenger in einer Baumkrone hockte, Ananas aß und den lieben Gott einen guten Mann sein ließ. Ich muß allerdings sagen, daß er uns Obst zusteckte und schließlich eigenhändig unsere Fesseln löste. Aber erst einmal hockte er mit seinem Zwillingsbruder auf dem Baum und trällerte ein Liedchen, um die Affen bei Laune zu halten. Die Szene war eigentlich zum Lachen, nur war Summerlee und mir absolut nicht zum Lachen zumute. Challenger hatte praktisch Narrenfreiheit, aber wir durften uns nicht mucksen. Der einzige Trost für uns war, daß wenigstens Sie noch frei herumliefen und das Tagebuch in Verwahrung hatten.«

»Was auch nicht ganz den Tatsachen entsprach«, sagte ich.

»Sicherlich, aber das konnten wir nicht wissen. Und jetzt werde ich Ihnen etwas erzählen, Malone, was Sie erstaunen wird. Sie sagen, daß Sie auf Spuren von Eingeborenen gestoßen sind. Sie haben das Feuer in ihren Höhlen gesehen und am eigenen Leib verspürt, daß sie in der Lage sind, Fallen zu bauen. Wir haben aber nicht nur ihre Spuren, sondern wir haben die Eingeborenen mit eigenen Augen gesehen.«

»Was?« rief ich, einen Ton zu laut.

»Sind Sie wahnsinnig?« zischte Lord John. »Wollen Sie uns verraten?«

»Verzeihen Sie«, flüsterte ich. »Das ist mir in der Aufregung so herausgerutscht. Bitte, erzählen Sie weiter.«

»Gut«, sagte Lord John. »Wir haben also die Eingebore-

nen mit eigenen Augen gesehen. Arme Teufel sind das, kleine Kerle mit hängendem Kopf. Dazu haben sie allerdings jeden Grund. Die Menschen beziehungsweise die Eingeborenen, wenn wir sie einmal so nennen wollen, haben die eine Hälfte des Plateaus besetzt – dort, wo Sie die Höhlen gesehen haben – und die Affenmenschen die andere Hälfte. Sie führen seit Urzeiten einen blutigen Krieg, und das ist die Situation. Gestern haben die Affenmenschen an die zehn Eingeborene gefangen und in ihr Dorf geschleppt. Ein solches Geschrei und Geschnatter haben Sie in Ihrem Leben noch nicht gehört, Malone. Die Affenmenschen waren halb wahnsinnig in ihrem Siegesrausch, während die kleinen, rothäutigen Kerle von Eingeborenen – es sind Indianer – so zerschunden und zerbissen waren, daß sie sich kaum mehr aufrecht halten konnten. Die Affen haben zwei von ihnen an Ort und Stelle umgebracht. Einem haben sie glatt den Arm ausgerissen. Es war grauenvoll anzusehen. Und die tapferen kleinen Burschen haben keinen Laut von sich gegeben. Summerlee hat die Besinnung verloren, und sogar Challenger war grün im Gesicht ... Ich glaube, jetzt sind sie weg, oder?«

Wir lauschten, aber außer dem Zwitschern der Vögel war nichts zu hören. Lord Roxton fuhr in seinem Bericht fort.

»Sie hatten ein unverschämtes Glück, Malone. Wenn die Affenmenschen nicht zufällig die Indianer gefangen genommen und Sie dadurch vergessen hätten, wären sie bestimmt zu unserem Lager zurückgelaufen und hätten Sie geholt. Sie hatten recht, Malone. Die Affen haben uns von Anfang an beobachtet, und sie wußten ganz genau,

daß einer fehlte. Sie dachten aber bloß an ihre Beute, und so kam es, daß Sie eben nicht von den Affenmenschen, sondern von mir geweckt worden sind.«

»Aber wie sind Sie denn entkommen?« fragte ich.

»Immer der Reihe nach«, sagte Lord John, als ob nicht er es gewesen wäre, der eben das Ende vorweggenommen hatte. »Wir haben noch etwas Schreckliches erlebt. Der reinste Alptraum ist das gewesen. Sie erinnern sich doch an die Stelle, wo wir das Skelett des Amerikaners gefunden haben, oder?«

»Allerdings!«

»Gut. Genau über diesem Bambusgestrüpp befindet sich das Dorf der Affenmenschen. Am Rande der Klippen ist ihre Hinrichtungsstätte, die ihnen gleichzeitig als Vergnügungsort dient, weil die Feinde, die sie gefangen nehmen, zum Gaudium aller da hinunterspringen müssen. Von den armen Teufeln mußte sich einer nach dem anderen in die Tiefe stürzen, während die Affen am Rand der Klippen hockten und zusahen, ob ihre Opfer nun aufgespießt wurden oder auf dem Boden auftrafen und sich alle Knochen brachen. Sie haben uns gezwungen, das grausame Schauspiel mit anzusehen.«

»Und alle zehn ...«

»Nein«, schnitt mir Lord John das Wort ab. »Gestern nur vier, die anderen haben sie sich für heute aufgehoben. Wir dachten natürlich, daß jeden Moment einer von uns an der Reihe ist, aber dem war nicht so. Auch uns haben sie sich für heute aufgehoben. Es ist denkbar, daß sie Challenger verschonen, aber Summerlee und ich stehen auf der

Liste, da führt kein Weg daran vorbei.«

»Woher wollen Sie das denn wissen?« fragte ich.

»Ganz einfach«, antwortete Lord John. »Die Sprache der Affenmenschen besteht zur Hälfte aus Zeichen und ist daher leicht zu verstehen. Ich wußte also, daß es höchste Zeit war, mich aus dem Staub zu machen. Ich hatte schon die ganze Zeit überlegt und wußte eines mit Sicherheit: ich war total auf mich selbst gestellt, denn auf die beiden Professoren war absolut kein Verlaß mehr. Als sie während der ganzen Zeit einmal kurz zusammenkamen, hatten sie nichts Besseres zu tun, als sich gleich wieder zu streiten, weil sie sich über die wissenschaftliche Klassifizierung der Bestien, die uns gefangen hielten, nicht einig werden konnten.«

»Nicht zu fassen«, sagte ich kopfschüttelnd.

»Das kann man wohl sagen«, fuhr Lord John fort. »Der eine behauptete, die Affen gehörten zur Gattung *Dryopithecus*, die man auf Java gefunden hat, und der andere war überzeugt davon, daß sie dem *Pithecanthropus* zuzuordnen seien. Wahnsinn nenne ich das! Verrückt sind sie, der eine wie der andere! Wie dem auch sei, ich hatte mir zwei Dinge überlegt. Erstens, daß die Affen auf freiem Gelände nicht so schnell laufen können wie wir Menschen, denn sie haben kurze, krumme Beine und einen plumpen Körper. Selbst Challenger dürfte schneller sein, und bei ihm kann man auch nicht gerade von Hochbeinigkeitsprechen. Und meine zweite Überlegung war, daß diese Affen nicht mit modernen Waffen umzugehen wissen. Meiner Meinung nach haben sie nicht einmal begriffen,

wie der Kerl, den ich angeschossen habe, zu seinem Loch im Wanst gekommen ist. Es stand also fest, daß es nur einen Ausweg aus dem Dilemma geben konnte – ich mußte an unsere Waffen herankommen.«

»Und dann?«

»Dann habe ich unserem Bewacher bei Tagesanbruch einen Tritt in die Magengrube versetzt, habe einen Kinnhaken hinterhergeschickt, ihn flachgelegt und bin getürmt.«

»Und die Professoren?«

»Die müssen wir jetzt aus der Gewalt der Affen befreien. Sie gleich mitzunehmen, war unmöglich. Challenger hockte auf dem Baum, und Summerlee hätte die Flucht nicht geschafft. Er war der Anstrengung nicht gewachsen. Die einzige Möglichkeit war, die Gewehre zu holen und dann zu versuchen, sie zu befreien. Es ist natürlich möglich, daß sie vor Wut über mein Verschwinden massakriert wurden, wobei ich glaube, daß sie Challenger nichts tun, aber bei Summerlee bin ich mir nicht so sicher. Auf ihn hatten sie es von Anfang an abgesehen, also habe ich seine Lage durch meine Flucht nicht noch schlimmer gemacht, als sie bereits war. Es ist jetzt natürlich Ehrensache, daß wir uns zu dem Dorf schleichen und sie rausholen oder mit ihnen zusammen ins Gras beißen. Bereiten Sie sich also seelisch schon darauf vor, mein lieber Malone, denn eine andere Möglichkeit gibt es nicht.«

Ich habe mich bemüht, Lord Johns Sprechweise wiederzugeben, den halb schnoddrigen, halb scherzhaften Ton, der einen leicht vergessen lassen konnte, daß er die

geborene Führernatur war. Sobald sich Gefahr zusammenballte, wurde seine Rede knapp und abgehackt, die kalten Augen leuchteten wachsam auf, der Schnurrbart, der mich immer an Don Quichotte erinnerte, schien vor Aufregung zu knistern. Seine Liebe zum Abenteuer, seine Tendenz, jedes Wagnis im Leben für eine Art Sport zu halten, machten ihn zu einem Kameraden, wie man sich ihn verlässlicher nicht hätte wünschen können. Wäre mir nicht die Angst um die Professoren im Nacken gesessen, ich hätte mich mit Vergnügen auf seiner Seite in das bevorstehende Abenteuer gestürzt.

Wir wollten uns gerade in unserem Versteck aufrichten, als er mich am Arm packte und zurückdrückte.

»Aufgepaßt!« flüsterte er. »Da kommen sie.«

Von der Stelle aus, an der wir hockten, fiel unser Blick durch eine Art Laubengang aus Baumstämmen und Zweigen, und genau durch diesen Gang kam eine Gruppe von Affenmenschen. Im Gänsemarsch kamen sie auf ihren krummen Beinen dahergewatschelt, den Rücken gebeugt, die Hände gelegentlich auf dem Boden schleifend. Ihre Köpfe ruckten hin und her, von rechts nach links und von links nach rechts. Durch den gebeugten Gang wirkten sie kleiner, als sie es in Wirklichkeit waren. Ich schätzte sie auf etwa fünf Fuß. Die meisten von ihnen waren mit Prügeln bewaffnet. Auf die Entfernung sahen sie wie haarige, mißgestaltete Menschen aus.

»Die lassen wir laufen«, flüsterte Lord John mir zu und senkte das Gewehr. »Wir müssen uns still verhalten, bis sie die Suche aufgeben haben, und sie dann in ihrem Dorf

überfallen. Wir warten noch eine Stunde, dann machen wir uns auf den Weg.«

Wir benutzten die Zeit dazu, eine Büchse zu öffnen und etwas zu essen. Lord John, der seit über vierundzwanzig Stunden nichts zu sich genommen hatte, verschlang Dreiviertel davon.

Und schließlich brachen wir auf, die Taschen voll Patronen, die Gewehre durchgeladen. Zur Vorsicht markierten wir das Versteck, um es notfalls wieder finden zu können. Schweigend pirschten wir durch das Unterholz, bis wir am Rand der Klippen, ganz in der Nähe unseres ersten Lagers waren. Hier hielten wir einen Moment an, und Lord John legte mir seinen Schlachtplan vor.

»Solange wir im Unterholz sind, sind uns die Affen überlegen«, sagte er. »Sie sehen uns, aber wir sehen sie nicht. Auf freiem Feld ist es umgekehrt. Da sind wir im Vorteil, weil wir schneller vorwärtskommen. Wir müssen uns also möglichst im offenen Gelände bewegen. Am Rande des Plateaus stehen nur vereinzelt hohe Bäume, folglich schleichen wir uns daran entlang. Gehen Sie langsam, halten Sie die Augen offen und das Gewehr schußbereit. Und das Wichtigste, Malone – lassen Sie sich um alles in der Welt nicht von ihnen gefangen nehmen, solange Sie noch eine Kugel im Lauf haben.«

Am Rand der Klippen angekommen, blickte ich hinunter. Unser guter schwarzer Zambo hockte direkt unter uns auf einem Felsblock und rauchte eine dicke Zigarre. Ich hätte etwas darum gegeben, ihn rufen und ihm sagen zu können, wie es um uns stand, aber das wäre zu gefährlich gewesen.

Um uns herum wimmelte es von scheußlichen Kreaturen. Immer wieder hörten wir ihr seltsames Schnattern, und immer wieder hechteten wir uns hinter einen Busch und rührten uns nicht, bis sie vorbei waren.

Wir kamen daher nur sehr langsam vorwärts, und zwei Stunden waren wenigstens verstrichen, bis ich plötzlich an Lord Johns vorsichtigen Bewegungen sah, daß wir am Ziel sein mußten. Er befahl mir durch ein Zeichen, mich zu ducken, während er weiterkroch.

Nach etwa einer Minute war er wieder zurück.

»Schnell!« zischte er. »Los, schnell. Ich bete zu Gott, daß wir nicht zu spät kommen.«

Ich zitterte vor Aufregung, als ich vorwärtskroch, mich neben ihn legte und zwischen den Büschen hindurch auf eine Lichtung spähte, die sich vor uns ausdehnte.

Es war ein Anblick, den ich nie vergessen werde, bis an meinen letzten Tag nicht – so unwirklich, so unfaßlich, daß ich nicht weiß, wie ich ihn beschreiben soll. Falls es mir vergönnt ist, noch einmal auf dem Sofa im Savage-Club zu sitzen und auf die eintönige Uferpromenade hinauszublicken, wird mir dies alles wie ein übler Traum, wie ein Fieberdelirium vorkommen. So will ich es jetzt aufschreiben, solange ich es noch frisch im Gedächtnis habe. Lord John, der an meiner Seite im feuchten Gras gelegen hat, wird bezeugen können, daß ich die Wahrheit sage.

Ein weiter freier Platz lag vor uns – einige hundert Meter im Durchmesser. Er reichte bis unmittelbar an den Rand der Klippen und war mit grünem Rasen und Farnbüschen bewachsen. Darum herum ein Halbkreis von Bäumen, in

deren Zweigen, übereinandergebaut, merkwürdige Hütten aus Laub steckten. In den Eingängen der Hütten und auf den Ästen der Bäume drängte sich eine dichte Menge von Affenmenschen, die ich wegen ihrer Größe für Frauen und Kinder des Stammes hielt. Sie bildeten den Hintergrund des Bildes und blickten mit gespanntem Interesse auf die Szene, die uns den Atem stocken ließ.

Im Freien, dicht am Rande der Klippen, hatte sich eine Horde von ein paar hundert dieser zottigen, rothaarigen Kreaturen versammelt und zu meinem großen Erstaunen nach einer gewissen Ordnung postiert. Vorn stand eine Gruppe Indianer – kleine, wohlproportionierte, rothäutige Burschen, deren Haut im hellen Sonnenlicht wie Bronze leuchtete. Ein langer, dünner weißer Mann stand neben ihnen, den Kopf gesenkt, die Arme verschränkt. Seine Haltung drückte Verzweiflung und Niedergeschlagenheit aus. Die eckige Gestalt gehörte unverkennbar Professor Summerlee.

Vor dieser kläglichen Gruppe von Gefangenen und um sie herum standen mehrere Affenmenschen, die sie scharf bewachten und jede Flucht unmöglich machten. Etwas abseits standen zwei Gestalten am Rand der Klippen. Sie wirkten derart merkwürdig und trotz der ernsten Lage lächerlich, daß ihnen meine ganze Aufmerksamkeit galt. Die eine davon war unser Professor Challenger. Die Überreste seiner Jacke hingen ihm in Fetzen von den Schultern, sein Hemd war zerrissen, und sein großer Bart ging in das schwarze Gestrüpp auf seiner Brust über. Den Hut hatte er verloren, und die Haare, die auf unserer Reise tüch-

tig gewachsen waren, hingen ihm wild ins Gesicht. Es sah aus, als ob ein einziger Tag genügt hätte, um ihn in einen Wilden zu verwandeln.

Neben ihm stand sein Herr und Meister, der Anführer der Affenmenschen. Er war, wie Lord John schon gesagt hatte, das getreue Ebenbild unseres Professors, nur daß seine Hautfarbe nicht weiß, sondern rot war. Die gleiche kurze, untersetzte Gestalt, die gleichen massigen Schultern, die gleichen nach vorn hängenden Arme, der gleiche struppige Bart, der bis auf die haarige Brust fiel.

Nur oberhalb der Augenbrauen bildeten die flache Stirn und der niedrige, runde Schädel des Affenmenschen zu der gewölbten Stirn und dem hohen Scheitel des Europäers einen scharfen Kontrast. Ein blutiges Drama spielte sich jetzt vor uns ab. Zwei Affenmenschen hatten einen der Indianer gepackt und schleppten ihn an den Rand der Klippen. Der Anführer hob die Hand. Sie packten den Mann an Armen und Beinen und schwenkten ihn dreimal mit unheimlicher Kraft vor und zurück. Dann warfen sie den armen Teufel mit einem so gewaltigen Schwung über den Abgrund, daß er in hohem Bogen durch die Luft flog, ehe er abzustürzen begann. Als er verschwand, stürzte die ganze Meute mit Ausnahme der Wachen nach vorn. Es folgte eine lange Pause, bis das erwartungsvolle Schweigen schließlich von einem irren Freudengebrüll zerrissen wurde. Die Affen sprangen umher und schwenkten ihre langen behaarten Arme. Dann traten sie schließlich wieder zurück, stellten sich in ihrer alten Ordnung auf und warteten auf das nächste Opfer.

Das war Summerlee. Zwei seiner Bewacher packten ihn an den Handgelenken und zerrten ihn brutal nach vorn. Er zappelte und flatterte wie ein Huhn, das aus dem Käfig gerissen wird. Challenger hatte sich dem Anführer zugewandt und fuchtelte erregt mit den Händen. Er bat und flehte um das Leben seines Kameraden. Der Affenmensch stieß ihn roh beiseite und schüttelte den Kopf.

In dem Moment krachte Lord Johns Flinte, und der Anführer sank zu Boden.

»Schießen Sie mitten rein! Los, schießen Sie!« schrie Lord John.

Auch im Herzen des alltäglichsten Menschen gibt es unergründlich düstere Tiefen. Ich habe schon beim Schrei eines verwundeten Hasen feuchte Augen bekommen, jetzt aber packte mich die Blutgier. Ich sprang auf, schoß das eine Magazin leer, dann das andere, riß die Kammer auf, lud durch, schoß wieder und schrie und lachte aus purer Zerstörungswut.

Wir richteten mit unseren vier Gewehren ein schreckliches Blutbad an. Die beiden Wachtposten, die Summerlee festgehalten hatten, lagen zusammengekrümmt am Boden. In seiner Verwunderung wankte der Professor umher wie ein Betrunkener und konnte es nicht fassen, daß er frei war. Die Horde der Affenmenschen rannte kopflos durcheinander und versuchte zu begreifen, wo dieser entsetzliche Todessturm herkam und was er bedeuten sollte. Sie winkten, gestikulierten, schrien und stolperten über die Gefallenen. Dann rasten sie plötzlich mit Geheul zu den Bäumen, um Deckung zu suchen. Die Gefangenen ließen

sie allein in der Mitte der Wiese stehen.

Challenger hatte die Situation sofort erfaßt. Er packte den verwirrten Summerlee am Arm und zog ihn mit sich in unsere Richtung. Zwei Affenmenschen sprangen ihnen nach und brachen unter zwei Schüssen von Lord John zusammen. Wir stürzten unseren Freunden entgegen und drückten jedem ein geladenes Gewehr in die Hand, aber Summerlee war am Ende seiner Kräfte. Er konnte sich kaum noch auf den Beinen halten.

Die Affenmenschen hatten sich inzwischen von ihrer ersten Panik erholt. Sie drangen im Gebüsch vor und drohten uns den Rückweg abzuschneiden. Challenger und ich schleiften Summerlee mit, jeder an einem Ellbogen. Lord John deckte unseren Rückzug, immer wieder feuernd, sobald eine wilde Fratze aus dem Gebüsch auftauchte. Während mindestens einer Meile blieben uns die schnatternden Bestien auf den Fersen. Dann ließ die Verfolgung nach. Sie wollten sich offensichtlich nicht länger dem vernichtenden Gewehrfeuer aussetzen.

Als wir endlich das Lager erreichten, sahen wir zurück und stellten fest, daß wir allein waren.

Den Eindruck hatten wir zumindest, aber wir hatten uns getäuscht. Kaum hatten wir die Dornen unserer Hecke verschlossen, uns gegenseitig die Hände geschüttelt und uns keuchend neben der Quelle zu Boden sinken lassen, als wir ein Getrappel nackter Füße hörten und dann leise, klagende Rufe vor unserem Eingang vernahmen. Lord John sprang mit der Flinte in der Hand vor und öffnete. Hingestreckt, das Gesicht auf dem Boden, lagen

dort die vier überlebende Indianer, die aus Furcht vor uns zitterten und uns dennoch um Schutz anflehten. Mit einer ausdrucksvollen Gebärde deutete einer von ihnen auf den Wald ringsum, um uns zu verstehen zu geben, daß er voller Gefahren steckte. Dann stürzte er vor, schlang seinen Arm um Lord Johns Füße und legte sein Gesicht darauf.

»Sapperlott!« rief unser Edelmann und zupfte sich ratlos am Schnurrbart. »Was, zum Teufel, sollen wir jetzt mit diesen Leuten anfangen? Steh auf, kleines Kerlchen, und nimm dein Gesicht von meinen Stiefeln!«

Summerlee setzte sich und stopfte mit zitternden Händen seine alte Pfeife.

»Wir müssen die Indianer in Sicherheit bringen«, sagte er. »Sie und der junge Mr. Malone haben uns dem Tode entrissen. Auf mein Wort! Das war ein sauberes Stück Arbeit!«

»Bewundernswert!« rief Challenger. »Bewundernswert! Nicht nur wir schulden Ihnen Dank für das, was Sie getan haben, sondern auch die Wissenschaft schlechthin. Das Verschwinden von Professor Summerlee und mir hätte eine schmerzliche Lücke in der modernen zoologischen Forschung hinterlassen. Unser junger Freund und Sie haben eine kolossale Leistung vollbracht.«

Er strahlte uns mit seinem väterlichen Lächeln an. Aber die Wissenschaft schlechthin wäre erstaunt gewesen, hätte sie ihren auserwählten Sohn mit seinen verfilzten, ungekämmten Haaren, seiner bloßen Brust und seiner zerfetzten Kleidung sehen können. Er saß da, eine Fleischdose zwischen die Knie geklemmt, und hielt ein großes Stück

australisches Hammelfleisch in der Hand. Der Indianer blickte zu ihm hinüber, warf sich dann mit leisem Winseln zu Boden und klammerte sich an Lord Johns Bein.

»Aber du brauchst doch keine Angst zu haben, mein Junge«, sagte Lord John und tätschelte den Kopf zu seinen Füßen. »Er kann Ihren Anblick nicht ertragen, Challenger! Und das wundert mich nicht. Schon gut, kleiner Bursche, er tut dir nichts, er ist auch nur ein Mensch wie wir.«

»Ich muß doch sehr bitten!« rief der Professor.

»Seien Sie doch froh, daß Sie nicht aussehen wie jedermann, Professor Challenger«, sagte Lord John und grinste. »Dieser Affenkönig hätte Sie sonst nie ...«

»Sie gehen zu weit, Lord John«, fiel ihm Challenger ins Wort. »Ich verbitte mir derlei Bemerkungen.«

»Sie entsprechen aber den Tatsachen.«

»Ich darf Sie trotzdem bitten, das Thema zu wechseln. Ihre Feststellungen sind irrelevant und interessieren niemanden auch nur im geringsten. Wir stehen hier vor der Frage, was wir mit den Indianern anfangen. Am besten wäre es, sie nach Hause zu bringen, aber dazu müßten wir wissen, wo sie zu Hause sind.«

»Mr. Melone weiß es. Wenn ich ihn richtig verstanden habe, dann ist es ganz schön weit bis zu ihren Höhlen.«

»An die zwanzig Meilen«, sagte ich. Professor Summerlee stöhnte. »Ich schaffe das nie, das kann ich Ihnen gleich sagen. Außerdem höre ich diese Bestien schon wieder heulen.«

Jetzt hörten wir sie auch. Aus der Tiefe des Waldes drangen die unartikulierten Schreie der Affenmenschen. Die Indianer brachen erneut in Angstgewimmer aus.

»Nichts wie weg von hier«, rief Lord John. »Sie helfen Professor Summerlee, Mr. Malone. Wir halten die Gewehre schußbereit. Die Indianer müssen unseren Proviant tragen. Los, kommen Sie, bevor sie uns entdecken!«

Nach einer knappen halben Stunde hatten wir den markierten Zufluchtsort im Unterholz erreicht und uns dort versteckt. Den ganzen Tag über hörten wir die Affenmenschen Richtung Fort Challenger trampeln, aber in unsere Richtung kamen sie nicht. Professor Challenger, Lord John und ich lösten uns in unseren Wachen ab, die anderen schliefen einen tiefen, erschöpften Schlaf.

Gegen Abend, ich war gerade etwas eingedöst, zupfte mich jemand am Ärmel. Ich schlug die Augen auf und sah Professor Challenger neben mir knien.

»Sie zeichnen diese Ereignisse doch auf, junger Mann«, sagte er mit feierlichem Gesicht.

»Richtig«, antwortete ich.

»Und Sie wollen Ihre Aufzeichnungen doch eines Tages veröffentlichen, oder?«

»Ja.«

»Gut. Lord John hat da so einige Bemerkungen fallen lassen, die darauf hinweisen sollten, daß eine gewisse Ähnlichkeit zwischen mir und diesen ... diesen ...«

»Ja, ich habe sie gehört.«

»Dann brauche ich wohl nicht zu betonen, daß die Wiedergabe dieser Bemerkungen und vor allem die Veröffentlichung äußerst beleidigend für mich wären.«

»Ich werde mich strikt an die Wahrheit halten«, sagte ich.

»Lord John pflegt in regelmäßigen Abständen recht phantasievolle und übertriebene Feststellungen zu machen, die lediglich dazu geeignet sind, die Würde des Individuums zu untergraben. Verstehen Sie, was ich meine?«

»Vollkommen.«

»Dann überlasse ich die Angelegenheit Ihrem Taktgefühl, junger Mann.« Es folgte eine lange Pause. »Der Affenkönig – wie Lord John sich ausdrückte – ist übrigens ein sehr bemerkenswertes Geschöpf«, fuhr er schließlich fort. »Ausgesprochen gut aussehend und intelligent. Ist Ihnen das nicht auch aufgefallen?«

»Doch«, antwortete ich. »Eine echte Persönlichkeit.« Ein Stein fiel dem Professor vom Herzen. Erleichtert legte er sich auf den Boden und schlief weiter.

### *Das waren die wirklichen Errungenschaften*

Wir hatten uns eingebildet, daß unsere Verfolger, die Affenmenschen, von unserem Versteck im Unterholz nichts wüßten, aber wir sollten bald merken, daß wir uns verrechnet hatten. Man hörte keinen Laut im Wald. Nicht ein Blatt regte sich in den Bäumen, alles war friedlich um uns. Aber durch frühere Erlebnisse hätten wir eigentlich wissen müssen, wie schlau und geduldig diese Kreaturen beobachten und abwarten konnten, bis ihre Chance kam.

Auch nach dem ausgedehnten Schlaf waren alle noch erschöpft. Die Strapazen des Vortages und das unzureichende Essen machten sich bemerkbar. Summerlee war noch immer so schwach, daß er sich nur mit Mühe auf den Beinen halten konnte. Er besaß jedoch eine verbissene Energie und wollte sich nicht geschlagen geben. Wir hielten eine Lagebesprechung ab und beschlossen, noch für ein oder zwei Stunden hierzubleiben und unser dringend notwendiges Frühstück einzunehmen. Danach wollten wir uns über das Plateau und um den Gladys-See herum zu den Höhlen schleichen, wo die Indianer hausten. Wir rechneten damit, daß unsere Schützlinge ein gutes Wort einlegen und uns einen herzlichen Empfang bei ihren Genossen sichern würden. Und dann, nach Erfüllung dieser Aufgabe und im Besitz wertvoller Kenntnisse über dieses Land,

wollten wir unsere ganze Energie auf die lebenswichtige Frage unseres Abstiegs richten. Sogar Challenger war jetzt bereit zuzugeben, daß wir dann alles Menschenmögliche getan hatten und verpflichtet waren, unsere Entdeckungen zurück in die Zivilisation zu tragen.

Wir konnten uns endlich die Indianer, die wir gerettet hatten, in Ruhe etwas näher ansehen. Sie waren kleine Männer, drahtig, gelenkig und gut gebaut. Ihre langen schwarzen Haare waren am Hinterkopf mit Lederbändern zu einem Knoten gebunden. Auch ihr Lendenschurz war aus Leder. Sie hatten bartlose, gutgeschnittene und gutmütige Gesichter. Ihre zerfetzten, blutigen Ohrläppchen ließen erkennen, daß sie darin Schmuckstücke getragen hatten, die ihre Peiniger herausgerissen hatten. Ihre Sprache war fließend, aber wir verstanden natürlich kein Wort davon. Als sie aufeinander zeigten und mehrmals das Wort *Accala* wiederholten, vermuteten wir, daß das der Name ihres Volkes war. Zuweilen, die Gesichter von Furcht und Haß verzerrt, drohten sie mit geballten Fäusten in den Wald hinein und riefen *Doda! Doda!*, was offenbar die Bezeichnung für den Feind war.

»Was halten Sie von ihnen, Challenger?« fragte Lord John.  
»Für mich steht fest, daß der kleine Bursche, der den Kopf vorn rasiert hat, ein Häuptling ist.«

In der Tat mußte dieser Mann eine bevorzugte Stellung einnehmen, denn die anderen wagten nur mit allen Anzeichen tiefen Respekts das Wort an ihn zu richten. Er schien der jüngste von ihnen zu sein, war aber dennoch von so stolzer, hochmütiger Haltung, daß er sich wie ein

ungezähmtes Pferd aufbäumte und sich mit blitzenden Augen entfernte, als Challenger ihm seine große Pranke auf den Kopf legte. Dann hielt er sich die Hand vor die Brust und wiederholte in würdevoller Haltung mehrere Male das Wort *Mareta*. Der Professor packte unbeeindruckt den nächsten Indianer an der Schulter und machte sich daran, über ihn zu dozieren, als hätte er ein ausgestopftes Exemplar vor sich.

»Ob man nun nach der Schädelkapazität, dem Stirnwinkel oder nach irgendwelchen anderen Methoden urteilt«, sagte er mit seiner schulmeisterlichen Art, »man kann die Entwicklungsstufe dieser Leute durchaus nicht als primitiv bezeichnen. Im Gegenteil, ich würde sie weit höher ansetzen als die Entwicklungsstufe von so manchem südamerikanischen Indianerstamm, der mir begegnet ist. Wie sich diese Rasse hier entwickelt haben kann, können wir uns mit unseren herkömmlichen Theorien nicht erklären. Das gilt meiner Meinung nach auch für die Affenmenschen. Sie sind so viel höher entwickelt als jedes Tier, das uns bisher hier begegnet ist, daß man den Ursprung ihrer Entwicklungsgeschichte nicht hier auf diesem Plateau suchen darf.«

»Aber sie können ja nicht vom Himmel gefallen sein«, sagte Lord John.

»Das mit Sicherheit nicht«, sagte Professor Challenger. »Die Frage ihres Ursprungs wird in wissenschaftlichen Kreisen Europas und Amerikas heftige Diskussionen auslösen. Ich habe natürlich bereits meine Erklärung für das Phänomen.« Er warf sich in die Brust und setzte

eine hochmütige Miene auf. »Folgendes: Den gegebenen Bedingungen der geografischen Lage des Landes entsprechend, hat sich das tierische Leben bis zum vertebralen Stadium entwickelt, wobei alte Spezies überlebten und gemeinsam mit den neuen Formen tierischen Lebens dieses Plateau bevölkerten. Daher treffen wir neuzeitliche Geschöpfe wie den Tapir an – ein Tier mit einer stattlich langen Ahnenreihe –, den Hirsch und den Ameisenbär, wie auch Reptilien des Jurazeitalters. Soweit ist der Fall klar. Aber – wie steht es nun mit den Affenmenschen und den Indianern? Wie soll sich der wissenschaftlich denkende Mensch ihre Anwesenheit auf diesem Plateau erklären? Doch nur durch eine Invasion von außen. Es ist durchaus denkbar, daß in längst vergangenen Zeiten ein anthropoider Affe in diesen Breitengraden existiert und seinen Weg auf das Plateau gefunden hat. Er hat sich weiterentwickelt, und schließlich wurde er zu der Kreatur, die wir gesehen haben und die ...« – er sah mich mit scharfem Blick an – »zum Teil vom Aussehen und der Gestalt her mit den Menschen verglichen werden könnte, wäre sie mit Intelligenz ausgestattet.«

»Ja, mit Intelligenz«, warf Lord John ein.

Professor Challenger ignorierte die Bemerkung. »Was nun diese Indianer anbelangt«, fuhr er unbeirrt fort, »so besteht für mich kein Zweifel, daß sie erst später auf das Plateau gekommen sind. Von Hunger und dem Kampf ums Dasein getrieben, haben sie sich in das Maple-White-Land geflüchtet. Da sie hier wilde Tiere vorfanden, Ungeheuer von bisher nicht gekannter Scheußlichkeit und Brutalität,

haben sie sich in Höhlen verschanzt – unser junger Freund hat die Lage dieser Höhlen beschrieben und sie mit eigenen Augen gesehen. Aber nicht nur monströse Ungeheuer zählten zu den Feinden der Neuankömmlinge, sondern auch die Affenmenschen, die jene als Eindringlinge betrachteten und einen erbitterten Kampf gegen sie führten und noch führen. Einen Kampf, der mit einer Schläue geführt wird, zu der die Ungeheuer nicht fähig sind. Und damit dürfte wohl auch ihre begrenzte Anzahl erklärt sein. Die der Indianer, meine ich natürlich. Habe ich mich verständlich ausgedrückt, meine Herren, oder sind noch irgendwelche Erklärungen nötig?«

Professor Summerlee war zu erschöpft, um das übliche Streitgespräch anzuzetteln, und schüttelte lediglich mißbilligend den Kopf, während Lord John erklärte und sich dabei am Kopf kratzte, daß dies nicht seine Gewichtsklasse sei und er daher auf einen Kampf verzichte.

Und ich, ich war wieder einmal derjenige, der den Dingen durch seine prosaische und praktische Art die plötzliche Wende gab. Diesmal mit der Feststellung, daß einer der Indianer verschwunden war.

»Erholt vielleicht bloß Wasser«, sagte Lord John. »Eine der leeren Büchsen fehlt – das ist der Beweis.«

»Wo holt er Wasser?« fragte ich. »Etwa in unserem Lager?«

»Nein, vom Bach. Er ist bloß ein paar hundert Meter von hier entfernt. Aber er läßt sich Zeit, stelle ich fest.«

»Ich sehe mal lieber nach«, sagte ich, nahm mein Gewehr und ging.

Es mag unbesonnen erscheinen, daß ich die Deckung unseres Dickichts aufgab, und sei es auch nur für ein so kurzes Stück. Man muß jedoch bedenken, daß wir viele Meilen vom Affendorf entfernt waren, die Bestien offenbar unseren Schlupfwinkel noch nicht entdeckt hatten und ich mit meinem Gewehr in der Hand keine Angst vor ihnen zu haben brauchte.

Nach kurzer Zeit schon hörte ich das Gemurmel des Bachs, aber ein Gestrüpp aus Bäumen und Buschwerk verdeckte ihn noch. An einer Stelle, die eben außerhalb des Gesichtsfeldes meiner Gefährten lag, bahnte ich mir einen Weg hindurch. Plötzlich bemerkte ich etwas Rotes, das zusammengekrümmt zwischen den Büschen lag. Als ich näher herankam, stellte ich voller Schrecken fest, daß es die Leiche des vermißten Indianers war. Er lag auf der Seite, die Knie an den Leib gezogen, den Kopf unnatürlich verdreht, so daß er über seine eigene Schulter zu blicken schien.

Ich rief nach meinen Freunden, rannte vorwärts und beugte mich über den Toten. Mein Schutzengel muß in diesem Augenblick ganz in meiner Nähe gewesen sein, denn irgendeine instinktive Furcht oder vielleicht auch ein leises Rascheln in den Blättern ließ mich hochblicken. Aus dem dichten, grünen Laub über meinem Kopf kamen langsam zwei lange muskulöse, mit roten Haaren bedeckte Arme herab. Noch einen Augenblick länger, und die großen Hände hätten meine Kehle umklammert. Ich sprang zurück, aber so schnell ich auch reagierte, die Hände waren noch flinker. Wohl verfehlten sie durch meinen plötzlichen

Sprung ihren tödlichen Griff, aber die eine packte mich im Genick und die andere am Gesicht. Ich riß die Hände empor, um meine Kehle zu schützen. Im nächsten Moment war die riesige Pfote von meinem Gesicht auf den Hals herabgeglitten. Mühelos wurde ich vom Boden hochgehoben und fühlte, wie ein unwiderstehlicher Druck meinen Kopf weiter und weiter nach hinten zwang, bis die Spannung meiner Halswirbel unerträglich wurde. Mit letzter Kraft zerrte ich an der würgenden Hand und konnte sie von meinem Kinn wegdrücken. Ich blickte hoch und sah in ein furchtbares Gesicht mit erbarmungslosen hellblauen Augen, die derart hypnotisch auf mich wirkten, daß ich mich plötzlich nicht mehr wehren konnte. Als die Bestie spürte, wie ich in ihrem Griff erschlaffte, blitzten zwei weiße Fangzähne zu beiden Seiten des scheußlichen Mauls auf. Der Druck auf mein Kinn verstärkte sich von neuem. Dünne, farbige Nebel schillerten vor meinen Augen, und in meinen Ohren klingelten silberhelle Glöckchen. Undeutlich hörte ich aus weiter Ferne einen Schuß krachen und spürte, wie ich fiel und auf den Boden aufschlug, wo ich besinnungslos liegenblieb.

Als ich wieder zu mir kam, lag ich in unserem Versteck. Jemand hatte Wasser vom Bach geholt, und Lord John benetzte mir die Stirn, während mir Challenger und Summerlee mit besorgten Gesichtern den Kopf stützten. Für einen Moment tat ich einen Blick in die menschlichen Seelen hinter den wissenschaftlichen Masken. Es war mehr der Schock als eine wirkliche Verletzung, was mich umgeworfen hatte, und schon nach einer halben Stunde

konnte ich mich – wenn auch mit schmerzdem Kopf und steifem Nacken – wieder aufsetzen.

»Mein lieber Malone, Sie sind gerade noch mal davongekommen«, sagte Lord John. »Als ich Ihren Schrei hörte, angerannt kam und den halb verdrehten Kopf und Ihre zappelnden Beine sah, dachte ich schon, wir wären einer weniger. In meiner Aufregung habe ich das Biest verfehlt, aber es hat Sie wenigstens losgelassen und war weg wie der Blitz. Verflixt! Wenn wir fünfzig Mann mit Gewehren hier hätten, ich würde die verdammte Bande ausräuchern und dieses Land gesäuberter verlassen, als wir es angetroffen haben.«

Es stand nun fest, daß die Affenmenschen uns aufgespürt hatten und wir von allen Seiten beobachtet wurden. Während des Tages hatten wir nicht viel zu befürchten, aber im Dunkeln würden sie über uns herfallen. Je eher wir also aus ihrer Nachbarschaft verschwanden, desto besser. Auf drei Seiten waren wir von dichtem Wald umgeben, dort konnten wir in einen Hinterhalt geraten. Auf der vierten Seite aber – die zum See hin abfiel – gab es nur niedriges Unterholz und vereinzelte Bäume, dazwischen gelegentlich eine Wiese. Dort entlang lief auch der Weg, den ich auf meiner nächtlichen Wanderung genommen hatte. Er führte uns direkt auf die Höhlen zu. Alles sprach also dafür, diese Richtung einzuschlagen.

Unser altes Lager gaben wir höchst ungern auf – nicht allein der Vorräte wegen, sondern vor allem, weil wir die Verbindung zu Zambo verloren. Munition war ausreichend vorhanden, jeder war noch im Besitz seines Gewehrs, und

das war wenigstens beruhigend. Irgendwann, und das hoffentlich bald, würden wir zum Fort Challenger zurückkehren und den Kontakt mit dem Schwarzen wieder aufnehmen können. Er hatte fest versprochen, zu bleiben wo er war, und keiner zweifelte an seinen Worten.

Am frühen Nachmittag brachen wir auf. Der junge Häuptling ging voran und zeigte uns den Weg. Er hatte es kategorisch abgelehnt, irgendwelche Lasten zu tragen. Hinter ihm kamen die beiden anderen überlebenden Indianer mit unseren spärlichen Habseligkeiten auf dem Rücken. Wir vier Weißen gingen mit geladenen und schußbereiten Gewehren als letzte. Bei unserem Aufbruch erhob sich in den dichten Wäldern hinter uns plötzlich ein lautes Geheul, das ebensogut Triumphgeschrei wie Hohngelächter über unsere Flucht sein mochte. Als wir uns umblickten, sahen wir nur die dichte Wand der Bäume. Aber dieses Gebrüll sagte uns deutlich genug, wie viele unserer Feinde dahinter lauerten. Die Affen machten jedoch keine Anstalten, uns zu verfolgen, und wir waren bald im freien Gelände und außerhalb ihres Machtbereichs.

Während ich so als letzter von uns vieren dahintrotete, konnte ich ein Lächeln über die äußere Erscheinung meiner drei Gefährten nicht unterdrücken. War das der elegante Lord Roxton, der mir an jenem Abend inmitten seiner persischen Teppiche und Gemälde im gedämpften Licht seiner luxuriösen Wohnung im Albany gegenübergesessen hatte? Und war das der gebieterische Professor,

der hinter dem großen Schreibtisch in seinem riesigen Arbeitszimmer in Enmore-Park gethront hatte? Und schließlich: War das die ehrwürdige Gestalt, die vor die Versammlung im Zoologischen Institut getreten war? Zu Hause in England hätte man lange suchen müssen, bis man drei ähnlich zerlumpte Landstreicher aufgetrieben hätte. Dabei befanden wir uns erst seit etwa einer Woche auf dem Plateau. Aber all unsere zusätzlichen Kleidungsstücke waren im Lager geblieben. Meine drei Freunde hatten ihre Hüte verloren und sich statt dessen Taschentücher um den Kopf gebunden. Ihre Kleidung hing in Fetzen herunter, und ihre unrasierten, verschmierten Gesichter waren kaum noch zu erkennen. Sowohl Summerlee als auch Challenger hinkten stark, und ich schleifte meine Füße nur mühsam über den Boden, immer noch von dem Schock am Morgen geschwächt. Mein Nacken fühlte sich von dem mörderischen Griff noch steif an wie ein Holzklötz. Wir waren wirklich ein trauriger Haufen. Es wunderte mich gar nicht, daß unsere indianischen Begleiter sich gelegentlich verwundert nach uns umblickten.

Am Spätnachmittag erreichten wir den See. Als wir aus dem Gebüsch hervortraten und die Wasserfläche vor uns liegen sahen, stießen die Indianer einen schrillen Freudenschrei aus und zeigten aufgeregt nach vorn. Dort bot sich uns ein wundervoller Anblick. Leicht über die glasige Oberfläche dahingleitend, kam eine ganze Flotte von Kanus geradewegs auf unser Ufer zu. Sie waren noch einige Meilen entfernt, kamen aber mit

großer Geschwindigkeit näher, und bald konnten die Ruderer uns sehen. Sofort erhob sich bei ihnen ein lautes Freudengeheul. Sie standen von ihren Sitzen auf und schwangen Paddel und Speere. Dann machten sie sich wieder ans Werk, flogen über die Wasserfläche dahin, zogen ihre Boote auf den flachen Sand hinauf und liefen auf uns zu. Mit lauten Begrüßungsrufen warfen sie sich vor ihrem jungen Häuptling zu Boden. Ein älterer Mann mit einer Halskette, einem Armband aus funkelnden Perlen und einem schönen bernsteinfarbenen Fell über den Schultern ging auf den Jüngling zu und umarmte ihn. Er deutete auf uns und stellte ein paar Fragen, dann kam er würdevoll näher und umarmte der Reihe nach jeden von uns. Anschließend mußte sich auf seinen Befehl der ganze Stamm vor uns zu Boden werfen. Mir war diese sklavische Verehrung reichlich peinlich. Lord John und Summerlee schien es nicht anders zu gehen. Bloß Challenger blühte auf wie eine Blume im Sonnenschein.

»Sie mögen unterentwickelt sein«, sagte er, strich sich den Bart und blickte auf sie herab. »Aber ihr Benehmen gegenüber Höhergestellten könnte so manchem unserer Europäer als Beispiel dienen. Sonderbar, wie unfehlbar doch die Instinkte des Naturmenschen sind!«

Die Eingeborenen befanden sich offenbar auf Kriegspfad, denn jeder Mann war mit einem Speer – einem langen Bambusstab mit Knochenspitze –, Pfeil und Bogen und einer Art Keule oder Streitaxt bewaffnet. Die zornigen Blicke Richtung Wald und die häufige Wiederholung des Wortes *Doda* zeigten deutlich genug, daß sie losgezogen waren,

um den Sohn des alten Häuptlings zu retten oder seinen Tod zu rächen.

Der Stamm hielt jetzt, in weitem Kreis hockend, Kriegsrat ab. Wir saßen in der Nähe auf einer Basaltplatte und sahen ihnen zu. Zwei oder drei Krieger sprachen. Schließlich hielt unser junger Freund eine zündende Ansprache mit derart lebhaftem Mienenspiel und beredten Gesten, daß wir alles so gut verstanden, als beherrschten wir seine Sprache.

»Was nützt es euch, umzukehren?« sagte er sinngemäß. »Früher oder später müssen wir doch den Kampf wagen. Eure Brüder sind ermordet worden. Was hilft es, daß ich diesmal heil zurückgekommen bin? Die anderen sind tot. Für keinen von uns gibt es Sicherheit. Jetzt sind wir versammelt und bereit zu kämpfen.« Er deutete auf uns. »Diese seltsamen Menschen sind unsere Freunde. Sie sind große Krieger und hassen die Affenmenschen genauso wie wir. Sie gebieten ...« – hier zeigte er zum Himmel empor – »über Donner und Blitz. Wann haben wir noch einmal eine solche Gelegenheit? Wir wollen kämpfen und entweder sterben oder für alle Zeiten in Sicherheit leben. Wie könnten wir sonst unseren Frauen wieder unter die Augen treten, ohne uns schämen zu müssen?«

Die kleinen rothäutigen Krieger ließen sich kein Wort seiner Rede entgehen. Als er geendet hatte, brachen sie in stürmischen Beifall aus und schwingen ihre primitiven Waffen durch die Luft. Der alte Häuptling trat zu uns und fragte etwas, wobei er auf den Wald deutete. Lord John machte ihm ein Zeichen, daß er warten sollte, und wandte sich dann zu uns.

»Sie müssen jetzt selber entscheiden, was Sie machen«, sagte er. »Was mich betrifft, so möchte ich dringlichst mit diesem Affenpack abrechnen. Wenn wir es schaffen, sie auszurotten, brauchte darum niemand traurig zu sein. Ich ziehe mit diesen kleinen roten Kerlen mit und helfe ihnen aus dem Dreck. Und Sie, Malone?«

»Ich gehe auch mit.«

»Und Sie, Challenger?«

»Wie können Sie da fragen?«

»Und Sie, Summerlee?«

»Mir scheint, wir kommen immer weiter vom Zweck dieser Expedition ab, Lord John. Sie dürfen mir ruhig glauben, daß ich, als ich meinen Lehrstuhl in London verließ, dies kaum in der Absicht tat, an einem Überfall von Indianern auf eine Menschenaffensiedlung mitzuwirken.«

»So kann es einem im Leben gehen«, sagte Lord John lächelnd. »Aber so ist es nun einmal. Wie lautet Ihre Entscheidung?«

»Die Angelegenheit erscheint mir äußerst fragwürdig«, sagte Summerlee. »Aber da Sie alle mitgehen, sehe ich kaum eine Möglichkeit, allein zurückzubleiben.«

»Dann wäre das also geregelt«, sagte Lord John, drehte sich wieder zu dem alten Häuptling um, nickte und tippte auf den Lauf seines Gewehrs.

Der alte Mann drückte uns allen nacheinander die Hand, und seine Leute schrien lauter als zuvor. Für einen Aufbruch am gleichen Abend war es zu spät geworden, und so schlugen die Indianer ein primitives Biwak auf. Auf allen Seiten begannen Lagerfeuer zu flackern und zu rau-

chen. Einige Männer waren im Dschungel verschwunden und kamen zurück, ein junges Iguanodon vor sich her-treibend. Es hatte einen Asphaltfleck an der Schulter. Als wir einen der Eingeborenen mit Besitzierrne vortreten und seine Einwilligung zum Schlachten des Tieres geben sahen, begriffen wir, daß diese sich wie Rinderherden in Privatbesitz befanden und die schwarzen Flecke wie die bei uns üblichen Brandzeichen die Herdenzugehörigkeit und deren Besitzer kennzeichneten. Stumpfsinnig, mit großem Körper, aber winzigem Hirn, ließen sich diese Tiere sogar von einem Kind aufstöbern und treiben.

In wenigen Minuten war das Tier zerteilt, und große Fleischstücke brieten über einem Dutzend Lagerfeuer, zusammen mit großen, schillernden Fischen, die mit Speeren im See gefangen worden waren.

Summerlee hatte sich in den Sand gelegt und schlief. Wir anderen streiften am Ufer entlang, auf der Suche nach neuen Entdeckungen. Zweimal stießen wir auf Vertiefungen mit Lehm von der gleichen blauen Farbe wie im Sumpf der Pterodactylen. Es waren alte Vulkanschlote, und aus irgendeinem Grunde erregten sie Lord Johns größtes Interesse. Challenger wiederum wurde von einem brodelnden, gurgelnden Schlammgeysir angezogen, auf dessen Oberfläche irgend ein Gas große Blasen bildete. Er steckte ein hohles Schilfrohr hinein und schrie in kindlichem Entzücken auf, als er mit einem brennenden Streichholz am anderen Ende des Rohres einen Knall und eine blaue Stichflamme produzieren konnte. Noch erfreuter zeigte er sich, als es ihm gelang, einen Lederbeutel, den er über das Rohr gestülpt

und mit Gas gefüllt hatte, in die Luft steigen zu lassen.

»Ein brennbares Gas, das entschieden leichter als Luft ist«, erklärte er. »Ich möchte behaupten, daß es einen beträchtlichen Anteil von freiem Wasserstoff enthält. Die Flut erfinderischer Einfälle ist bei G.E.Ch. noch nicht versiegt, mein junger Freund. Ich werde Ihnen noch beweisen, wie man sich die Natur nach seinem Willen dienstbar machen kann.«

Er war erfüllt von einem geheimen Plan, wollte aber nichts weiter verraten.

Von allem, was wir am Ufer sahen, erschien mir nichts so wundervoll wie die gewaltige Wasserfläche vor uns. Unsere Anwesenheit hatte alle Lebewesen vom Ufer verscheucht. Bis auf einige Pterodactylen, die hoch über unseren Köpfen ihre Kreise zogen und auf Abfälle wartete, blieb um das Lager herum alles still.

Ganz anders war es aber auf den rötlich leuchtenden Wassern des Gladys-Sees. Er kochte und brodelte vor Leben. Große schieferfarbene Leiber und hohe, gezackte Rückenflossen schossen in silbrigem Schaum aus dem Wasser empor und stürzten sich wieder hinab in die Tiefe. Auf den Sandbänken weiter draußen krochen schwerfällige Tiere herum – riesige Schildkröten, sonderbare Saurier und eine große, platte Kreatur, die sich wie eine pulsierende, fettig schwarze Masse langsam zum See hinunterwand. Da und dort ragten Schlangenköpfe aus dem Wasser, die mit einem kleinen Schaumkragen vorn und einer langen, strudelnden Welle hinten sich schnell dahinzogen, wobei sie in graziösen Bewegungen auf- und niederwogten. Als

eines dieser Geschöpfe ein paar hundert Meter vor uns auf eine Sandbank glitt und dabei unterhalb des langen Schlangenhalses ein plumper, faßförmiger Rumpf mit riesigen Ruderflossen zum Vorschein kam, brachen Challenger und Summerlee, der sich inzwischen zu uns gesellt hatte, in Begeisterungstürme aus.

»Ein Plesiosaurus! Ein Süßwasser-Plesiosaurus!« rief Summerlee. »Daß ich einen solchen Anblick erleben darf! Wir sind die glücklichsten aller Zoologen seit Weltbeginn, mein lieber Challenger!«

Erst als die Nacht hereingebrochen war und die Feuer unserer Verbündeten rot im Dunkeln leuchteten, konnten sich unsere beiden Gelehrten von den Wundern dieses uralten Sees losreißen. Am Ufer liegend, hörten wir bis spät in die Nacht hinein ihr Schnaufen und Platschen.

Mit dem Morgengrauen wurde es in unserem Lager lebendig, und schon eine Stunde später waren wir zu unserer denkwürdigen Expedition unterwegs. Oft hatte ich davon geträumt, einmal Kriegsberichterstatter zu werden. Aber einen Feldzug wie diesen hätte ich mir auch im wildesten Traum nicht ausmalen können. Hier folgt also mein erster Bericht vom Schlachtfeld:

Ein weiterer Trupp von Eingeborenen war während der Nacht aus den Höhlen gekommen und hatte unsere Zahl verstärkt. Wir mögen beim Abmarsch vier- bis fünfhundert Mann gewesen sein. Ein Halbkreis von Spähern ging voraus. Dahinter bewegte sich der Rest in zusammenhängender Marschsäule den langen Abhang des Buschgebiets hin-



auf, bis wir dicht am Waldrand waren. Hier schwärmten sie zu einer langen, ununterbrochenen Linie von Speerwerfern und Bogenschützen aus. Roxton und Challenger begaben sich an die rechte Flanke, Summerlee und ich an die linke. Ein Steinzeitheer war es, das wir in die Schlacht begleiteten – wir, die wir mit den letzten Erzeugnissen moderner Büchsenmacherkunst ausgerüstet waren.

Wir brauchten nicht lange auf den Feind zu warten. Ein wüstes, schrilles Geheul erhob sich am Waldrand, und plötzlich stürzte eine Horde mit Keulen und Steinen bewaffneter Affenmenschen hervor und stürmte auf das Zentrum der Schützenkette los. Ein tapferer, aber idiotischer Angriff, denn die großen krummbeinigen Kreaturen waren schlecht zu Fuß, während ihre Gegner katzenhafte Behendigkeit bewiesen. Es war entsetzlich, mit anzusehen, wie die wütenden Bestien mit schäumendem Maul und hervorquellenden Augen auf die Indianer losgingen und sie packen wollten, sie aber stets verfehlten, während sich Pfeil auf Pfeil in ihr Fell bohrte. Ein großer Kerl, ein Dutzend Schäfte in Brust und Rücken, lief brüllend an mir vorbei. Ich gab ihm den Gnadenschuß, und er stürzte mit ausgebreiteten Armen in einen Aloebusch.

Es blieb bei diesem einen Schuß, denn der Angriff hatte sich gegen das Zentrum unserer Streitmacht gerichtet, und die Indianer bedurften keiner Hilfe, ihn abzuschlagen. Nicht einer von den Affenmenschen, die aus dem Wald herausgekommen waren, gelangte wieder dorthin zurück.

Sobald wir jedoch zwischen die Bäume kamen, wur-

de die Angelegenheit ernst für uns. Bald nach unserem Eindringen in den Wald tobte ein erbitterter Kampf, in dem wir uns zeitweise kaum zu behaupten vermochten. Aus dem Unterholz sprangen Affenmenschen hoch, riesige Keulen schwingend. Sie fielen über die Indianer her, von denen sie oft drei oder vier niederstreckten, ehe ein Speer sie durchbohrte. Ihre furchtbaren Schläge zerschmetterten alles, was sie trafen. Einer schlug Summerlees Flinte zu Kleinholz und hätte ihm mit dem nächsten Schlag den Schädel zertrümmert, wäre er nicht von einem Indianer ins Herz getroffen worden. Andere schleuderten aus den Bäumen über uns Steine und Holzknüttel herunter und ließen sich schließlich selbst auf unsere Reihen fallen, wo sie wütend kämpften, bis sie niedergestreckt werden konnten.

Einmal brachen unsere Verbündeten unter dem feindlichen Druck zusammen und hätten ohne die verheerende Wirkung unserer Gewehre gewiß den Rückzug antreten müssen. So aber sammelten sie sich wieder unter ihrem tapferen alten Häuptling und griffen erneut und mit einer derartigen Wucht an, daß die Affenmenschen zu weichen begannen. Summerlee hatte keine Waffe mehr, aber ich schoß ein Magazin nach dem anderen leer, während wir von der anderen Seite her das pausenlose Krachen der Gewehre unserer Gefährten vernahmen.

Und dann kam plötzlich der Moment, an dem sich die Schlacht von einer Sekunde zur anderen in Panik auflöste. Schreiend und heulend stoben die großen Bestien nach allen Richtungen durch das Unterholz davon, während un-

sere Verbündeten wilde Freudenrufe ausstießen und ihren fliehenden Feinden nachsetzten. Alle Fehden unzähliger Generationen, aller Haß und alle Grausamkeit ihrer Stammesgeschichte, alle Peinigungen und Verfolgungen sollten an diesem einen Tag endlich Vergeltung finden. Endlich sollte der Mensch seine Herrschaft antreten und das Menschentier für alle Zeiten auf den ihm zugedachten Platz verweisen. So sehr die Flüchtlinge auch liefen, den flinken Indianern entkamen sie nicht. Im dichten Wald hörten wir von allen Seiten die triumphierenden Schreie, das Schwirren der Bogensehnen, das Krachen und den Aufschlag, wenn die Affenmenschen aus ihren Verstecken in den Bäumen heruntergeschossen wurden.

Lord John und Challenger waren zu uns herübergekommen.

»Es ist vorbei«, sagte Lord John. »Ich denke, das Aufräumen überlassen wir den Indianern. Je weniger wir sehen, desto ruhiger werden wir schlafen.«

Challengers Augen glänzten noch vor Kampfeslust.

»Wir hatten soeben die einmalige Gelegenheit«, rief er und stolzierte umher wie ein Pfau, »eine der typischen Entscheidungsschlachten der Weltgeschichte mitzuerleben – jener Schlachten, die das Geschick der Erde bestimmen haben. Was, meine Freunde, bedeutet dagegen die Unterwerfung einer Nation durch die andere? Sie ist unwesentlich und zeitigt jedesmal das gleiche Ergebnis. Aber jene unerbittlichen Kämpfe, in denen sich in grauer Vorzeit der Höhlenmensch gegen das Tier behaupten und erkennen mußte, daß es jemanden gab, der ihm überlegen war,

das waren die wirklichen Entscheidungsschlachten – die bleibenden Siege. Durch eine seltsame Schicksalsfügung haben wir eine derartige Auseinandersetzung miterlebt und entscheiden helfen. Von jetzt an gehört auch auf diesem Plateau die Zukunft dem Menschen.«

Man brauchte schon einen robusten Glauben an diesen Endzweck, um die mehr als gewaltsamen Mittel gutzuheißen. Als wir weiter in den Wald hineingingen, fanden wir die Affenmenschen, von Speeren und Pfeilen durchbohrt, reihenweise niedergemetzelt. Hie und da bezeichnete eine kleine Gruppe zerschmetterter Indianer die Stelle, wo einer der Anthropoiden sein Leben bis zum äußersten verteidigt hatte. Vor uns hörten wir noch immer das Schreien und Rufen, das uns die Richtung der Verfolgung wies. Die Affenmenschen waren zu ihrem Dorf zurückgetrieben worden. Sie hatten dort eine letzte Schlacht geliefert und waren wieder geschlagen worden.

Die allerletzte schauerliche Szene wurde uns nicht erspart. Etwa achtzig bis hundert männliche Affen, die letzten Überlebenden, waren über die Lichtung bis an den Rand der Klippen getrieben worden. Als wir hinzukamen, hatten die Indianer sie mit einem Halbkreis von Speerwerfern umzingelt. Dreißig bis vierzig wurden an Ort und Stelle niedergemacht. Die übrigen wurden, so sehr sie auch schrien und sich sträubten, in den Abgrund gestoßen.

Es traf ein, was Challenger gesagt hatte: Die Herrschaft des Menschen war in Maple-White-Land für alle Zeiten gesichert. Die Affenmännchen waren ausgerottet, ihr Dorf zerstört, Weibchen und Junge wurden in die Sklaverei ge-

trieben. Der lange Kampf um die Vorherrschaft hatte seine blutige Entscheidung gefunden.

Für uns brachte der Sieg einen großen Vorteil. Wir konnten wieder unser Lager aufsuchen und zu unseren Vorräten gelangen. Wir konnten auch die Verbindung mit Zambo wieder aufnehmen, der entsetzt mitangesehen hatte, wie eine Lawine über die Klippen gestürzt worden war, eine Lawine von Affen.

»Weg, schnell weg!« rief er mit schreckgeweiteten Augen. »Der Teufel Sie bestimmt noch kriegen, wenn Sie oben bleiben!«

»Die Stimme der Vernunft!« sagte Summerlee im Brustton der Überzeugung. »Wir haben genug Abenteuer erlebt, mehr als für uns gut ist. Ich nehme Sie jetzt beim Wort, Challenger. Von jetzt an werden Sie Ihre *ganze* Energie darauf verwenden, uns aus diesem scheußlichen Land heraus und wieder zurück in die Zivilisation zu bringen!«

## *Unsere Augen haben große Wunder gesehen*

Ich hoffe zuversichtlich, noch vor dem Schluß dieses Briefes berichten zu können, daß endlich Licht durch die Wolken bricht, die uns seit langem beschatten. Wir sitzen zwar immer noch ohne einen erkennbaren Ausweg fest und wehren uns erbittert. Ich kann mir aber durchaus vorstellen, daß wir eines Tages froh sein werden, hier gegen unseren Willen länger aufgehalten worden zu sein. Wir haben auf diese Weise noch mehr von den Wundern dieses einmaligen Ortes und den Geschöpfen, die ihn bewohnen, gesehen.

Der Sieg der Indianer und die Ausrottung der Affenmenschen brachten einen Wendepunkt für unser Geschick. Von da ab waren wir die eigentlichen Herren des Plateaus. Die Indianer begegneten uns mit einer Mischung aus Scheu und Dankbarkeit, da wir ihnen mit unseren unerklärlichen Kräften geholfen hatten, ihren Erbfeind vernichtend zu schlagen. In ihrem eigenen Interesse wären sie vielleicht froh gewesen, uns fürchterliche, unberechenbare Leute wieder loszuwerden, aber sie haben von sich aus keine Möglichkeit angedeutet, wie wir wieder nach unten in die Ebene gelangen könnten. Soweit wir ihrer Zeichensprache zu folgen vermochten, hatte es früher einen Tunnel gegeben, dessen unteren Zugang wir ja von außen gesehen

hatten. Durch ihn hatten zweifellos sowohl die Affenmenschen als auch die Indianer zu verschiedenen Epochen das Plateau erklommen. Auch Maple White hatte mit seinem Begleiter diesen Weg benutzt. Im letzten Jahr hatte es jedoch ein furchtbares Erdbeben gegeben, und das obere Ende des Tunnels war eingestürzt.

Die Indianer schüttelten nur den Kopf und zuckten die Achseln, wenn wir ihnen mit Zeichen zu verstehen gaben, daß wir gerne hinunter wollten. Es ist möglich, daß sie uns nicht helfen können, aber es kann ebensogut sein, daß sie es nicht wollen.

Nach dem erfolgreichen Sieg über die Affenmenschen waren die überlebenden Weibchen und Jungen über das Plateau getrieben und unter der Felswand mit den Höhlen eingepfercht worden. Ihr Jammern und Schreien werden mir noch lange in den Ohren klingen, und auch den Anblick, der mich seltsamerweise an die Vertreibung der Juden aus Ägypten erinnerte, werde ich lange nicht vergessen können. Nachts hören wir noch immer das langgedehnte Wimmern und Geheul der armseligen versklavten Kreaturen, die mittlerweile niedrige Dienste wie Wasserholen und Holzfällen verrichten müssen.

Zwei Tage nach der Schlacht waren wir gemeinsam mit unseren Verbündeten über das Plateau gezogen und hatten am Fuße ihrer Klippen unser Lager aufgeschlagen. Sie hatten uns angeboten, ihre Höhlen mit uns zu teilen, aber Lord John hatte davon absolut nichts wissen wollen, weil sie uns damit völlig in der Hand gehabt hätten. Wir

bewahrten also unsere Unabhängigkeit und hielten ständig unsere Waffen für den Notfall bereit, pflegten aber andererseits freundschaftliche Beziehungen zu ihnen. Wir besuchten auch ihre Höhlen, äußerst merkwürdige Behausungen, von denen wir nicht wußten, ob sie durch Menschenhand oder Naturgewalten entstanden waren. Sie lagen sämtlich in einer Schicht von verhältnismäßig weichem Gestein, die zwischen vulkanischem Basalt und hartem Granit verlief.

Die Öffnungen waren etwa achtzig Fuß über dem Boden. Lange Steintreppen führten zu ihnen hinauf. Sie waren so schmal und steil, daß kein Tier sie ersteigen konnte. Innen waren die Höhlen warm und trocken. Gerade Gänge von unterschiedlicher Länge führten in den Fels hinein, ihre glatten grauen Wände waren mit Kohlezeichnungen bemalt, welche die verschiedenen Formen tierischen Lebens darstellten, von denen die Einwohner des Plateaus umgeben waren. Selbst wenn plötzlich alles Leben in Maple-White-Land erlosch, konnte ein künftiger Forscher hier immer noch im Überfluß Beweise für die einmalige Fauna finden, die in grauer Vorzeit einmal die ganze Erde bevölkert hatte.

Seit wir erfahren hatten, daß die riesigen Iguanodone als zahme Herdentiere von den Indianern gehalten wurden und einfache wandelnde Fleischvorräte darstellten, glaubten wir, daß der Mensch hier sogar mit seinen primitiven Waffen die Vorherrschaft erlangt hatte. Daß er in Wirklichkeit aber nur geduldet wurde, sollten wir bald feststellen müssen.

Am dritten Tag nach der Errichtung unseres Lagers bei den Höhlen waren Challenger und Summerlee gemeinsam zum See hinuntergegangen, wo einige Eingeborene nach ihren Anweisungen einzelne Exemplare großer Echsen harpunierten. Lord John und ich waren im Lager zurückgeblieben. Eine Anzahl von Indianern war auf dem grasbewachsenen Hang vor den Höhlen mit den verschiedensten Arbeiten beschäftigt. Plötzlich hörten wir einen schrillen Entsetzensschrei, und das Wort *Stoa* erscholl aus hundert Kehlen. Männer, Frauen und Kinder stürzten von allen Seiten in panikartiger Flucht herbei, jagten die Treppen hoch und verschwanden in den Höhlen.

Mit wilden Gesten versuchten sie, uns zu verstehen zu geben, daß wir ihnen folgen sollten, doch wir hatten bereits zu den Gewehren gegriffen und wollten erst einmal sehen, welche Gefahr hier drohte. Plötzlich brach aus dem nahen Baumgürtel eine Gruppe von zwölf bis fünfzehn Indianern hervor, die um ihr Leben rannten. Ihnen folgten unmittelbar auf den Fersen zwei jener grausigen Ungeheuer, die einmal unser Lager umschlichen und mich auf meiner Nachtwanderung verfolgt hatten. In der Gestalt glichen sie scheußlichen Kröten. Sie bewegten sich in langen Sprüngen vorwärts und übertrafen an Größe und Massigkeit jeden Elefanten. Bisher hatten wir sie nur während der Nacht gesehen – sie sind tatsächlich auch Nachttiere und lassen sich tagsüber nur dann blicken, wenn sie, so wie diese beiden, in ihren Schlupfwinkeln gestört wurden. Ihre fleckige, warzige Haut schillerte bei jeder ihrer Bewegungen, wir hatten jedoch nicht viel Zeit,

sie zu betrachten, denn in Sekundenschnelle hatten sie die fliehenden Indianer eingeholt und begannen ein furchtbares Blutbad unter ihnen anzurichten.

Ihre Methode war einfach: sie ließen sich mit ihrem ganzen Gewicht auf ihr Opfer fallen, zermalmten es unter sich und stürzten sich sofort auf das nächste. Die unglückseligen Indianer schrien vor Entsetzen. Wehrlos waren sie der blinden Zerstörungswut dieser Kreaturen ausgeliefert.

Kein halbes Dutzend war mehr am Leben, als Lord John und ich versuchten, ihnen zu Hilfe zu kommen. Unsere Bemühung hatte nur geringen Erfolg und brachte uns selber in größte Gefahr. Auf eine Entfernung von nur wenigen hundert Metern schossen wir unsere Magazine leer und jagten den Bestien Kugel auf Kugel in den Leib. Die Wirkung war nicht größer, als hätten wir sie mit Papierkügelchen beworfen. Ihre Reptiliennatur macht sich nichts aus Wunden, und ihre Lebenszentren, die nicht in einem Gehirn vereinigt, sondern über das ganze Rückenmark verteilt sind, konnten durch unsere modernen Waffen nicht zerstört werden. Das Äußerste, was wir erreichten, war, daß wir sie mit dem Krach und Mündungsfeuer unserer Gewehre ablenkten und so für die Indianer und uns Zeit gewannen, die Höhlen zu erreichen.

Wo jedoch die Explosivgeschosse des zwanzigsten Jahrhunderts wirkungslos geblieben waren, sollte den vergifteten Pfeilen der Indianer – in Strophantussaft getaucht und in verwestem Fleisch aufbewahrt – mehr Erfolg beschieden sein. Für den einzelnen Jäger allerdings, der eine solche Bestie angreift, sind solche Pfeile kaum

von Nutzen, weil das Gift in dem schwerfälligen Kreislauf nur langsam wirkt und das Ungeheuer, bevor seine Kräfte erlahmen, seinen Angreifer immer noch überfallen und zermalmen kann. In unserem Fall aber hagelte ein Schauer von Pfeilen aus allen Felsspalten auf die Drachen herab, die uns bis zum Fuß der Treppen gefolgt waren. Innerhalb einer Minute waren sie damit regelrecht gespickt, kratzten und geiferten aber immer noch ohne jegliches Schmerzempfinden an den Stufen, krochen sogar einige Meter hinauf und rutschten dann wieder nach unten. Endlich wirkte das Gift. Der erste stöhnte auf und ließ den riesigen breiten Kopf zur Erde sinken. Der andere sprang mit schrillen, jaulenden Schreien im Kreis herum, stürzte dann ebenfalls nieder und zuckte noch einige Minuten lang im Todeskampf, bevor auch er starr und still liegen blieb.

Mit Triumphgeheul kamen die Indianer aus ihren Höhlen herab und vollführten einen wilden Siegestanz um die riesigen Kadaver. In der Nacht zerteilten sie die Ungeheuer und schafften sie fort, nicht etwa, um sie zu essen – das Gift war noch wirksam –, sondern, um dem Aufkommen einer Seuche vorzubeugen. Die riesigen Herzen jedoch, jedes so groß wie ein Kissen, lagen noch dort und schlugen langsam und gleichmäßig mit sanftem Heben und Senken in schrecklichem Eigenleben weiter. Erst am dritten Tag hörten die Ganglien auf zu arbeiten.

Später, wenn mir statt einer Blechkiste wieder ein Schreibtisch zur Verfügung stehen wird und besseres Schreibmaterial als ein abgenutzter Bleistiftstummel und ein letztes zerknittertes Notizbuch, werde ich einen aus-

fürhlichen Bericht über die Accala-Indianer schreiben, über unser Leben bei ihnen und die Einblicke in weitere seltsame Verhältnisse des wunderlichen Maple-White-Landes, die sich uns auftaten. Mein Gedächtnis wird mich bis dahin bestimmt nicht im Stich lassen, denn solange ich atme, wird jede einzelne Stunde und jedes Ereignis dieser Zeit genauso klar und scharf in meiner Erinnerung bleiben wie die ersten bewußten Kindheitserlebnisse.

Der Tag wird kommen, an dem ich jene wundersame Mondnacht beschreiben werde, in der ein junger Ichthyosaurus – ein absonderliches Geschöpf, halb wie ein Seehund, halb wie ein Fisch aussehend, mit knöchernen überdachten Augen beiderseits der Schnauze und einem dritten Auge oben auf dem Kopf – sich im Netz der Indianer verfang und unser Kanu beinahe umwarf, ehe wir ihn ans Ufer gezogen hatten. In der gleichen Nacht schoß eine grüne Wasserschlange aus dem Schilf hervor und riß den Steuermann aus Challengers Kanu mit sich in die Tiefe. Ich werde auch von dem großen weißen, nächtlichen Lebewesen erzählen – war es ein Säugetier oder Reptil? –, das in einem unzugänglichen Sumpf östlich des Sees lebte und mit schwach phosphoreszierendem Glanz im Dunkeln umherstreifte. Die Indianer hatten derartige Angst vor ihm, daß sie die Gegend sorgsam mieden. Obwohl wir zweimal hingingen und es beide Male sehen konnten, kamen wir nicht durch den tiefen Sumpf hindurch, in dem es hauste. Ich kann daher nur sagen, daß es größer als eine Kuh war und einen starken Moschusgeruch ausströmte. Ich werde auch von dem riesigen Vogel berichten,

der Professor Challenger eines Tages bis zu den Höhlen verfolgte – von einem Laufvogel, viel größer als ein Strauß, mit geierartigem Hals und einem Kopf wie der leibhaftige Tod. Noch während Challenger sich über die Stufen in Sicherheit brachte, schlug ein einziger Hieb des scharfen Krummschnabels den Absatz von seinem Stiefel, als wäre er abgemeißelt. Hier aber bewährten sich die modernen Waffen, und die riesige Bestie, zwölf Fuß von Kopf bis Kralle, brach unter Lord Johns Schüssen zusammen. Mit den mächtigen Flügeln flatternd und mit den Beinen um sich schlagend, starrte sie uns aus gelben Augen an. Hoffentlich erlebe ich es, den heimtückischen flachen Schädel dieses Phororachus unter den Jagdtrophäen im Albany zu sehen. Und schließlich werde ich eine Beschreibung des Toxodon geben, des Riesenmeerschweins von zehn Fuß Länge mit vorstehenden Meißelzähnen, das wir erlegten, als es im Morgenrauen am Seeufer trank.

Auch jene herrlichen Sommerabende will ich skizzieren, an denen wir einträchtig am Waldrand im hohen Gras lagen, über uns den tiefblauen Himmel, und das sonderbare Geflügel bewunderten, das über uns dahinzog. Urweltliche Kleintiere kamen aus ihren Erdlöchern hervor, um uns anzustarren, während sich über uns die Zweige unter der Last saftiger Früchte bogen und um uns seltsame und liebliche Blumen die Köpfe aus dem Gras reckten. In hellen Mondnächten lagen wir im Kanu auf der schimmernden Oberfläche des Sees und betrachteten voller Verwunderung und Ehrfurcht die gewaltigen Kreise, die sich nach dem plötzlichen Auftauchen eines phantastischen Ungeheuers



ausbreiteten; oder den grünlichen Schimmer tief unten im Wasser, der von irgendeiner seltsamen phosphoreszierenden Kreatur im Reich der Dunkelheit herrührte. Diese Eindrücke und Szenen werde ich eines Tages ausführlich beschreiben.

Aber, werden Sie fragen, weshalb diese Unternehmungen und warum dieser Aufschub, wenn wir doch alle Tag und Nacht nur auf Mittel und Wege sinnen sollten, wie wir wieder zur Außenwelt zurückkehren könnten? Meine Antwort hierauf ist, daß es keinen unter uns gab, der sich nicht ständig mit unserer Befreiung beschäftigt hätte, daß aber unsere Mühen bisher erfolglos geblieben waren. Eine Tatsache hatten wir sehr schnell feststellen müssen: Die Indianer wollten uns nicht helfen. In jeder anderen Hinsicht erwiesen sie sich als unsere Freunde – man könnte fast sagen, als unsere ergebenen Diener. Aber sobald davon die Rede war, daß sie uns bei Herstellung oder dem Transport eines Steges helfen sollten, wenn wir von ihnen Lederriemen haben wollten oder Lianen, um uns Seile zu flechten, stießen wir auf freundliche, aber unbeugsame Ablehnung. Sie lächelten, zwinkerten uns zu, schüttelten den Kopf, und dabei blieb es. Sogar bei dem alten Häuptling stießen wir auf den gleichen hartnäckigen Widerstand. Nur Maretas, der Jüngling, den wir gerettet hatten, blickte uns unschlüssig an und gab uns durch Gebärden zu verstehen, daß er wegen unserer unerfüllten Wünsche traurig sei.

Seit ihrem Sieg über die Affenmenschen betrachteten sie uns als höhere Wesen, die den Tod in den Rohren ihrer rätselhaften Waffen bei sich trugen. Sie glaubten, solange wir

bei ihnen wären, bliebe das Glück ihnen treu. Großzügig wurde jedem von uns eine kleine rothäutige Frau und eine eigene kleine Höhle angeboten – wenn wir für immer bei ihnen auf dem Plateau bleiben wollten. Soweit war alles äußerst friedlich verlaufen, wir zweifelten aber nicht daran, daß wir unsere Abstiegspläne zu gegebener Zeit geheimhalten mußten, denn wir hatten allen Grund zu fürchten, daß die Indianer noch im letzten Augenblick versuchen würden, uns mit Gewalt zurückzuhalten.

Trotz der Gefahr seitens der Dinosaurier bin ich in den vergangenen drei Wochen zweimal nachts zu unserem alten Lager hinübergegangen, um mit unserem Neger zu sprechen. Er hielt immer noch die Stellung unterhalb der Klippen. Angespannt spähten meine Augen über die weite Ebene in der Hoffnung, vielleicht in der Ferne die ersehnte Hilfe nahen zu sehen. Aber kahl und leer dehnten sich die unendlichen, kaktusenbewachsenen Flächen bis an die ferne Linie des Bambusgestrüpps aus.

»Jetzt müssen Sie bald kommen, Mr. Malone. Ehe noch eine Woche vergehen, Indianer kommen zurück und bringen Seil und holen Sie runter.«

So lauteten jeweils die ermunternden Zurufe unseres treuen Zambo.

Als ich von meinem zweiten Besuch bei Zambo zurückkam – ich war die ganze Nacht weg gewesen –, ereignete sich etwas Seltsames.

Ich war ungefähr noch eine Meile vom Sumpf der Pterodactylen entfernt, als ich plötzlich eine merkwürdige

Gestalt auf dem mir inzwischen wohlbekanntem Weg entgegenkommen sah. Es war die Gestalt eines Menschen, der von einem korbähnlichen Geflecht aus dünnen Bambusrohren umgeben war, aus dem lediglich die Beine herausragten. Beim Näherkommen glaubte ich, meinen Augen nicht zu trauen: es war Lord John Roxton. Als er mich sah, schlüpfte er unter seiner komischen Schutzhülle hervor und kam lachend, aber gleichzeitig etwas verwirrt auf mich zu.

»So eine Überraschung«, sagte er. »Wer hätte gedacht, daß wir uns hier begegnen?«

»Was um alles in der Welt haben Sie denn vor?« fragte ich verdutzt.

»Ich will meine Freunde, die Pterodactylen, besuchen«, antwortete er.

»Und wieso das?«

»Weil sie höchst interessante Tiere sind, finden Sie nicht auch? Aber ungesellig. Ungehobelte rauhe Manieren Fremden gegenüber, wie Sie sich wahrscheinlich erinnern werden. Ich habe mir diese Rüstung gebastelt, damit sie mich nicht so herumschubsen können.«

»Trotzdem begreife ich nicht, was Sie da unten in dem Sumpf wollen.«

Lord John sah mich fragend an und zögerte einen Moment lang, bevor er antwortete.

»Nicht nur Professoren sind von Forscherdrang beseelt, mein lieber Malone«, sagte er schließlich. »Ich will mir diese reizenden Tierchen etwas genauer ansehen, und das sollte Ihnen genügen.«

»Verzeihen Sie, ich wollte nicht aufdringlich sein«, sagte ich hastig.

In dem Moment fand Lord John wieder zu seiner sonst üblichen guten Laune zurück, und er lachte.

»Schon gut, Malone. Ich will eines von den Biestern – ein ganz junges natürlich – für Challenger fangen. Das ist ein weiterer Grund. Nein, Sie sollen mich nicht begleiten. Also – bis dann. Bei Einbruch der Dunkelheit bin ich wieder zurück.«

Damit schlüpfte er wieder in seine Rüstung und marschierte weiter.

Wenn Lord Johns Betragen merkwürdig gewesen war, so konnte man das von Professor Challengers Betragen erst recht behaupten. Ich muß an dieser Stelle erzählen, daß er offensichtlich eine unwiderstehliche Anziehungskraft auf die indianischen Frauen ausübte und deshalb immer mit einem Palmenwedel bewaffnet war, mit dessen Hilfe er sie wie lästige Fliegen verscheuchte.

Ich werde nie vergessen, wie er an jenem frühen Morgen wie ein Operettensultan einherstolztierte, das Zeichen seiner Würde in der Hand, den Bart gestäubt, die Fußspitzen bei jedem Schritt gerade nach vorn gerichtet und einen Schwarm von Indianerfrauen mit großen, glühenden Augen und spärlichen Gewändern aus Baumrinde hinter sich her. Alle paar Meter fuhr er herum und zischte wie ein erboster Gänserich, aber ohne Erfolg.

Und Professor Summerlee, von diesem morgendlichen Spaziergang seines Kollegen völlig unbeeindruckt, saß am Rande des Geschehens und widmete sich der Betrachtung

von Insekten und Vögeln, einer Beschäftigung, mit der er den Tag verbrachte, wenn er nicht gerade Challenger Vorwürfe machte, weil dieser immer noch keine Möglichkeit gefunden habe, diesen Zwangsaufenthalt zu beenden.

Challenger war in den letzten Tagen allmorgendlich allein weggegangen und meistens mit der gewichtigen Miene eines Mannes zurückgekommen, der die ganze Last der Verantwortung allein auf den Schultern trägt. Eines Morgens forderte er uns auf, mitzukommen. Den Palmenwedel in der Hand, den Schwarm von Anbeterinnen auf den Fersen, führte er uns zu seiner verborgenen Werkstatt und weihte uns in seine Pläne ein.

Der Schauplatz war eine kleine Lichtung inmitten eines Palmenhains. Hier befand sich jener brodelnde Schlammgeysir, den ich schon beschrieben habe. Daneben lag eine Anzahl von Riemen, die aus einer Iguanodonhaut geschnitten waren, und ein großer Sack – der getrocknete Magen einer Fischechse, wie sich herausstellte. Der Sack war am einen Ende zugenäht, am anderen war eine kleine Öffnung gelassen worden. In dieser Öffnung steckten mehrere Bambusrohre, deren anderes Ende Challenger jetzt in die trichterförmigen Vertiefungen bohrte, aus denen das Gas des Geysirs austrat.

Es dauerte nicht lange, dann glätteten sich die schlaffen Wände des Sacks und schwellen an. Als es den Anschein hatte, als wolle der Sack in die Höhe schweben, band Challenger die Riemen, die daran befestigt waren, wie ich jetzt erst merkte, an Baumstämmen fest. Innerhalb von etwa dreißig Minuten hatte sich ein stattlicher Gasballon

gebildet. Der Zug an den Riemen ließ erkennen, daß der Auftrieb beachtlich war.

Challenger stand stolz lächelnd neben seiner Erfindung, strich sich wohlgefällig den Bart und war die Selbstzufriedenheit in Person.

»Sie wollen aber doch hoffentlich nicht von uns verlangen, daß wir mit dem Ding da davonfliegen sollen?« sagte Summerlee mit eisiger Stimme.

»Ich verlange gar nichts, werter Herr Kollege«, entgegnete der Professor. »Ich will Ihnen lediglich vorführen, welche Kraft der von mir erdachte und gefertigte Flugkörper besitzt. Anschließend, daran zweifle ich keine Sekunde, werden Sie sich ihm bedenkenlos anvertrauen.«

»Das können Sie sich gleich aus dem Kopf schlagen, mein Lieber«, sagte Summerlee im Brustton der Überzeugung. »Keine zehn Pferde bringen mich dazu, eine solche Dummheit zu begehen. Lord John, ich nehme doch an, daß Sie einen derartigen Blödsinn nicht unterstützen.«

»Ein genialer Einfall«, sagte der Edelmann. »Ich bin wirklich gespannt, ob das System auch funktioniert.«

»Es wird funktionieren, da können Sie Gift darauf nehmen«, sagte Challenger. »Seit Tagen zerbreche ich mir den Kopf, wie wir von diesen Klippen wieder herunterkommen. Daß es keinen Tunnel gibt, der nach unten führt, und wir nicht hinunterklettern können, steht fest. Ebenfalls, daß wir keine Brücke zu der Zinne hinüber konstruieren können. Was also dann? Vor einiger Zeit habe ich unseren jungen Freund hier darauf aufmerksam gemacht, daß aus den Geysiren freier Wasserstoff ausströmt. Die Idee, einen

Ballon zu konstruieren, war also naheliegend. Ich hatte einige Schwierigkeiten, das gebe ich zu, das Problem des Ballons selbst zu lösen, aber wie Sie sehen, habe ich auch diese Schwierigkeit überwunden. Köpfchen muß man eben haben. Hier das Resultat meines Denkprozesses.«

Er hakte den Daumen in einen Riß seines zerschissenen Jacketts und deutete stolz auf seine Erfindung.

»Ein Hirngespinnst ist das, weiter nichts«, maulte Summerlee.

Doch Lord John war begeistert. »Ein schlauer Fuchs, was?« flüsterte er mir zu und wandte sich an Challenger. »Und *worin* findet die Reise statt?« fragte er.

»Darum kümmerge ich mich jetzt anschließend«, antwortete der Professor. »Die Pläne für Herstellung und Befestigung habe ich bereits im Kopf. Aber erst will ich Ihnen einmal beweisen, daß mein Flugkörper funktioniert.«

»Und uns alle miteinander in die Lüfte hebt?« fragte Summerlee spöttisch.

»Nein, jeden einzelnen, der Reihe nach. Wie an einem Fallschirm wird einer nach dem anderen von den Klippen schweben, und der Ballon wird dann mit Hilfsmitteln, die ich noch anfertigen muß, wieder nach oben gezogen. So, und jetzt ans Werk.«

Er rollte einen großen, in der Mitte eingekerbten Besaitbrocken herbei, an dem man leicht ein Seil befestigen konnte. Dazu benutzte er das Kletterseil, das wir mit aufs Plateau genommen hatten. Es war über hundert Fuß lang und zwar dünn, aber fest. Challenger hatte eine Art

Lederkragen angefertigt, an dem zahlreiche Riemen befestigt waren. Diesen Kragen legte er auf die obere Hälfte des Ballons und band die Riemen unten zusammen, so daß sich der durch die Last entstehende Druck auf eine größere Oberfläche verteilte, dann wurde der Basaltbrocken an den Riemen festgebunden. Das freie Ende des Seils wickelte sich der Professor mehrmals um den Arm.

»Ich will Ihnen nun die Tragkraft meines Ballons demonstrieren«, sagte er mit einem Lächeln voll freudiger Erwartung und trennte mit einem Messer die zahlreichen Ankertaue durch.

Der prall gefüllte Sack schoß mit einem mächtigen Ruck in die Luft. Im gleichen Augenblick wurde Challenger von den Füßen gerissen und mit hochgezogen. Es gelang mir gerade noch, die Arme um seine nach oben entschwindende Taille zu schlingen, da wurde auch ich schon in die Lüfte entführt. Lord John packte mich mit hartem Griff um die Beine. Aber ich fühlte, daß auch er schon den Boden unter den Füßen verlor. Für einen Augenblick sah ich vor meinem inneren Auge vier Forschungsreisende wie eine Wurstkette über das Land dahinsegeln, das sie entdeckt hatten, aber zum Glück hatte wenigstens die Tragfähigkeit des Seiles ihre Grenzen, wenn auch die Auftriebskräfte dieser höllischen Maschine beängstigend waren. Es gab einen Knall, und wir lagen unter Seilschlingen auf dem Boden. Als wir uns wieder aufrappelten, sahen wir weit oben im tiefblauen Himmel einen schwarzen Fleck, wo der Basaltbrocken dahinsauste.

»Großartig!« rief der unverwüstliche Challenger und

rieb sich den zerschundenen Arm. »Eine gründliche und befriedigende Demonstration! Einen derartigen Erfolg konnte ich nicht erhoffen. Meine Herren, ich verspreche Ihnen, daß in einer Woche der nächste Ballon fertiggestellt ist und Sie fest damit rechnen dürfen, in ihm den ersten Abschnitt unserer Heimreise sicher und bequem zurückzulegen.«

Bis zu dieser Stelle habe ich jedes der Ereignisse sofort anschließend niedergeschrieben. Jetzt beende ich meinen Bericht im alten Lager am Fuße der Felszinne, wo Zambo so lange auf uns gewartet hat. Inzwischen haben wir alle unsere Nöte und Gefahren wie einen Traum auf der Höhe jener rötlichen Felsen zurückgelassen, die sich jetzt wieder hoch vor uns auftürmen. Wir sind heil und sicher – wenn auch auf eine ganz unerwartete Weise – nach unten gelangt. In sechs bis acht Wochen werden wir wieder in London sein. Wer weiß, vielleicht erreicht Sie dieser Brief nicht viel früher, als wir selbst eintreffen. Wie sehr wir uns auf London freuen, brauche ich wohl nicht zu sagen.

Noch am gleichen Abend nach unserem gefährlichen Abenteuer mit Challengers Ballon trat die Wende in unserem Schicksal ein. Ich sagte bereits, daß die einzige Person, die unseren Ausbruchsversuchen gegenüber Verständnis gezeigt hatte, der junge Häuptling war. Er war der einzige, der es ablehnte, daß wir gegen unseren Willen auf dem Plateau festgehalten wurden. In seiner ausdrucksvollen Zeichensprache hatte er uns das deutlich zu verstehen

gegeben. An diesem Abend kam er zu unserem Lager herunter, drückte mir eine Rolle aus Bambusrinde in die Hand, deutete auf die Reihen von Höhlen über uns, legte den Finger auf die Lippen zum Zeichen, daß wir nichts verraten sollten, und schlich sich wieder zurück.

Ich trug das Stück Rinde an unser Feuer, in dessen Lichtschein wir es gemeinsam betrachteten. Es war ungefähr einen Fuß lang und halb so breit, und auf der Innenseite befand sich eine Anordnung von Zeichen, die ich hier wiedergebe:



Sie waren mit Holzkohle auf die weiße Oberfläche gezeichnet und sahen wie eine primitive Notenschrift aus.

»Was das auch sein mag, ich möchte schwören, daß es für uns von größter Bedeutung ist«, sagte ich. »Ich habe es seinem Gesicht angesehen.«

»Das ist einwandfrei eine Art Schrift«, sagte Challenger.

»Sieht aus wie Kratzfüße«, bemerkte Lord John, der einen langen Hals machte, um besser zu sehen. Plötzlich streckte er die Hand aus und griff nach der Zeichnung. »Donnerwetter!« rief er. »Ich glaube, ich habe kapiert, was das Gekritzeln bedeuten soll. Achtzehn Zeichen, stimmt's? Und in der Klippenwand da droben sind achtzehn Höhlen.«

»Als er mir das Stück Rinde gegeben hat, hat er nach

oben auf die Höhlenöffnungen gezeigt«, sagte ich.

»Dann ist alles klar. Das ist der Grundriß der Höhlen. Achtzehn Stück in einer Reihe, ein paar kurz, ein paar lang, ein paar verzweigt, genau wie wir's selber gesehen haben. Das Kreuz bezeichnet die Höhle, die viel tiefer als die anderen in den Felsen hineingeht.«

»Eine, die *hindurchführt!*« rief ich.

»Ich glaube, unser junger Freund hat das Rätsel tatsächlich gelöst«, sagte Challenger. »Wenn die Höhle nicht bis zur anderen Seite durchgeht, verstehe ich nicht, weshalb dieser Mensch, der uns offenbar wohlgesonnen ist, uns auf sie aufmerksam machen sollte. Wenn sie aber durchführt und auf der anderen Seite an entsprechender Stelle herauskommt, dann müssen wir höchstens hundert Fuß absteigen.«

»Einhundert Fuß!« brummelte Summerlee.

»Unser Seil ist gut hundert Fuß lang«, rief ich. »Da kommen wir doch leicht runter.«

»Und die Indianer in dieser Höhle?« wandte Summerlee ein.

»Da sind keine Indianer«, erklärte ich. »Die Höhlen in dieser Wand dienen nur als Lagerräume und Vorratskammern. Warum gehen wir eigentlich nicht gleich hinauf und erkunden das Gelände?«

Auf dem Plateau gibt es ein trockenes, harzreiches Holz, das von den Indianern für Fackeln benutzt wird. Jeder von uns sammelte ein Bündel davon zusammen. Dann stiegen wir über unkrautbewachsene Stufen zu der Höhle hinauf,

die auf der Zeichnung markiert war. Wie ich erwartet hatte, war sie leer. Nur eine Meute großer Fledermäuse flog um unsere Köpfe, als wir weiter eindringen. Da wir nicht die Aufmerksamkeit der Indianer erregen durften, stolperten wir zunächst im Dunkeln dahin, bis wir um mehrere Ecken gebogen und schon ein gutes Stück im Innern der Höhle waren. Dann endlich zündeten wir die Fackeln an. Vor uns lag ein trockener Tunnel, dessen glatte, graue Wände mit symbolischen Zeichnungen bedeckt waren. Ein rundes Dach wölbte sich über uns, und weißer Sand glitzerte unter unseren Füßen.

Wir hasteten weiter, bis wir, bitter enttäuscht, plötzlich zum Halten gezwungen waren. Vor uns eine kompakte Felswand ohne Lücke oder Spalte. Wir waren ratlos. Auch Lord Johns noch so eifriges Suchen brachte keinen Erfolg.

Enttäuscht starrten wir auf dieses unerwartete Hindernis. Die Felswand war nicht durch Erdbeben gehoben worden, das stand fest, denn sie war von derselben Oberflächenbeschaffenheit wie die Wände des Tunnels. Dies war eine Sackgasse und war es schon immer gewesen.

»Macht nichts, meine Freunde«, sagte der unermüdliche Challenger. »Mein Versprechen auf einen neuen Ballon gilt immer noch.«

»Sind wir nicht vielleicht in der falschen Höhle?« fragte ich.

»Nein, junger Mann«, sagte Lord John und zeigte auf das Stück Rinde. »Siebzehnte von rechts und zweite von links.

Das ist einwandfrei die Höhle, die angekreuzt ist.«

Ich betrachtete das Zeichen und stieß plötzlich einen Freudenschrei aus.

»Ich glaube, ich hab's! Kommen Sie! Folgen Sie mir!«

Mit der Fackel in der Hand lief ich den Weg zurück, den wir eben gekommen waren.

»Hier«, sagte ich und deutete auf einige Streichhölzer auf dem Boden, »haben wir die Fackeln angezündet.«

»Stimmt.«

»Wenn die Zeichnung stimmt, dann teilt sich die Höhle nach einem geraden Stück in zwei Arme«, sagte ich. »Wir sind im Dunkeln an der Gabelung vorbeigelaufen, weil die Fackeln noch nicht brannten. Der längere Arm biegt nach links ab, und wir sind rechts gegangen.«

Es war, wie ich gesagt hatte. Keine dreißig Meter weiter tat sich eine große schwarze Öffnung in der Wand vor uns auf. Dort entlang liefen wir viele hundert Meter, atemlos vor Ungeduld. Endlich sahen wir in dem schwarzen Gewölbe vor uns einen dunkelroten Lichtschimmer, eine glühende Fläche, die uns den Weg zu versperren schien. Wir hasteten darauf zu. Kein Laut, keine Wärme, keine Bewegung ging davon aus. Aber immer heller glühte der seltsame leuchtende Vorhang vor uns, tauchte die Höhle in silbriges Licht und verwandelte den Sand in Diamantenstaub. Je näher wir an die große glühende Scheibe herankamen, desto deutlicher zeichnete sich ihr Rand ab.

»Donnerwetter, das ist ja der Mond!« schrie Lord John plötzlich. »Wir sind durch! *Wir sind durch!*«

Es war tatsächlich der Vollmond, der geradewegs durch die Öffnung schien, die auf die Klippen hinausführte. Wir fanden nur einen schmalen Spalt, nicht größer als ein Fenster, aber für unsere Zwecke genügte er vollkommen. Als wir den Kopf hindurchsteckten, sahen wir, daß der Abstieg nicht sehr steil war und der ebene Boden nicht allzu tief unter uns lag. Kein Wunder, daß wir diese Stelle von unten nicht bemerkt hatten, denn die Klippen wölbten sich darüber stark nach außen vor. Wir vergewisserten uns, daß wir mit Hilfe unseres Seils einen Weg nach unten finden konnten, und kehrten dann glückstrahlend zu unserem Lager zurück, um die Vorbereitungen für die Abreise am nächsten Abend zu treffen.

Was wir vorhatten, mußte schnell und heimlich geschehen, denn auch in dieser letzten Stunde konnten uns die Indianer immer noch an unserem Vorhaben hindern. Unsere Vorräte wollten wir zurücklassen, die Gewehre und Patronen natürlich mitnehmen. Mit Challengers Sachen hatten wir die meiste Mühe. Ein Paket, von dessen Inhalt ich nicht sprechen darf, brachte uns schier an den Rand unserer Geduld.

Der Tag wollte nur sehr langsam vergehen. Bei Einbruch der Dunkelheit waren wir fertig. Mit vieler Mühe schafften wir unsere Sachen die Treppen hinauf und wandten uns dann zurück, um zum Abschied noch einen letzten langen Blick auf dieses seltsame Land zu werfen, das bald von Jägern und Schatzsuchern überlaufen sein wird, für uns aber immer ein Traumland voller Zauber und Romantik bleibt. In diesem Land haben wir viel gelitten, viel gewagt

und viel gelernt. »Unser Land«, wie wir es liebevoll nennen werden. Links von uns der warme, rote Feuerschein der bewohnten Höhlen. Am Hang unter uns die lachenden und singenden Stimmen der Indianer. Gegenüber der weite Bogen der Wälder und in der Mitte undeutlich der große See, die Heimat der merkwürdigsten Ungeheuer. Während wir so dastanden und diesen Anblick zum letztenmal in uns aufnahmen, klang ein hoher, wimmernder Schrei durch die Dunkelheit, der Ruf irgendeines unheimlichen Tieres – die Stimme des Maple-White-Landes, die uns einen Abschiedsgruß zurief.

Wir drehten uns um und verschwanden in der Höhle, die zur Heimat führte. – Zwei Stunden später standen wir mit unseren Paketen und all unseren Habseligkeiten am Fuß der Klippen. Bis auf den Transport von Challengers Gepäck hatten wir keinerlei Schwierigkeiten gehabt. Wir ließen zunächst alles an Ort und Stelle liegen und brachen zu Zambos Lager auf. Am frühen Morgen kamen wir dort an und sahen zu unserer großen Verwunderung ein Dutzend Feuer brennen. Der Hilfstrupp war angekommen. Er bestand aus zwanzig Indianern mit Stangen, Seilen und allem, was für die Überbrückung des Abgrundes von Nutzen hätte sein können. Nun werden wir wenigstens mit dem Transport unseres Gepäcks keine Schwierigkeiten haben, wenn wir morgen unseren Rückweg zum Amazonas antreten.

Und damit beschließe ich in glücklicher und dankbarer Stimmung diesen Bericht. Unsere Augen haben große Wunder gesehen, und unsere Seelen sind durch Mühen

und Entbehrungen geläutert. Jeder von uns ist auf seine Weise reifer geworden. Es ist möglich, daß wir in Para eine Pause einlegen und uns neue Kleidung beschaffen. Falls wir es tun, wird dieser Brief einen Tag vor uns ankommen. Andernfalls trifft er am gleichen Tag wie wir in London ein. In jedem Falle, mein lieber Mr. McArdle, hoffe ich, Ihnen schon sehr bald die Hand schütteln zu können.

## *Der Triumphzug*

Ich möchte an dieser Stelle allen Freunden für die Unterstützung und Gastfreundschaft, die wir überall auf unserer Rückreise erfuhren, unseren Dank abstaten. Ganz besonders möchte ich Senor Penalosa sowie den anderen Beamten der brasilianischen Regierung für die großzügigen Maßnahmen danken, mit denen sie uns die Reise erleichtert haben. Auch Senor Pereira sind wir zu großem Dank verpflichtet. Durch seine Vorsorge haben wir bereits bei unserer Ankunft in Para eine komplette Neuausstattung vorgefunden und konnten somit in menschenwürdigem Zustand wieder in die zivilisierte Welt zurückkehren. Es muß einen schlechten Eindruck auf unsere Gastgeber und Wohltäter gemacht haben, daß wir ihren Fragen ausgewichen sind und ihnen keine Auskunft über die geografische Lage des Maple-White-Landes gegeben haben. Die Umstände ließen uns keine andere Wahl. Ich möchte hiermit darauf hinweisen, daß sie nur unnütz Zeit und Geld verschwenden, wenn sie versuchen sollten, unseren Spuren zu folgen. Selbst die Namen haben wir in unseren Berichten abgeändert, und ich bin sicher, daß auch bei sorgfältigstem Studium niemand unserem unbekanntem Land auch nur auf tausend Meilen nahekommen wird.

Das Aufsehen, das wir überall in Südamerika erregt haben, hatten wir anfangs für örtlich begrenzt gehalten, denn wir hatten keine Ahnung, welche Aufregung das bloße Gerücht von unseren Erlebnissen in ganz Europa zur Folge hatte. Erst als die *Ivernia* an die fünfhundert Meilen vor Southampton war und eine Zeitung nach der anderen, eine Agentur nach der anderen uns telegrafisch Riesensummen für einen kurzen Bericht über unsere Erlebnisse boten, wurde uns klar, wie groß das Interesse der gesamten Öffentlichkeit inzwischen war. Wir hatten jedoch beschlossen, daß die Presse keinerlei Material erhalten sollte, bevor wir nicht mit den Mitgliedern des Zoologischen Instituts zusammengetroffen waren. Als Delegierte fühlten wir uns verpflichtet, unseren ersten Bericht der Versammlung zu erstatten, die uns den Auftrag für unsere Forschungsreise erteilt hatte. Dementsprechend lehnten wir jegliche Auskunft ab, obwohl wir Southampton voller Journalisten fanden. Dies hatte zur Folge, daß sich das öffentliche Interesse um so mehr der Tagung zuwandte; die für den 7. November abends anberaumt wurde. Der Hörsaal des Zoologischen Instituts, Ausgangspunkt unserer Unternehmung, war natürlich bei weitem zu klein dafür, also wurde die Queens Hall gemietet. Inzwischen weiß man, daß die Veranstalter es ebensogut mit der Albert Hall hätten versuchen können, und auch die wäre immer noch zu klein gewesen.

Die große Versammlung war für den zweiten Abend nach unserer Ankunft festgesetzt. Zuvor hatte natür-

lich jeder von uns seine dringlichsten persönlichen Angelegenheiten zu regeln. Von meinen kann ich jetzt noch nicht sprechen. Möglicherweise werde ich ruhiger darüber berichten können, wenn ich erst einmal etwas Abstand gewonnen habe. Am Beginn dieser Erzählung habe ich dem Leser mitgeteilt, welches die Beweggründe für meine Beteiligung an dieser Reise waren. Es ist daher nur recht und billig, daß ich später damit fortfahre und über das Ergebnis berichte. Immerhin habe ich zur Teilnahme an diesem wundervollen Abenteuer einen ganz bestimmten Anstoß bekommen und kann letzten Endes der Frau, die mich dazu bewegen hat, nur unendlich dankbar sein.

Und nun komme ich zum letzten und höchst bedeutungsvollen Ereignis, der Krönung unserer Abenteuer. Während ich mir noch den Kopf zerbrach, wie ich es beschreiben sollte, fiel mein Blick auf die Morgenausgabe meiner eigenen Zeitung vom 8. November mit einem ausführlichen und ausgezeichneten Bericht meines Freundes und Kollegen Macdona. Was könnte ich Besseres tun, als diesen Artikel – Überschriften und Text – einfach abzuschreiben? Ich gebe zu, daß die Zeitung, angesichts ihrer eigenen Initiative, einen Korrespondenten mitzuschicken, die Sache etwas hochgespielt hat. Aber die anderen großen Tageszeitungen brachten kaum weniger ausführliche Berichte. Hier folgt also der Artikel meines Freundes Mac:

DIE NEUE WELT  
GROSSE VERSAMMLUNG IN DER QUEEN'S HALL  
CHAOTISCHE SZENEN  
AUSSERGEWÖHNLICHER ZWISCHENFALL  
NÄCHTLICHER AUFLAUF IN DER REGENT STREET  
(Sonderbericht)

Die vieldiskutierte Tagung des Zoologischen Instituts, die einberufen wurde, um den Bericht der Prüfungskommission entgegenzunehmen, die im vergangenen Frühjahr nach Südamerika entsandt wurde, um die Behauptungen Professor Challengers zu überprüfen, fand am vergangenen Abend in der großen Queens Hall statt. Man darf getrost sagen, daß dieses Datum in die Geschichte der Wissenschaft eingehen wird, denn der Ablauf des Abends gestaltete sich derart bemerkenswert und sensationell, daß keiner der Anwesenden ihn wohl je vergessen wird.

Die Eintrittskarten waren theoretisch auf Mitglieder des Instituts und deren Freunde beschränkt. Aber letzteres ist ein dehnbarer Begriff. Schon lange vor acht Uhr, der für den Beginn festgesetzten Zeit, war die Halle gedrängt voll. Die Öffentlichkeit, wütend darüber, ausgeschlossen zu sein, stürmte in ihrer Unvernunft um Viertel vor acht die Eingänge. Hierbei wurden mehrere Personen verletzt, darunter auch Inspektor Scoble von der Ordnungsabteilung, der sich unglücklicherweise ein Bein brach. Nach dieser unverantwortlichen Invasion, die nicht nur alle Gänge verstopfte, sondern auch vor

den für die Presse reservierten Bänken nicht haltmachten, dürften es an die fünftausend Menschen gewesen sein, die das Erscheinen der Forschungsreisenden erwarteten. Auf dem Podium hatten die führenden Wissenschaftler unseres Landes, Frankreichs und Deutschlands Platz genommen. Schweden war ebenfalls vertreten, und zwar durch Professor Sergius, den berühmten Zoologen der Universität Uppsala.

Als die vier Helden des Tages den Saal betraten, erhob sich die gesamte Zuhörerschaft von den Plätzen und jubelte ihnen minutenlang zu. Ein scharfer Beobachter jedoch konnte zwischen dem allgemeinen Applaus vereinzelt Mißfallenskundgebungen heraushören und voraussagen, daß das Programm einen eher lebhaften als harmonischen Verlauf nehmen würde. Man darf jedoch getrost behaupten, daß niemand die außerordentliche Wendung hätte voraussehen können, die dann tatsächlich eintreten sollte.

Über die äußere Erscheinung der vier Reisenden braucht nur wenig gesagt zu werden, da ihre Fotografien in den letzten Tagen durch die Presse gegangen sind. Sie zeigen kaum Spuren der Entbehrungen, die sie durchgemacht haben sollen, Professor Challengers Bart ist vielleicht struppiger, Professor Summerlees Gesicht noch asketischer und Lord John Roxtons Gestalt etwas hagerer. Alle drei sind tief gebräunt von der Sonne. Jeder einzelne schien sich bester Gesundheit zu erfreuen. Was unseren eigenen Vertreter betrifft, den bekannten Sportsmann und internationalen Fußballspieler E. D. Malone, so wirkt er durchtrainiert bis

auf die Knochen. Während er über die Menge hinblickte, erschien ein gutmütig-zufriedenes Lächeln auf seinem ehrlichen, offenen Gesicht.

Nachdem Ruhe eingetreten war und das Publikum seine Plätze wieder eingenommen hatte, hielt der Vorsitzende, der Herzog von Durham, eine Ansprache. Er wolle, sagte er, die große Versammlung keinen Augenblick länger als nötig auf die Folter spannen. Es wäre nicht seine Sache, vorwegzunehmen, was Professor Summerlee, der Sprecher des Komitees, gleich zu sagen habe. Aber es sei bereits allgemein bekannt, daß die Expedition von außergewöhnlichem Erfolg gekrönt sei. Es folgte stürmischer Applaus. Das Zeitalter der Romantik sei anscheinend noch nicht vorbei, fuhr der Vorsitzende fort, und es gebe noch Gefilde, in denen die wildesten Phantasien des Dichters den tatsächlichen wissenschaftlichen Forschungen entsprechen würden. Ehe er sich setze, wolle er nur noch hinzufügen, daß er sich glücklich schätze, daß diese Herren gesund und munter von ihrem schweren und gefährlichen Auftrag zurückgekehrt seien. Es könne doch nicht bestritten werden, daß ein unglücklicher Ausgang dieser Expedition für die zoologische Wissenschaft einen nie wieder gutzumachenden Verlust bedeutet hätte. Es folgte allgemeiner Beifall, an dem Professor Challenger sich beteiligte.

Als Professor Summerlee sich anschließend erhob, brach ein neuer Begeisterungssturm los, der während seiner Rede immer wieder answoll. Sein Vortrag kann hier nicht in seinem ganzen Wortlaut wiedergegeben werden, denn ein ausführlicher Bericht aus der Feder unse-

res Sonderberichterstatters über den Gesamtverlauf der Expedition befindet sich im Druck. Einige Andeutungen in groben Zügen mögen deshalb hier ausreichen.

Professor Summerlee erzählte zunächst die Vorgeschichte und zollte dabei seinem Freund, Professor Challenger, den schuldigen Tribut, verbunden mit einer Entschuldigung wegen der Ungläubigkeit, mit der er zunächst dessen jetzt voll gerechtfertigte Behauptungen aufgenommen habe. Dann beschrieb er den Verlauf der Reise, wobei er sorgfältig jegliche Information vermied, die der Öffentlichkeit hätte behilflich sein können, die geografische Lage dieses bemerkenswerten Plateaus festzulegen. Nach einem knappen Bericht über den Reiseweg vom Amazonas bis zum Fuß der Klippen schilderte er die Schwierigkeiten, denen sich die Expedition bei ihren wiederholten Versuchen, nach oben zu gelangen, gegenüber sah. Der Erfolg mußte schließlich mit dem Leben ihrer beiden treuen halbbblütigen Diener bezahlt werden.

Als er so seine Zuhörer im Geiste auf den Gipfel geführt und ihnen dort durch den Absturz der Brücke den Rückweg abgeschnitten hatte, ging der Professor dazu über, die Schrecken und die Vorzüge dieses bedeutungsvollen Landes aufzuzählen. Von persönlichen Erlebnissen sprach er nur wenig, legte aber um so größeres Gewicht auf die Erkenntnisse, die für die Wissenschaft mit der Erforschung des wunderbaren Tier-, Vogel-, Insekten- und Pflanzenlebens auf dem Plateau gewonnen werden konnten. Als besonders reichhaltig hätten sich die *Coleoptera* erwiesen, von denen sechsundvierzig, und die

*Lepidoptera*, von denen vierundneunzig neue Arten innerhalb weniger Wochen gesichert werden konnten. Das Interesse des Publikums galt jedoch besonders den größeren Tieren, vor allem den Riesenungeheuern, die man bisher längst ausgestorben glaubte. Professor Summerlee zählte eine stattliche Anzahl dieser Tiere auf und betonte, die Liste sei noch lange nicht vollständig, was zweifellos eine nähere Erforschung des Plateaus zu einem späteren Zeitpunkt beweisen werde.

Er und seine Gefährten wären wenigstens einem Dutzend von Lebewesen begegnet, die zu keiner der Wissenschaft bekannten Art gehörten. Im Laufe der Zeit würden auch diese klassifiziert und näher untersucht werden. Er führte eine Schlange an, deren abgestreifte, purpurrote Haut einundfünfzig Fuß lang war, und erwähnte ein weißes Geschöpf, das in der Dunkelheit deutliche Phosphoreszenz erkennen ließ; ferner einen schwarzen Falter, dessen Biß bei den Indianern als äußerst giftig galt. Ungeachtet dieser völlig neuen Arten sei das Plateau überaus reich an bekannten urzeitlichen Lebensformen, die zum Teil bis in den frühen Jura zurückreichten. Unter anderem erwähnte Professor Summerlee den gigantischen und grotesken Stegosaurus, den Mr. Malone einmal am See beobachtet habe und der schon im Skizzenheft des amerikanischen Abenteurers Maple White abgebildet sei. Weiter beschrieb er das Iguanodon und den Pterodactylus.

Dann versetzte Professor Summerlee die Versammlung in atemlose Spannung, als er einen kurzen Bericht gab über die furchtbaren fleischfressenden Dinosaurier, die

bei mehreren Gelegenheiten Mitglieder der Expedition verfolgt hatten. Anschließend kam er auf einen riesigen, böartigen Vogel, den Phororachus, zu sprechen sowie auf einen großen Elch, der das Hochland durchstreift. Als Professor Summerlee die Geheimnisse des Gladys-Sees schilderte, erreichten Interesse und Begeisterung der Zuhörer den Höhepunkt. Man kniff sich unwillkürlich in den Arm, um sich zu vergewissern, daß man nicht träumte, während der nüchterne und sachliche Professor in kühlen, gemessenen Worten die ungeheuren Fischechen und riesigen Seeschlangen beschrieb, die dieses geheimnisvolle Gewässer bevölkern. Als nächstes sprach er über die Indianer und die einmalige Kolonie menschenähnlicher Affen, die man als Weiterentwicklung des Pithecanthropus von Java betrachten könne und die mehr als irgendeine bisher bekannte Form jener hypothetischen Konstruktion, dem ›fehlenden Glied‹, der Entwicklungsgeschichte des Menschen entsprächen. Anschließend erwähnte er unter allgemeiner Heiterkeit die geniale, aber recht gefährliche aeronautische Konstruktion von Professor Challenger und schloß seinen denkwürdigen Vortrag mit einem Bericht darüber, wie das Komitee endlich seinen Weg zurück in die Zivilisation fand.

Man hatte angenommen, daß das Programm damit beendet sei und die beglückwünschenden Worte, die Professor Sergius von der Universität Uppsala sprach, auf allgemeine Zustimmung stoßen würden. Aber es sollte sich zeigen, daß diesem Abend kein so problemloser Ablauf beschieden war. Zwischendurch hatte sich bereits

eine gewisse Opposition bemerkbar gemacht, und jetzt erhob sich Dr. Illingworth aus Edinburgh. Er fragte, ob nicht zunächst eine Richtigstellung zu Protokoll genommen werden sollte, bevor man zu einer Resolution käme.

Der Vorsitzende: »Ja, Sir, wenn eine Richtigstellung erforderlich ist.«

Dr. Illingworth: »Euer Gnaden, eine Richtigstellung ist durchaus erforderlich.«

Der Vorsitzende: »Dann wollen wir sie aufnehmen.«

Professor Summerlee, aufspringend: »Darf ich darauf aufmerksam machen, Euer Gnaden, daß dieser Mann seit unserer Kontroverse über die wahre Natur des Bathybius im *Journal der Naturwissenschaft* mein persönlicher Feind ist?«

Der Vorsitzende: »Ich fürchte, daß ich persönliche Gesichtspunkte hier nicht berücksichtigen kann. Ich übergebe das Wort an Dr. Illingworth.«

Ein Teil von Dr. Illingworths Ausführungen war infolge anhaltender Störungen durch die Freunde der Forschungsreisenden kaum zu vernehmen. Auch wurde wiederholt versucht, ihn auf seinen Sitz herunterzuziehen. Da er jedoch ein Mann von enormen Körperkräften ist und über eine gewaltige Stimme verfügt, übertönte er den Tumult und brachte seine Rede zu Ende. Seit dem Augenblick, in dem er sich erhoben hatte, war es klar, daß er eine Anzahl Freunde und Gleichgesinnter im Saal hatte, wenn sie auch eine Minderheit unter den Zuhörern darstellten. Der größere Teil des Publikums verhielt sich neutral und abwartend.

Dr. Illingworth begann seine Ausführungen damit, daß er den wissenschaftlichen Leistungen von Professor Challenger und auch von Professor Summerlee die höchste Anerkennung zolle. Er bedauere es außerordentlich, betonte er, falls irgendwelche persönlichen Hintergedanken bei seinen Einwänden vermutet würden, die doch allein und ausschließlich von seinem brennenden Verlangen nach wissenschaftlicher Wahrheit bestimmt wären. Und in der Tat entspräche seine Position in allen Punkten derjenigen, die Professor Summerlee auf der letzten Tagung eingenommen habe. Auf jener letzten Zusammenkunft habe Professor Challenger Behauptungen aufgestellt, die von seinem Kollegen Summerlee angezweifelt worden seien. Jetzt wiederholte dieser gleiche Kollege Challengers Behauptungen in der Erwartung, daß niemand ihm widerspreche. Entbehre das nicht der in der Wissenschaft geforderten Logik?

Es folgten Zwischenrufe und Tumulte, während deren Verlauf Professor Challenger den Vorsitzenden mit grimmiger Miene um Erlaubnis bat, Dr. Illingworth vor die Tür setzen zu dürfen – wie mehrere sich in der Nähe befindliche Personen bezeugten.

Als wieder Ruhe eingetreten war, erteilte der Vorsitzende Dr. Illingworth erneut das Wort.

Vor einem Jahr, fuhr dieser fort, habe *ein* Mann gewisse Behauptungen aufgestellt. Jetzt stellten *vier* Männer Behauptungen auf, die noch unglaubwürdiger und haarsträubender wären. Sollte damit ein Beweis erbracht sein, ein Beweis für die Richtigkeit von Fragen, die wohl revo-

lutionär, aber äußerst unglaubwürdig seien? Beispiele von Abenteurern, die mit den fabelhaftesten Märchen aus unerforschten Gebieten zurückgekommen seien, gäbe es genug. War das Zoologische Institut von London eine Stätte, wo man sich diese Märchen anhörte und ihnen vielleicht auch noch Glauben schenkte? Die Mitglieder des Komitees seien zugegebenermaßen Männer von Charakter, aber die menschliche Natur sei nun einmal vielschichtig, und selbst ein Professor sei gegen Ruhmsucht nicht gefeit. Wir alle hätten wie die Motte den Drang, ins Licht zu flattern. Großwildjäger tendierten nun einmal dazu, die Rivalen in Jägerlatein zu überbieten, und Journalisten seien Sensationsberichten ja durchaus nicht abgeneigt, auch wenn die Phantasie dabei den Tatsachen gelegentlich etwas nachhelfen müsse. Jedes einzelne Mitglied des Komitees habe seine persönlichen Motive, das Resultat entsprechend aufzubauschen. Empörte Zwischenrufe.

Er wolle, fuhr der Redner unbeirrt fort, weiß Gott niemanden beleidigen, aber das Beweismaterial für diese wunderlichen Geschichten sei doch wirklich recht dürftig. Was läge denn schon vor? Einige Fotografien, wobei man sich fragen müsse, ob in einem Zeitalter geschicktester Fotomontagen und ähnlicher Manipulationen Fotografien überhaupt als Beweismittel zugelassen werden sollten. Aber, wie dem auch sei – einige Fotografien, eine spannende Geschichte über den Aufenthalt in einem unbekanntem fernem Land und schließlich über die Flucht und den Abstieg an einem Seil, wodurch die Mitnahme

größerer Exemplare ausgeschlossen gewesen sei. Recht hübsch ausgedacht, aber nicht überzeugend. Lord Roxton habe behauptet, den Schädel eines Phororachus mitgebracht zu haben, und diesen Schädel würde er doch zu gerne sehen.

Lord John Roxton empört aufspringend: Will dieser Mensch damit sagen, daß ich lüge?

Zwischenrufe und Tumulte.

Der Vorsitzende: Ruhe, bitte! Ruhe! Dr. Illingworth, ich muß Sie bitten, Ihre Ausführungen zum Abschluß zu bringen und die Richtigstellung zu formulieren.

Dr. Illingworth: Euer Gnaden, ich hätte noch sehr viel zu sagen, aber ich beuge mich Ihrem Wunsch. Ich beantrage also, daß Professor Summerlee für seinen Vortrag der Dank des Zoologischen Instituts ausgesprochen, die Angelegenheit jedoch als *unbewiesen* erachtet und einem größeren und vertrauenswürdigeren Prüfungskomitee übergeben werden solle.

Das Durcheinander, das auf diesen Antrag folgte, ist schwer zu beschreiben. Ein großer Teil der Zuhörerschaft brachte seinen Unwillen über die Verunglimpfung der Reisenden durch laute Zwischenrufe zum Ausdruck. Die Skeptiker – und es läßt sich nicht bestreiten, daß sie doch recht zahlreich waren – wollten den Antrag durchgebracht sehen und taten dies ebenfalls lauthals kund. In den hinteren Sitzreihen kam es unter den Studenten zu einem Handgemenge. Allein dem schlichtenden Einfluß der zahlreich anwesenden Damen ist es zu verdanken, daß es zu keinem Chaos kam. Zum Erstaunen aller brach der

Lärm jedoch plötzlich ab, und eine Stille folgte, in der man eine Stecknadel hätte fallen hören. Professor Challenger hatte sich von seinem Sitz erhoben. Seine Erscheinung und sein Auftreten übten einen seltsamen Zwang aus. Als er die Hand hob und um Ruhe bat, obwohl es bereits mucksmäuschenstill war, saß das Publikum in gespannter Erwartung da.

»Viele der Anwesenden werden sich erinnern«, sagte Professor Challenger, »daß sich während der letzten Versammlung ähnlich alberne und unmanierliche Szenen abgespielt haben. Damals war Professor Summerlee derjenige, der mich am schärfsten angegriffen hat. Er ist inzwischen zwar anderer Meinung, wie Sie alle gehört haben, aber seine Haltung bei der letzten Versammlung ist eine Tatsache. Heute abend habe ich mir nun ähnlich beleidigende, aber noch schärfere Äußerungen von der Person anhören müssen, die sich soeben gesetzt hat. Obwohl ein erhebliches Maß an Selbstverleugnung dazu nötig ist, will ich versuchen, mich auf das geistige Niveau dieser Person hinabzubeben, um den letzten Zweifel zu zerstreuen, der noch vorhanden sein mag. Professor Summerlee hat zwar in seiner Eigenschaft als Leiter des Untersuchungskomitees heute abend den Bericht über unsere Reise verlesen, aber ich brauche wohl in diesem Kreis nicht zu betonen, daß immer noch *ich* es gewesen bin, der den Anstoß dazu gegeben hat, und jeglicher Erfolg in erster Linie mir zuzuschreiben ist. *Ich* habe die drei Herren sicher an den erwähnten Ort geführt, und *ich* habe sie von der Richtigkeit meiner früheren Behauptungen überzeugt.

Wir haben die Rückreise in der Hoffnung angetreten, daß niemand mehr so beschränkt und borniert sein könne, an dem Ergebnis unserer Untersuchungen zu zweifeln. Aus früheren Erfahrungen klug geworden, bin ich jedoch nicht ohne Beweismaterial hierhergekommen. Wie Professor Summerlee schon berichtet hat, sind unsere Kameras bei einem Überfall auf unser Lager von den Affenmenschen zertrampelt worden. Die meisten unserer Negative sind dabei kaputt gegangen.«

Piffe und höhnisches Gelächter aus den hinteren Sitzreihen.

»Ich sprach eben von den Affenmenschen«, fuhr Professor Challenger unbeirrt fort, »und muß feststellen, daß mich die Geräusche, die hier an mein Ohr dringen, lebhaft an diese entwicklungsgeschichtlich interessanten Kreaturen erinnern.«

Gelächter.

Eine Stimme: »Noch so'n Witz.«

»Trotz der Zerstörung so vieler unersetzlicher Negative befindet sich noch eine stattliche Anzahl von beweiskräftigen Fotografien in unserem Besitz. Will vielleicht wieder jemand behaupten, daß sie gefälscht sind?«

Eine Stimme: »Ja!«

Es folgte lautes Gegröle. Mehrere Personen wurden aus dem Saal gewiesen.

»Die Negative sind von Sachverständigen geprüft worden«, fuhr Professor Challenger fort, »mit ihnen erschöpft sich jedoch nicht das Beweismaterial, das wir vorlegen können. Wie bereits erwähnt, war es uns durch den Abstieg

an einem Seil nicht möglich, sperrige Gegenstände mitzunehmen. Professor Summerlee allerdings war nicht davon abzuhalten, seine Käfer- und Schmetterlingssammlung abzuseilen. Die zahlreichen neuen Arten dieser Sammlung, sind die vielleicht kein Beweis?«

Mehrere Stimmen: »Nein, absolut nicht! Wer behauptet das?«

Dr. Illingworth stand auf: »Wir stehen auf dem Standpunkt, daß eine solche Sammlung auch an jedem x-beliebigen Ort zusammengestellt worden sein kann.«

Applaus.

Professor Challenger: »Ihr Name, werter Dr. Illingworth, ist zwar unbekannt, dennoch verneige ich mich vor Ihrer wissenschaftlichen Autorität. Ich lasse also die Fotografien und die Insektensammlung beiseite und komme zu verschiedenen klar umrissenen Erkenntnissen, die wir zu Problemen gewannen, die nie zuvor Aufklärung gefunden haben. Beispielsweise sind die Lebensgewohnheiten des Pterodactylus ...«

Eine Stimme: »Quatsch!«

Lautes Gelächter.

»Die Lebensgewohnheiten des Pterodactylus«, wiederholte Professor Challenger unbeirrt, »sind besonders aufschlußreich. Ich habe ein Bild dieser Kreatur in der Brieftasche und kann Sie anhand dieses Bildes davon überzeugen ...«

Dr. Illingworth: »Anhand von Bildern lassen wir uns nicht überzeugen.«

Professor Challenger: »Heißt das, daß Sie ein lebendes

Exemplar sehen wollen?«

Dr. Illingworth: »Jawohl, das heißt es.«

Professor Challenger: »Und das akzeptieren Sie dann als stichhaltigen Beweis?«

Dr. Illingworth, lachend: »Aber natürlich.«

Jetzt bahnte sich die Sensation des Abends an – eine dramatische Zuspitzung, für die es in der Geschichte wissenschaftlicher Tagungen keine Parallele gibt. Professor Challenger gab mit der Hand ein Zeichen. Unverzüglich sah man unseren Mitarbeiter, Mr. E. D. Malone, sich erheben und zum Hintergrund des Podiums gehen. Einen Augenblick später kam er in Begleitung eines riesigen Negers wieder nach vorn. Die beiden schleppten gemeinsam eine große rechteckige Kiste an und setzten sie behutsam vor dem Stuhl des Professors ab. Jeglicher Laut im Saal erstarb, und jeder stand im Banne des Schauspiels, das sich vor aller Augen entwickelte.

Professor Challenger nahm den Schiebedeckel ab. Er blickte in die Kiste hinein, schnalzte mehrmals mit den Fingern, und sagte mit lockender Stimme: »Komm schon, mein Kleines!« Einen Moment später erschien mit kratzendem, rasselndem Geräusch eine unbeschreiblich scheußliche Kreatur und hockte sich auf den Rand. Das Gesicht des Untiers glich dem wüstesten Wasserspeier, den sich die Phantasie eines mittelalterlichen Steinmetzen je ausgedacht haben konnte. Es war böartig und schrecklich, mit zwei Knopfaugen, die wie brennende Kohlestücke glühten. Der lange, offene Schnabel zeigte eine Doppelreihe haifischartiger Zähne. Die Schultern hielt es vorgebeugt.

Um den Hals war etwas gewickelt, was wie ein schmutziger grauer Schal aussah. Es schien der Gottseibeius persönlich zu sein, so wie wir ihn uns als Kinder vorgestellt haben.

Es gab Unruhe im Publikum. Jemand schrie. Zwei Damen in der ersten Reihe sanken ohnmächtig vom Stuhl. Für einen Augenblick bestand die Gefahr einer allgemeinen Panik.

Professor Challenger hob beschwörend die Arme, um die Ruhe wiederherzustellen. Aber gerade mit dieser Bewegung erschreckte er das Untier an seiner Seite. Plötzlich entfaltete sich der merkwürdige Schal, breitete sich aus und entpuppte sich als ein Paar flatternder, lederartiger Flügel. Challenger griff nach den Beinen der scheußlichen Kreatur, erwischte sie jedoch nicht mehr. Das Untier hatte sich von der Kiste abgestoßen und flatterte in großen Kreisen in der Queens Hall herum, mit trockenem, ledernem Klappen seiner zehn Fuß spannenden Flügel. Ein fauliger, ekelhafter Geruch breitete sich im Raum aus.

Die Angstschreie der Leute auf der Galerie, die durch die bedrohliche Nähe dieser glühenden Augen und des mörderischen Schnabels erschreckt waren, reizten das Scheusal noch mehr. Schneller und schneller flog es und schlug in blinder Wut gegen Wände und Leuchter.

»Das Fenster! Um Himmels willen, macht das Fenster zu!« brüllte der Professor vom Podium, wo er umher-tanzte und die Hände rang. Ach, seine Warnung kam zu spät! In der nächsten Sekunde hatte die Kreatur, die wie eine riesige Motte in einem Lampenschirm immer wieder

gegen die Wände stieß, die Öffnung erreicht, ihren gräßlichen Körper hindurchgezwängt – und war fort.

Professor Challenger sank auf seinen Stuhl zurück und schlug die Hände vors Gesicht, während aus dem Publikum ein langer, tiefer Seufzer der Erleichterung aufstieg.

Wie soll man in Worten beschreiben, was sich dann abspielte – wie der ganze Überschwang der Mehrheit und die Reaktion der Minderheit sich zu einer einzigen großen Woge der Begeisterung vereinigten, die vom Hintergrund des Saales nach vorn rollte, stetig an Volumen zunahm, über das Orchester schlug, das Podium überflutete und die vier Helden auf ihrem Kamm davontrug? Hatte das Publikum den Forschern bisher keine Gerechtigkeit widerfahren lassen, so machte es jetzt alles im Übermaß wieder wett. Alles war auf den Beinen. Alles lief, schrie und gestikuliert durcheinander. Eine dichte Menge jubelnder Männer umgab die vier Reisenden.

»Hoch! Hoch mit ihnen!« schrien Hunderte von Stimmen. Augenblicklich erschienen die vier Gestalten über den Köpfen der Menge. Vergeblich suchten sie sich zu befreien. Sie wurden auf ihrem luftigen Ehrenplatz festgehalten. Selbst wenn man gewollt hätte, wäre es kaum noch möglich gewesen, sie herunterzulassen, so dicht war das Gedränge.

»Regent Street! Regent Street!« schrien die Stimmen.

In die Menge kam Bewegung, und der Menschenstrom bewegte sich auf den Ausgang zu, die vier auf den Schultern. Draußen auf der Straße gab es eine außergewöhnliche Szene.

Dort wartete eine unüberschaubare Menschenmenge. Sie reichte vom Oxford Circus bis über das Langham Hotel hinaus. Als die vier Abenteurer hoch über den Köpfen der Massen unter den hellen Bogenlampen vor der Halle erschienen, wurden sie von einem Begeisterungsturm begrüßt.

»Ein Triumphzug! Ein Triumphzug!« schrie alles. Schulter an Schulter setzte sich die Menge in Bewegung durch Regent Street, Fall Mall, St. James Street und Piccadilly. Der gesamte Verkehr in der City kam zum Erliegen, und zahlreiche Zusammenstöße mit Polizisten und Droschkenkutschern wurden gemeldet. Erst nach Mitternacht wurden die Reisenden schließlich vor dem Eingang zu Lord John Roxtons Wohnung im Albany freigelassen. Und die begeisterte Menschenmenge sang »They are jolly good Fellows« und sozusagen als Schlußpunkt der Veranstaltung »God save the King«.

Soweit also mein Freund Macdona. Ein zuverlässiger, wenn auch blumenreicher Bericht über die Vorgänge. Was das Hauptereignis betrifft, so war es wohl für das Publikum eine Überraschung, nicht aber für uns. Der Leser wird sich erinnern, wie ich Lord John begegnete, als er sich in seiner Schutzkrinoline aus Zweigen aufgemacht hatte, um für Professor Challenger das ›Teufelsküken‹ zu besorgen. Ich habe ebenfalls die Schwierigkeiten angedeutet, die wir mit dem Gepäck des Professors hatten, als wir das Plateau verließen. Bei näherer Beschreibung unserer Rückreise hätte ich auch noch eine Menge über

die Plage zu berichten, die wir mit dem Appetit unseres unsauberen Gefährten hatten, den wir nur mit verfaulten Fischen füttern konnten. Wenn ich bisher nichts darüber gesagt habe, so geschah dies natürlich auf ausdrücklichen Wunsch des Professors hin. Er wollte nicht, daß auch nur das leiseste Gerücht über das unwiderlegbare Argument, das wir mit uns führten, durchsickerte, bevor der geeignete Augenblick gekommen war.

Ein Wort noch zum Schicksal des Londoner Pterodactylus. Eindeutige Gewißheit gibt es in diesem Punkt nicht. Nach der Aussage zweier erschreckter Frauen hatte er sich auf dem Dach der Queens Hall niedergelassen und war dort mehrere Stunden lang wie ein lebendiges Teufelsbild gehockt. In den Abendzeitungen am nächsten Tag war zu lesen, daß ein Soldat, der vor dem Marlborough House Wache gestanden hatte, wegen unerlaubten Verlassens seines Postens vor das Kriegsgericht gestellt wurde. Seine Entschuldigung, daß er sein Gewehr hingeworfen und die Flucht ergriffen hätte, weil er plötzlich beim Aufblicken den Teufel vor dem Mond dahinfliegen gesehen habe, wurde vom Gericht nicht akzeptiert, könnte aber in direktem Zusammenhang mit unserem Pterodactylus stehen.

Die einzige andere Spur, die ich noch hinzufügen kann, stammt aus dem Logbuch der *Friesland*, eines Dampfers der Holland-Amerika-Linie. Sie besagt, daß am nächsten Morgen um neun Uhr, zehn Meilen vor Start Point, ein seltsames Tier – halb Ziege, halb Fledermaus – beobachtet wurde. Es sei mit erstaunlichem Tempo vorbeigeflogen und in südwestlicher Richtung verschwunden. Wenn sein

Heimatinstinkt ihm den rechten Kurs eingab, besteht kein Zweifel, daß der letzte europäische Pterodactylus irgendwo in den endlosen Weiten des Atlantik ertrunken ist.

Und nun zu Gladys, meiner Gladys vom geheimnisvollen See – der nun wieder in Zentralsee umbenannt werden wird, denn Gladys soll durch mich keine Unsterblichkeit erlangen. Hatte ich nicht von Anfang an einen brutalen Charakterzug in ihr vermutet? Hatte ich nicht, sogar zu jener Zeit, als ich noch stolz darauf war, ihrem Geheiß zu folgen, gewußt, daß es eine recht armselige Liebe sein mußte, wenn der Geliebte in den Tod oder doch in tödliche Gefahr geschickt wurde? Habe ich nicht in meinen geheimsten Gedanken durch die schöne Fassade ihres Gesichts hindurch in ihre Seele geblickt und dort den Zwillingschatten von Selbstsucht und Unbeständigkeit erkannt? Waren es Heldentum und menschliche Größe an sich, die sie liebte, oder hatte sie mich nur wegen des Ruhms, der ohne eigene Anstrengung und Opfer auf sie ausstrahlen sollte, in die Fremde geschickt? Sind diese meine Gedanken nur Ausdruck jener Klugheit, die nach dem Schaden kommt? Es war auf alle Fälle der Schock meines Lebens. Vorübergehend wurde ich zum Zyniker. Aber jetzt, da ich dies schreibe, ist schon eine Woche vergangen.

Ich will mein Erlebnis mit Gladys in wenigen Worten erzählen. In Southampton erwartete mich weder ein Brief noch ein Telegramm. Von Sorgen vor Besorgnis kam ich gegen zehn Uhr am gleichen Abend zu der kleinen Villa

in Streatham. War Gladys krank oder tot? Wo waren meine nächtlichen Träume von zärtlichen Umarmungen, ihrem lächelnden Gesicht und den Lobesworten für den Ritter, der ausgezogen war und sein Leben für sie gewagt hatte, geblieben? Ich war von den erhabenen Gipfeln herabgestürzt und stand bescheiden auf dem Erdboden. Aber immer noch hätte eine einleuchtende Erklärung die Wolken wieder zerstreuen können. Ich stürzte den Gartenpfad hinauf, hämmerte gegen die Tür, hörte drinnen die Stimme von Gladys, drängte mich an dem bestürzten Hausmädchen vorbei und eilte ins Wohnzimmer. Im Schein der Stehlampe saß sie auf einem niedrigen Sofa neben dem Klavier. Mit drei Schritten war ich bei ihr und ergriff ihre beiden Hände.

»Gladys!« rief ich. »Gladys!«

Sie blickte mit überraschtem Gesicht auf. Irgendwie wirkte sie verändert. Der Ausdruck ihrer Augen, der harte Blick, die verkniffenen Lippen waren mir neu an ihr. Sie entzog mir die Hände.

»Du?« fragte sie bloß.

»Gladys!« rief ich. »Was ist denn los mit dir? Du bist doch meine Gladys, oder etwa nicht? Die liebe kleine Gladys Hungerton?«

»Nein«, sagte sie. »Ich heiße jetzt Gladys Potts. Darf ich dir meinen Mann vorstellen?«

Wie absurd das Leben doch sein kann! In dem Sessel, in dem ich immer gesessen hatte, hockte ein kleiner, rothaariger Mann, vor dem ich mich jetzt verbeugte und dem ich die Hand schüttelte. Wir grinsten uns gegenseitig peinlich

berührt und mit leeren Gesichtern an.

»Bis unser Haus fertig ist, wohnen wir noch einstweilen hier«, sagte Gladys.

»Wie angenehm«, sagte ich.

»Hast du meinen Brief denn nicht bekommen?« fragte Gladys. »Ich habe ihn nach Para geschickt.«

»Nein, ich habe keinen Brief bekommen.«

»Schade, dann hättest du Bescheid gewußt.«

»Dafür weiß ich jetzt Bescheid«, sagte ich.

»Ich habe William viel von dir erzählt«, sagte Gladys. »Wir haben keine Geheimnisse voreinander. Es tut mir ja so leid. Aber so tief kann deine Liebe zu mir nicht gegangen sein, sonst wärest du nicht um die halbe Welt gereist und hättest mich allein hier zurückgelassen. Du bist doch jetzt nicht eingeschnappt, oder?«

»Überhaupt nicht. Aber ich glaube, ich muß jetzt wieder gehen.«

»Wollen Sie nicht etwas trinken?« fragte der mickrige Rotschopf. »Es ist offensichtlich immer wieder dasselbe, was? Muß ja aber auch so sein, wenn wir die Polygamie nicht einführen wollen.«

Er lachte idiotisch, während ich zur Tür ging.

Ich war schon draußen, als ich einer plötzlichen Eingebung folgend noch einmal zurückging.

»Würden Sie mir bitte eine Frage beantworten?« bat ich.

»Kommt darauf an«, sagte Mr. Potts.

»Wie haben *Sie* es denn geschafft? Haben Sie einen verborgenen Schatz ausgegraben, einen neuen Pol entdeckt,

als Pirat die Welt umsegelt, oder sind Sie über den Kanal geflogen? Mit welcher Art von Romantik haben Sie ihr imponiert?»

Aus dem gutmütigen, dummlichen Gesicht sahen mich zwei Augen entgeistert an.

»Finden Sie diese Fragen nicht etwas sehr persönlich?« meinte er.

»Nein«, sagte ich. »Noch eine letzte Frage: Was sind Sie von Beruf?«

»Ich bin Buchhalter«, sagte Mr. Potts stolz. »Zweiter Mann bei der Firma Johnson und Merrivale in der Chancery Lane Nummer einundvierzig.«

»Aha«, sagte ich. »Dann gute Nacht.«

Und damit ging ich endgültig. Und wie allen Helden, denen das Herz gebrochen wird, brodelte in mir eine Mischung aus Zorn, Kummer und Heiterkeit, während ich in die Dunkelheit hinausstapfte.

Noch eine letzte kleine Szene, und ich bin fertig. Gestern waren wir in Lord Johns Appartement zum Abendessen eingeladen. Hinterher saßen wir in guter Kameradschaft rauchend beisammen und unterhielten uns über unsere Abenteuer. Es war sonderbar, diese alten vertrauten Gesichter in so veränderter Umgebung zu sehen. Da war Challenger mit seinem herablassenden Lächeln, dem unduldsamen Blick, den halb gesenkten Lidern, seinem angriffslustigen gestäubten Bart und seinem gewaltigen Brustkasten, der sich blähte und vorwölbte, während er Summerlee die Meinung sagte. Und Summerlee selbst saß da, die kurze Stummelpfeife zwischen dem dünnen

Schnurrbart und dem grauen Ziegenbart, das faltige Gesicht im Eifer des Gefechts vorgebeugt, während er alles, was Challenger sagte, der Reihe nach bestritt. Und endlich war da unser Gastgeber mit seinem kantigen Adlergesicht und den kalten, gletscherblauen Augen, aus deren Tiefe Übermut und Humor schimmerten. Das ist das letzte gemeinsame Bild von ihnen, das sich meinem Gedächtnis eingeprägt hat.

Nach dem Abendessen in Lord Johns Allerheiligstem – dem Zimmer mit der rötlichen Beleuchtung und den unzähligen Trophäen – war es, daß Lord John uns noch etwas zu sagen hatte. Er hatte eine alte Zigarrenkiste aus dem Schrank geholt und vor sich auf den Tisch gestellt.

»Da wäre noch eine Sache«, sagte er, »die ich vielleicht schon früher hätte zur Sprache bringen sollen, aber ich wollte erst mal genau wissen, woran ich bin. Es hat schließlich keinen Zweck, unnötig Hoffnungen zu wecken, aus denen dann nichts wird. Aber jetzt haben wir es ja mit Tatsachen zu tun, nicht mit Hoffnungen. Erinnern Sie sich noch an den Tag, als wir die Pterodactylenkolonie im Sumpf entdeckten? Nun, an der Bodenbeschaffenheit dieses Platzes fiel mir etwas auf. Vielleicht ist es Ihnen entgangen. Es war ein vulkanischer Trichter mit blauem Ton.«

Die Professoren nickten zustimmend.

»Bisher habe ich nur an einer einzigen Stelle auf der ganzen Welt einen Krater mit blauem Ton gesehen. Das war bei der großen De-Beers-Diamantenmine in Kimberley. Ich habe den Gedanken an die Diamanten nicht mehr aus dem Kopf vertreiben können und mir

deshalb diesen Apparat zusammengebastelt, der mir die stinkenden Biester vom Leibe hielt, und dort einen wunderschönen Tag mit der Hacke verbracht. *Das hier* habe ich gefunden.«

Er öffnete die Zigarrenkiste, kippte sie um und schüttete etwa vierzig bohnen- bis haselnußgroße, unansehnliche Steine auf den Tisch.

»Sie werden vielleicht sagen, ich hätte Ihnen gleich von meinem Fund erzählen müssen«, fuhr er fort. »Das mag richtig sein. Nur wußte ich, daß es für den Unerfahrenen eine Menge Täuschungsmöglichkeiten gibt und daß Steine so groß sein können, wie sie wollen, und trotzdem nicht viel wert sind, wenn Feuer und Konsistenz nicht stimmen. Darum steckte ich erst mal so ein paar ein. Am ersten Tag nach der Rückkehr habe ich einen Stein zu Spink gebracht und ihn gebeten, ihn etwas zu schleifen und zu taxieren.«

Er zog eine Schachtel aus der Tasche und öffnete den Deckel; ein funkelnder Diamant kam zum Vorschein, der schönste Stein, den ich je gesehen habe.

»Und das ist dabei herausgekommen«, sagte er. »Er schätzt diese Klunker hier auf mindestens zweihunderttausend Pfund, und die werden selbstverständlich brüderlich unter uns geteilt. Na, Professor Challenger, was machen Sie mit Ihren fünfzigtausend?«

»Wenn Sie tatsächlich auf Ihrem großzügigen Angebot bestehen«, sagte der Professor, »so würde ich mir einen langgehegten Traum erfüllen und ein privates Museum gründen.«

»Und Sie, Summerlee?«

»Ich würde auf der Stelle meine Vorlesungen aufgeben und mich ganz der endgültigen Klassifizierung von Kalkfossilien widmen.«

»Ich werde meinen Anteil dazu benutzen«, sagte Lord John Roxton, »eine ordentliche Expedition auszurüsten, um mir das liebe alte Plateau noch mal in aller Ruhe anzusehen. Und unser Mr. Malone wird seinen Anteil wahrscheinlich dazu benutzen, um in den heiligen Stand der Ehe treten zu können, habe ich recht?«

»Nein«, sagte ich mit einem etwas gequälten Lächeln. »Vorläufig noch nicht. Wenn Sie nichts dagegen haben, würde ich Sie gerne auf Ihrer nächsten Expedition begleiten.«

Lord Roxton sagte nichts, aber er streckte mir seine wettergebräunte Pranke über den Tisch entgegen.

– Ende –